Leitfaden

zur

Geschichte des deutschen Volkes

von

David Müller.



Verlag von Franz Vahlen in Berlin.



Orig.-Aufn. v. E. Bieber u. Reichard & Lindner, Berlin. Lichtdr. v. Högelein & Schwabe, Berlin.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Leitfaden

zur

Geschichte des deutschen Volkes

von

Dr. David Müller,

vormals Professor am Polytechnikum in Karlsruhe.

Fünfzehnte, verbesserte Auflage,

besorgt von

Dr. Rudolf Lange,

Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin.

Mit Übersichten zur Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatskunde, 6 geschichtlichen Karten und einem Dreikaiserbilde.



Berlin, 1910.

Verlag von Franz Vahlen.

W 9, Linkstraße 16.

Vorwort
zur ersten und zweiten Auflage.

Das vorliegende Büchlein ist zunächst, wie schon der erste Blick lehrt, ein Auszug aus meiner größeren „Geschichte des deutschen Volkes“, hervorgegangen aus dem mir oft nahe gelegten Bedürfnis, einen gedrängteren Leitfaden für die mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen und die oberen der Mittel- und Töchterschulen zu haben, der sich sowohl durch Kürze wie durch billigen Preis empfehle. Indem ich diesem Wunsche Folge gebe, glaube ich, daß neben diesem Leitfaden doch noch die größere Geschichte ihre Stelle ausfüllen wird, insofern der reifere Schüler sie zum Nachlesen neben dem Leitfaden benutzen und selbst der Lehrer zur Mitteilung z. B. der kulturhistorischen Stellen sie gebrauchen kann; und daß sie nachher in den oberen Klassen geradezu, vorbereitet durch den Leitfaden in den mittleren, für die deutsche Geschichte sich zu Grunde legen läßt.

Da aber dieser Leitfaden möglicher Weise auch solchen Schülern als Lehrbuch dienen kann, welche keinen erweiterten Kursus mehr auf der Schule zu erwarten haben, sondern, nachdem sie einen Abriß der alten Geschichte durchgemacht*), nur noch die deutsche eingehender dargestellt erhalten — so habe ich bei aller Abkürzung der Darstellung doch Rücksicht genommen auf die allgemeine Geschichte. Ich habe deshalb schon im Mittelalter da, wo die deutsche Geschichte mit der allgemeinen Weltgeschichte näher sich berührt, z. B. bei der Völkerwanderung, den Kreuzzügen, dann aber namentlich in der neueren Geschichte und zwar schon von dem Reformationszeitalter an die allgemeine Geschichte (freilich nur in den allgemeinsten Zügen) mehr zur Geltung kommen lassen, als dies in meiner „Geschichte des deutschen Volkes“ geschehen ist. Zwei Zwecke dachte ich dadurch zu erreichen. Einmal im Allgemeinen das nötige geschichtliche Wissen

*) Als solcher kann mein Leitfaden der alten Geschichte dienen, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1873. [19. Aufl. herausgegeben von Gymnasial-Direktor Dr. R. Lange. 1909.]

zu fördern, das sich doch über den unmittelbaren Kreis des eigenen Volkes ausdehnen muß; dann aber besonders die Einwirkung des deutschen Volkes auf die geistige Entwickelung der Welt schon für die Jugend anzudeuten. Denn wo könnte von einer Geschichte der Reformation die Rede sein, ohne zu betonen, wie anderthalb Jahrhunderte hindurch die Welt direkt oder indirekt von ihr beeinflußt wird? Ja selbst von der Geschichte des 17. Jahrhunderts, ohne zu zeigen, daß die gewaltige Großmacht der neueren Geschichte, Rußland, von Deutschland die befruchtenden Kulturkeime empfangen habe? Geschweige von der neueren Zeit, ohne fühlen zu lassen, wie das ehedem blos negativ bezeichnete sogenannte „Zeitalter der Revolution" in der Schöpfung des Deutschen Reiches sein positives Gegengewicht gefunden?

In solchem Sinne ist auch die allgemeine Geschichte in diesem Werke mit berücksichtigt. Doch bleibt Deutschland, wie sich für Deutschland gebührt, der Mittelpunkt.

Ueber Methodik im Allgemeinen zu reden, unterlasse ich an dieser Stelle, indem ich teils auf früher Ausgesprochenes verweise, teils die Hoffnung hegen darf, bald Zeit und Gelegenheit zu finden, in einer besonderen Schrift darüber zu handeln.

Karlsruhe, im Oktober 1874, Ostern 1876.

Dr. David Müller.

Aus dem Vorwort zur vierten Auflage.

Wie richtig der so früh dahingeschiedene Verfasser die Bedürfnisse der Schule erkannt, als er neben seine Geschichte des deutschen Volkes den vorliegenden „Leitfaden" stellte, hat der Erfolg deutlich genug gezeigt. In wenigen Jahren sind drei starke Auflagen des Buches vergriffen, gewiß eine Mahnung für den unterzeichneten Herausgeber, dem die geehrte Verlagsbuchhandlung die Besorgung der weiteren Auflagen anvertraut hat, an dem Rahmen und den Grundlagen, wie sie D. Müller geschaffen, festzuhalten. Wenn ich trotzdem die neue Auflage als eine vielfach umgearbeitete bezeichnen muß, so kann ich es mit dem Bewußtsein tun, daß, wo ich geändert, es im Sinne und Geiste des Verfassers geschehen ist.

..... Was mir von Rezensionen der früheren Auflagen des Buches bekannt geworden, habe ich, soweit tunlich, benutzt. Besonderen Dank spreche ich hiermit dem Herrn Rektor Dr. Petersdorff in Preuß. Friedland aus, der seine Bemerkungen zu einer größeren Partie des Buches der Verlagsbuchhandlung freundlichst übersandt hat.

Altenburg, im August 1881.

F. Junge.

Aus dem Vorwort zur fünften Auflage.

Bei der Bearbeitung der neuen Auflage sind dem Herausgeber außer den Anzeigen der 4. Auflage und den zahlreichen Bemerkungen, welche Herr Dr. Lange (früher in Greiz, jetzt am Realgymnasium zum Heiligen Geist in Breslau) in dankenswerter Bereitwilligkeit ihm zur Verfügung gestellt, besonders die eigenen Erfahrungen zu statten gekommen, die er beim Gebrauche des Buches in den Oberklassen der hiesigen höheren Töchterschule gemacht hat.

Besondere Aufmerksamkeit ist der Frage, welche Zahlen zu lernen seien, zugewandt worden. Diejenigen, welche nach des Herausgebers Ansicht von Stunde zu Stunde bei der Durchnahme des Stoffs einzuprägen sind, haben ihre Stelle am Rande des Textes erhalten. In der angehängten Tabelle, die hauptsächlich bei Repetitionen größerer Abschnitte gebraucht werden soll, sind diese Jahreszahlen noch einmal zusammengestellt, doch so, daß die Zahlen, welche durch unausgesetzte Wiederholungen zu einem dauernden Besitz werden sollen, durch den Druck hervorgehoben sind.

Greiz, Februar 1885.

F. Junge.

Aus dem Vorwort zur sechsten Auflage.

..... Als die wichtigsten Abweichungen von der letzten Auflage nenne ich: Die Kürzung der Geschichte der späteren Karolinger, die Hinzufügung wichtiger Geschlechtstafeln, die

Umordnung der Paragraphen am Anfang der fünften Periode.

Die tatsächlichen Angaben sind ebenso wie die Darstellung eingehend geprüft worden, und namentlich die letztere hat vielfach vereinfacht werden können.

Die in der letzten Auflage nur für die angehängte Tabelle gemachte Scheidung zwischen den durchaus nötigen und den unwichtigeren Zahlen ist jetzt auch bei den Zahlen am Rande des Textes gemacht worden.

Über alles Weitere darf ich verweisen auf mein im gleichen Verlage 1886 erschienenes erweitertes Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern, zu dem mein Referat der Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen (Verhandlungen S. 218—273) in manchen Punkten eine Ergänzung bietet.

Greiz, Februar 1888.

F. Junge.

Vorwort zur achten Auflage.

Während bisher die deutsche Geschichte auf der Mittelstufe der höheren Schulen Lehraufgabe der beiden Tertien, also nur zweier Jahreskurse war, wird sie nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892 auf drei Jahreskurse, die beiden Tertien und die Untersekunda, verteilt. Schon durch diese andere Verteilung des Stoffes, noch mehr durch die Forderungen, die unser Kaiser mit vollem Rechte an den Geschichtsunterricht gestellt hat, war für die neue Auflage des Leitfadens eine vollständige Umarbeitung geboten. In einer bloßen Vermehrung des Stoffes durfte diese Umgestaltung nicht bestehen, das war mir selbstverständlich. Vielmehr mußte es meine Aufgabe sein, das Buch den neuen Aufgaben anzupassen, womöglich ohne seinen Umfang zu vergrößern, denn ein Leitfaden soll knapp sein. Erweiterung bedurfte es nach der kultur- und verfassungsgeschichtlichen Seite, Verkürzung dagegen für alle über das wirklich Erforderliche hinausgehende Einzelheiten der Staats- und Kriegsgeschichte. Außerdem galt es, die römische Kaisergeschichte, die jetzt erst der Tertia zufällt, in die deutsche Geschichte so zu verflechten, daß kein Spalt aufklafft (vgl. meinen Nachtrag zum erweiterten Vorwort zu D. Müllers Geschichtsbüchern 1892, S. 21).

Ich habe mich bemüht diese Aufgaben zu lösen. Durch Verkürzung des Stoffes, den das Buch bisher bot, ist Raum gewonnen worden für eine ganze Reihe von neuen, durch einen * kenntlich gemachten Paragraphen, die außer der römischen Kaisergeschichte Kulturgeschichtliches, Entwickelung der Verfassungen, Wirtschaftliches bringen, das für den Standpunkt der Schüler geeignet erschien. Namentlich für die Untersekunda ist nach dieser Seite hin gesorgt worden; der Herausgeber hofft, ohne Überspannung der Anforderungen, die an Schüler dieses Alters gestellt werden können. Er hofft auch, daß er in der Verteilung des Stoffes das Richtige getroffen hat. Von dem Texte sind in Untertertia etwa 60 Seiten durchzuarbeiten, d. h. (bei 40 Schulwochen) in der Unterrichtsstunde etwa $^3/_4$ Seite, ein Stück, das, wie Herausgeber wiederholt erprobt hat, nicht über das Maß des Erreichbaren hinausgeht, aber auch nicht zu geringe Anforderungen stellt. Der Stoff der Obertertia mit noch nicht 50 Seiten könnte etwas knapp bemessen scheinen, aber die brandenburgisch-preußische Vorgeschichte, die in diese Klasse gehört, verlangt ein stetes Zurückgreifen auf die deutsche Geschichte, so daß die Aufgabe, die zu lösen ist, gewiß nicht zu klein erscheint. Der Untersekunda fallen fast 70 Textseiten zu, also etwas mehr als den anderen Jahreskursen, und, was betont werden muß, der Stoff stellt hier durch eingehendere Berücksichtigung der Verfassungsgeschichte, durch Hereinziehung von kulturgeschichtlichen und sozialpolitischen Grundzügen höhere Anforderungen, aber die Verteilung wird darum doch gerecht erscheinen, denn die Schüler sind nun keine Neulinge in der Geschichte mehr, sie können ein größeres Gebiet bewältigen und sie haben besondere Ursachen zu umfassenderen Wiederholungen des Früheren nicht mehr, denn die Verordnungen verlangen für die Abschlußprüfung, die nach dem vollendeten Jahreskursus abzulegen ist, ausdrücklich Beschränkung auf das Jahrespensum der Untersekunda.

Daß der Leitfaden trotz aller Knappheit doch ein Buch bleibt, in dem der Schüler lesen kann, darum habe ich mich nach Kräften bemüht, es auch, hoffe ich, erreicht, erreicht hoffentlich auch, daß vaterländischer Sinn aus dem Buche zum Schüler spricht und in ihm die Liebe zum Vaterland weckt um so mehr, je mehr sich die Darstellung der heutigen Zeit nähert.

Die Zahlen sind aufs Notwendigste beschränkt worden, nur die dem Gedächtnis dauernd einzuprägenden stehen noch am Rande des Textes.

Und nun noch herzlichen Dank allen denen, deren Winke mir bei der Umarbeitung förderlich gewesen sind, vor allem den Herren Professor Dr. Köcher in Hannover und Oberlehrer Dr. Lange in Rostock.

Möge das Buch auch in dieser neuen Fassung die alten Freunde sich bewahren, neue gewinnen!

Magdeburg, im März 1893.

F. Junge.

Vorwort zur zehnten (elften) Auflage.

Wie die neunte Auflage ist auch diese zehnte (elfte) in der Hauptsache ein Abdruck der achten, natürlich ein verbesserter. Auf sachliche Änderungen ist durch Hinzufügung von ** (***) am Rande hingewiesen. Umgearbeitet ist die Darstellung der französischen Revolution, (in der 11. Auflage die Vorgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staates), neu hinzugekommen ein Anhang „Übersichten zur Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatskunde", über deren Benutzung im Unterrichte ich wohl auf meinen Bericht für die Direcktorenkonferenz der Provinz Sachsen von 1896 (Verhandlungen S. 181—234) verweisen darf.

Nicht unterlassen kann ich an dieser Stelle noch allen, die mir durch ihre Mitteilungen manche Besserung möglich gemacht, herzlich zu danken, namentlich den Herren Gymnasialdirektor Dr. Lange in Rostock, Oberlehrer Brey am Realgymnasium zu Magdeburg, Oberlehrer Böckler in Gardelegen, (Professor Dr. Siegfried und Oberlehrer Dr. Zimmermann in Berlin).

Magdeburg, im März 1897 (Berlin, im Februar 1899).

F. Junge.

Vorwort zur zwölften Auflage.

Wenn jede der letzten drei Auflagen des vorliegenden Buchs im wesentlichen als Abdruck der vorhergehenden bezeichnet werden konnte, so ist dies mit der zwölften nicht der Fall. Zwei Gründe sind dafür anzuführen. Zunächst hat die Person des Herausgebers gewechselt:

Herr Direktor Professor Dr. Junge, der seit dem Tode des Verfassers die Herausgabe von dessen Geschichtsbüchern übernommen und so freudig und unermüdlich an ihnen gearbeitet hatte, ist kurz nach dem Erscheinen der 11. Auflage des „Leitfadens zur Geschichte des deutschen Volkes" allzufrüh dahin gerafft worden, und die geehrte Verlagsbuchhandlung hat mich nun mit der weiteren Fürsorge auch für diesen betraut. Ein neuer Herausgeber wird aber in einem Buche wie dies hier wohl immer zu ändern haben, wenn anders er seine eigenen Anschauungen und Überzeugungen nicht völlig und mehr, als billig ist, zurücktreten lassen will: ich für meine Person habe das nicht zu tun vermocht. Dazu kam aber ein zweites: in Preußen sind neue Lehrpläne erschienen, und sie haben für den Geschichtsunterricht, wenn auch nicht viel, doch manches geändert, auch für die Mittelstufe. Einmal sollen die Zusammenstöße der Römer mit den Deutschen während der Zeit der Republik jetzt erst in Untertertia bei Durchnahme der ältesten deutschen Geschichte ausführlicher behandelt werden, und ich habe deshalb die Darstellung der Zimbern- und Teutonenkriege (§ 1) und des Kampfes zwischen Ariowist und Cäsar (§ 2) erweitern müssen. Ferner aber wird in den neuen Lehrplänen die römische Kaisergeschichte vom Tode des Augustus an auch auf der Mittelstufe schon etwas stärker betont als früher. Darum habe ich mich, so wenig mir das Ändern an sich lieb war, doch entschlossen, sie nicht mehr, wie es bisher in dem vorliegenden Lehrbuch geschah (vgl. das Vorwort zur 8. Auflage) und auch in anderen geschieht, in die früheste deutsche Geschichte zu verflechten, sondern habe sie ebenso wie Brettschneider gesondert, vor der letzteren, behandelt: das Römerreich der ersten nachchristlichen Jahrhunderte hat doch wohl sein eigenes reiches und selbständiges Leben gelebt, und seine Geschichte verdient deshalb auch für sich und nicht nur als eine Art Anhängsel zu der der Deutschen behandelt zu werden, die damals erst langsam einer großen Zukunft entgegenwuchsen. Um aber die Paragraphenzählung nicht in störender Weise zu ändern, habe ich die römische Kaisergeschichte als Einleitung betrachtet und erst, wo die deutsche Geschichte einsetzt, mit § 1 begonnen: das paßt ja auch zum Titel des Buchs am besten. Natürlich haben infolgedessen die §§ 6—8 sehr bedeutend umgestaltet werden müssen. Im übrigen sind größere Änderungen — die sich hoffentlich zugleich als Verbesserungen erweisen werden — vorgenommen worden besonders in den §§ 5, 26, 31, 43, 45, 47, 58, 62, 65, 67, 74, 95, 96, 142, 145, 165, 169, 178, 206, 236, 237 und 262. Aber auch sonst habe ich oft — auch was den Stil anlangt. auf den meiner

Meinung nach recht viel Wert gelegt werden muß — die bessernde Hand angelegt, niemals aber ohne Grund, wenn ein solcher auch nicht immer gleich zu erkennen ist, geändert. Auch von andrer Seite sind mir zu meiner Freude Verbesserungsvorschläge zugegangen, und vor allem bin ich den Herren Oberlehrern Dr. Zimmermann und Dr. Goette in Berlin für ihre freundlichen Mitteilungen zum Danke verpflichtet. Besonders muß noch erwähnt werden, daß § 146 mit dem einen Teil des § 151 (der andere, etwas erweiterte Teil zählt jetzt als § 150) zu einem Paragraphen (151) zusammengezogen worden ist; das war, wie leicht ersichtlich ist, unbedingt nötig. Dadurch ist dann die Zählung der §§ 146—150 eine andere geworden; aber nur diese. Auch die Überschriften sind nur ganz vereinzelt geändert, wie denn abgesehen von der gesonderten Behandlung der römischen Geschichte die ganze Anlage des Buchs dieselbe geblieben ist. Ich darf deshalb wohl hoffen, daß auch da, wo alte und neue Auflage nebeneinander gebraucht werden, die Schwierigkeiten nicht allzu groß sein werden. Und wenn sich die Unterschiede trotzdem hier und da als störend erweisen sollten, so kann ich doch versprechen, daß, wenn der Leitfaden sich auch ferner als treuer und verläßlicher Helfer beim Unterrichte erweisen sollte, bei etwa nötig werdenden weiteren Auflagen so wenig geändert werden soll, wie es sich mit der Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaft und die geschichtliche Wahrheit vereinigen läßt. —

Und so mag denn das Buch wieder hinausziehen, um treulich seinen Beruf zu erfüllen: möchte es ihm gelingen, sich die Gunst zu erhalten, die es sich in mehr als einem Vierteljahrhundert erworben hat!

Berlin, im Februar 1902.

R. Lange.

Vorwort zur vierzehnten Auflage.

Ganz ohne Änderungen hat auch die vorliegende neue Auflage nicht bleiben können. Einmal war am Schluß Verschiedenes nachzutragen, und dann mußte auch an manchen anderen Stellen, deren Fassung hier und da Bedenken erregt hatte, gebessert werden. So erschien es als notwendig, die Ereignisse des Jahres 1848 und der folgenden Jahre etwas ausführlicher darzustellen; war doch z. B. der erste schleswig-holsteinische Krieg bisher nur im Vorbeigehen erwähnt.

Auch die sonst vorgenommenen Änderungen haben ihren guten Grund: vor allem durfte ich nicht zögern, Angaben, die sich inzwischen als ungenau oder irrig erwiesen hatten — so in der Schilderung der Vorgänge bei der Nordarmee 1813 — richtig zu stellen. Gewiß werden alle diese Verbesserungen, wenngleich von § 231—§ 260 eine andere Zählung der Paragraphen notwendig geworden ist, willkommen sein; auch sind sie nicht zahlreich, und so gilt von dieser Auflage, was von der dreizehnten galt: sie läßt sich ohne Schwierigkeit neben der vorigen gebrauchen.

Berlin, 2. September 1906.

R. Lange.

Vorwort zur fünfzehnten Auflage.

Auch die neue Auflage darf ich wieder als eine verbesserte bezeichnen: in formeller sowohl wie namentlich in sachlicher Beziehung habe ich Änderungen vornehmen müssen und habe ferner, einem mir früher geäußerten Wunsche gemäß, die wichtigsten Persönlichkeiten in ihrer Wesensart kurz zu kennzeichnen gesucht, wo ich dies noch für nötig oder zweckmäßig hielt. Außerdem sind die wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit aufgenommen worden, soweit dies bei einem Leitfaden für die Mittelklassen höherer Lehranstalten angebracht zu sein schien. Anlage und Art des Buchs sind indes unverändert geblieben.

Berlin, 18. Februar 1910.

R. Lange.

Inhalt.

Übersicht:

Einleitung.

Erster Zeitraum . . . . . . 7—28

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf Karl den Großen oder bis zur Bildung des Reiches im Jahre 800.

Zweiter Zeitraum . . . . . . 28—53

Von Karl dem Großen bis zum Interregnum. Von 800—1254.

Dritter Zeitraum . . . . . . 53—70

Vom Interregnum bis zur Reformation. Von 1254—1517. Zerfall des Reiches, Bildung der österreichischen Großmacht.

Vierter Zeitraum . . . . . . 70—98

Von der Reformation bis zum westfälischen Frieden. Von 1517—1648.

Karten.

Einleitung.

Das römische Kaiserreich bis zum Tode des Theodosius.

Von 31 v. Chr. bis 395 nach Chr.

a. Das julisch-klaudische Kaiserhaus. 31 v. Chr. bis 68 n. Chr. 31 v. Chr. —
Durch die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) war Cäsar Octavianus, 68 n. Chr.
der Großneffe und Adoptivsohn des Diktators Cäsar, Beherrscher des römischen Reichs geworden (31 v. Chr.—14 n. Chr.). Er ließ zwar die Formen 31 v. Chr. —
der republikanischen Verfassung fortbestehen, hütete sich wohl, den Titel 14 n. Chr.
eines Königs anzunehmen und wies selbst die Würde eines lebenslänglichen Diktators entschieden zurück: aber wenn er das auch tat und wenn er auch vor allem dem Senate einen Teil seiner Gewalt ließ, so beherrschte doch er den Staat, und da nach seinem Tode nicht wieder wie nach dem Cäsars ein Rückschlag eintrat, so gilt er mit Recht als der erste Vertreter der neuen römischen Monarchie, für die allerdings sein Adoptivvater die Grundlagen bereits geschaffen hatte: mit dem Namen der beiden nennen wir noch jetzt die mächtigsten Herrscher, denn das Wort Kaiser ist aus Caesar (griechisch Kaisar) entstanden.

Die Machtstellung des neuen Herrschers beruhte vor allem darauf, daß er als Imperator über das Heer und über die Provinzen, in denen Truppen standen, verfügte. Daneben war es von der größten Wichtigkeit, daß er, nachdem er lange Zeit das Konsulat bekleidet hatte, auf Lebenszeit die tribunizische Gewalt erhielt. Dadurch gewann er nicht nur Unverletzlichkeit, sondern auch das Recht, die Amtshandlungen der übrigen Magistrate zu hemmen. Schon vorher war ihm als besondere Ehre der Titel Augustus, d. h. der Verehrungswürdige, Erhabene, zuerkannt worden. Er selbst bezeichnete sich gern als Princeps, d. h. als Ersten der Bürger; auch die Würde eines Pontifex Maximus hat er später bekleidet.

Das Reich befand sich unter seiner Regierung nach den langen Bürgerkriegen wohl, und vor allem hat er auch für die Provinzen trefflich gesorgt. An den Grenzen führte er siegreiche Kriege; so in Spanien, in den Alpen und in den Donauländern. Die Parther nötigte er, die dem Crassus genommenen Adler und die noch lebenden Gefangenen zurückzugeben. Nur gegen die Deutschen war er zuletzt nicht glücklich: beinahe schon unterworfen, gewannen sie durch den Sieg, den sie unter der Führung des Cheruskerfürsten Armin über den römischen Statthalter Quinctilius Varus im Teutoburger Walde 9 n. Chr. erfochten, ihre Freiheit wieder (vgl. §§ 3. 4). 9 n. Chr.

Im übrigen war die Regierung des Augustus reich an Erfolgen, und als er 14 n. Chr. starb, konnte er mit Recht sagen, er habe seine Rolle gut gespielt. Aber in seiner Familie hatte ihn das Unglück verfolgt. Er hinterließ keine leiblichen Söhne und hatte nach dem Hinsterben seiner Enkel halb wider Willen seinen Stiefsohn Tiberius Claudius Nero (14—37) zum Nachfolger einsetzen müssen. Der neue Kaiser, bei seiner Thronbesteigung schon 55 Jahre alt, war kein untüchtiger Herrscher; er regierte voll Einsicht und Klugheit und vor allem mit vernünftiger Sparsamkeit noch unumschränkter als Augustus das weite Reich. Aber von Anfang an neigte der stolze und verschlossene Mann sehr zum Mißtrauen; das nahm durch trübe Erfahrungen immer mehr zu und steigerte sich schließlich infolge des schändlichen Verrats des Sejan, dem er lange Zeit die größte Macht eingeräumt hatte, zum bittersten Menschenhaß, der ihn auch vor Grausamkeiten nicht zurückschrecken ließ. Schon längst hatte er Rom verlassen: die ganze letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in einsamer Zurückgezogenheit, meist auf der Insel Capri, und schließlich fand er, schon hoch betagt, zu Misenum ein trauriges Ende: er wurde, als er aus einer tiefen Ohnmacht gegen die Erwartung seiner Umgebung wieder erwachte, erstickt. Sein Nachfolger, der junge Gaïus, zubenannt Caligula (37—41), der Sohn des durch seine Siege in Deutschland berühmt gewordenen Germanicus und Enkel des Drusus, verfiel, betört von der ungeheuren Macht, die ihm plötzlich zugefallen war, in wahnwitzige Selbstüberhebung und regierte als lasterhafter, feiger und grausamer Tyrann, bis ihn einer der Führer der Leibgarde, der immer mächtiger werdenden Prätorianer, im Jahre 41 erschlug. Diese riefen nun einen Oheim des Gaïus, den Claudius (41—54), zum Kaiser aus, der, durch und durch ein Schwächling, sich von seinen Frauen und Günstlingen völlig beherrschen ließ. Auch er endete durch Meuchelmord: seine eigene Gemahlin Agrippina ließ ihn vergiften; dann erhob sie den Nero, ihren Sohn aus erster Ehe, auf den Thron (54—68). Er regierte einige Jahre, von seinem Lehrer, dem weisen Seneca, beeinflußt, leidlich, beging dann aber voll Eitelkeit, Grausamkeit und voll aller Lüste noch mehr Greuel als selbst Caligula; so ließ er den Seneca hinrichten und seine Mutter Agrippina ermorden. Als ein gewaltiger Brand Rom heimgesucht hatte, den man aber wohl kaum ihm zur Last legen darf, ließ er die Stadt viel prächtiger wieder aufbauen; die Schuld des Brandes aber wälzte er auf die Christen, die sich damals bereits in den größeren Städten des Reichs zu kleinen Gemeinden zusammenschlossen und deren eifrigster Apostel, Paulus, bei der Christenverfolgung, die nun entstand, mit hingerichtet wurde. Immer mehr machte sich Nero verhaßt, immer unwürdiger zeigte er sich des Thrones: er verpraßte ungeheure Summen auf die unsinnigste Weise und verschmähte es sogar nicht, öffentlich als Zirkuskünstler und Sänger aufzutreten. Endlich empörten sich im

Jahre 68 die Legionen in Spanien und am Rhein, und während er noch unentschlossen war, wie er den von diesen aufgestellten Imperatoren begegnen sollte, erhoben sich auch die Prätorianer in Rom gegen ihn; er floh auf ein nahes Landgut und gab sich hier, als er nicht mehr entrinnen konnte, selber den Tod. So schimpflich endete die Familie des großen Cäsar.

b. Die Kaiser aus dem flavischen Hause. 69—96. Wieder entbrannte nun ein blutiger Bürgerkrieg; drei Männer, Galba, Otho und Vitellius, wurden an verschiedenen Orten von den empörten Heeren als Kaiser aufgestellt, aber alle drei fanden schnell nacheinander ihren Untergang (68—69). Noch vor dem Tode des Vitellius war Titus Flavius Vespasianus (69—79), der schon seit längerer Zeit in Palästina gegen die abgefallenen Juden Krieg führte, von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen worden, und ihm gelang es, sich zum anerkannten Herrn des römischen Reichs zu machen. Mit ihm, dem ersten der Flavier, trat nun ein edler und kräftiger Kaiser an die Spitze des Staats. Er gewöhnte die Legionen wieder an Zucht und brachte Ordnung in die Finanzen. Doch hinderte ihn seine Sparsamkeit nicht, bei großen Unglücksfällen, die einzelne Teile des Reichs heimsuchten, helfend einzugreifen, Künste und Wissenschaft zu unterstützen und die Hauptstadt durch großartige Neubauten zu verschönern: das Flavische Amphitheater (später Kolosseum genannt), das 40000 Zuschauer faßte, ist noch heute, wenn auch nur trümmerhaft, erhalten, ein großartiges Denkmal jener Zeit. Dem Vespasian folgte sein Sohn Titus (79—81), der im Jahre 70 Jerusalem erobert hatte. Er regierte so milde und menschlich, daß er die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechtes genannt wurde; doch wurde das Reich unter seiner Regierung von schweren Unglücksfällen heimgesucht, unter denen der Ausbruch des Vesuv, bei dem 79 die Städte Herculaneum und Pompeji verschüttet wurden, am merkwürdigsten ist. Nach seiner kurzen Herrschaft kam sein Bruder Domitian (81—96) zur Regierung. Im Anfang zeigte er sich in der Verwaltung des Reichs nicht untüchtig; aber argwöhnisch und mißtrauisch wie er war, wurde er mehr und mehr zum grausamen Tyrannen. Nach außen hin verlor unter ihm das Reich an Ansehen, wenn auch die Unterwerfung Britanniens (d. h. Englands und Südschottlands), wo die Römer zuerst unter Claudius festen Fuß gefaßt hatten, durchgeführt wurde. 69—96.

c. Die Blütezeit des römischen Kaiserreichs. 96—180. Nachdem Domitian ermordet worden war, herrschte fast ein Jahrhundert hindurch eine Reihe von tüchtigen Kaisern, deren jeder seinen Nachfolger, indem er ihn adoptierte (zum Sohn annahm), selbst bestimmte. Auf den greisen Nerva (96—98) folgte Trajan (98—117), ein Spanier von Geburt, unter dem das Römerreich seine größte Ausdehnung erreichte. Zwischen Euphrat und Tigris, ja jenseits des Tigris entstanden neue römische Provinzen, und nördlich von der unteren Donau wurde das Reich der Dazier, das 96—180.

heutige Rumänien und Siebenbürgen, erobert. Auch im Innern war Trajans Regierung vortrefflich; sein Volk liebte ihn, und die Nachwelt rühmt ihn als einen der mächtigsten und besten aller römischen Kaiser. Sein Nachfolger Hadrian (117—138) war mehr ein Fürst des Friedens als des Krieges und der Eroberungen. Er gab sogar die im äußersten Osten von Trajan erworbenen Provinzen wieder auf. Unermüdlich sorgte er für das Reich, bereiste es nach allen Richtungen, legte Straßen an, führte große Bauten auf und befestigte die Grenzen gegen die Nachbarn. So schuf er in Britannien den sogenannten Piktenwall und vollendete im südwestlichen Deutschland die Grenzsperre (limes), die zum Schutze des Zehntlandes gegen die freien Germanen diente (vgl. § 6). Ihm folgte Antoninus Pius (138—161), dessen Regierungszeit eine Zeit tiefen und glücklichen Friedens war, und diesem wieder Mark Aurel (161—180). Beide waren Muster gewissenhafter Herrscher; doch kündigte sich unter Mark Aurel schon der Umschwung an. Er hatte lange und schwere Kämpfe mit den germanischen Markomannen, Quaden und andern Stämmen zu bestehen, die über die Donau in das Reich vordrangen, und er starb, ehe er den Krieg (166—180) hatte beenden können. Sein Sohn und Nachfolger Commodus schloß dann mit ihnen einen schimpflichen Frieden. —

Sonst hatte während der zweihundert Jahre seit der Schlacht von Actium mit nur kurzen und stellenweisen Unterbrechungen auf dem „Erdkreise", wie man das römische Reich übertreibend oft bezeichnete, Frieden geherrscht. In dieser Zeit war Rom zu einer prächtigen, weithin glänzenden Stadt geworden. Schon Augustus hatte sie außerordentlich verschönert und mit großartigen Bauten geschmückt; nach dem großen Brande unter Neros Regierung war sie dann noch viel herrlicher wieder erstanden. Fast eine Million Menschen wohnte in diesem „über jedes Wort erhabenen Meer der Schönheit". Die Tempel, vor allen der mächtige Kuppelbau des Pantheons, die Badehäuser oder Thermen, die Amphitheater, besonders das Kolosseum des Vespasian (s o.), die Triumphbogen und die Siegessäulen, von denen uns die Bogen des Titus und Konstantin, die Trajanssäule und die des Mark Aurel noch erhalten sind, die Standbilder der Kaiser, der Dichter und Gelehrten, das alles erfüllte den Fremden, der zum erstenmal die Stadt betrat, mit Staunen und Bewunderung. Und nicht nur Rom selbst gedieh und wuchs und wurde schöner und prächtiger: in dem ganzen, von trefflichen Straßen durchzogenen, gut verwalteten Reich blühten Handel und Wandel; Wohlstand und Bildung breiteten sich aus, und wenn auch tiefe Schatten nicht fehlten, so waren doch im ganzen für die weiten Länderstrecken, die unter Roms Herrschaft standen, die ersten beiden Jahrhunderte der Kaiser eine glückliche Zeit. Und noch schien Rom, äußerlich betrachtet, im Aufsteigen begriffen; die Zahl der Bewohner des Reiches wuchs, und die einzelnen Völker, die ihm

angehörten, verschmolzen mehr und mehr: wer ahnte damals, daß diese gewaltige Schöpfung bald genug dem Untergange entgegengehen würde!

d. Der beginnende Verfall des römischen Reichs. Das Christentum. Schon unter Mark Aurel hatte sich's gezeigt, daß die Kraft des Reiches im Sinken war; unter den folgenden Kaisern machte der Verfall schnelle Fortschritte, wenn es auch neben vielen schlimmen und völlig unwürdigen Herrschern, zu denen vor allem Caracalla (im Anfang des 3. Jahrhunderts) gehört, an tüchtigen Männern nicht fehlte. Die Prätorianer, die kaiserliche Garde, gewöhnten sich daran, Kaiser einzusetzen und zu stürzen; sie verkauften wohl auch geradezu den Thron an den Meistbietenden, und bald suchten die Heere in den Provinzen es ihnen zuvorzutun. Oft auch wurden in verschiedenen Provinzen verschiedene Kaiser ausgerufen, und Bürgerkriege zerrütteten das Reich. Und doch hätte es gerade damals aller Kraft bedurft, um sich gegen die Angriffe von außen zu behaupten. Im Osten erhob sich (226) das neupersische Reich der Sassaniden auf den Trümmern des Partherstaates, des alten Todfeindes der Römer, zu großer Macht, und die Germanen begannen auf der ganzen Linie die Grenze des Römerreiches zu bedrohen. Zugleich kamen mit dem dritten Jahrhundert schwere Naturereignisse, dazu Pest und Hunger über weite Gebiete. Der Ackerbau verfiel, je mehr die kleinen Bauerngüter verschwanden und Besitzungen von gewaltiger Ausdehnung in einer Hand vereint wurden. Auch Handel und Gewerbe gingen zurück, der Steuerdruck aber wurde härter und härter. Die Volkszahl begann zu sinken; die Menschen verweichlichten und verkümmerten, und der alte Götterglaube verlor seine letzte Kraft oder schwand ganz dahin. Um so mehr suchten die Besseren Zuflucht bei der Religion Jesu Christi, die auf ein Reich hinwies, das nicht von dieser Welt war.

Jesus Christus, den Gott selbst der Welt zum Heiland gesandt hatte, war zur Zeit des Augustus in dem machtlosen und wenig beachteten Volke der Juden geboren worden. Die Juden hatten seine Sendung nicht verstanden und ihn mit ihrem Haß verfolgt, und so hatte er am Kreuz geendigt. Aber durch die Apostel, besonders durch Paulus, breitete sich die neue Lehre bald unter Juden und Heiden aus, und vor allem auschten und folgten ihr die, die mühselig und beladen waren und nun in ihr befreienden Trost und Hoffnung fanden. Der römische Staat stellte sich der neuen Religion lange feindlich gegenüber. Schon Nero, Domitian und Trajan hatten sie verfolgt; Decius, der um 250 regierte, tat dies gleichfalls mit Erbitterung, und vor allem kam es unter Diokletian 303 zu einer schweren Verfolgung. Aber jede solche Heimsuchung stärkte das Christentum nur: das Blut der Märtyrer ward der Samen der Kirche.

e. Von Diokletian bis zu Theodosius. 284—305. Diokletian (284—305), der sich vom gemeinen Soldaten zum Kaiser emporgeschwungen **um 300.** hatte, war sonst ein tüchtiger und tatkräftiger Herrscher. Nicht ohne

Glück suchte er dem Verfall des Reichs, dessen Verfassung und Verwaltung er völlig umgestaltete, zu wehren. Er hatte erkannt, daß Rom und Italien nicht mehr der Mittelpunkt des Reiches waren und daß die einzelnen Landschaften Sonderbehandlung verlangten. Darum nahm er einen Mitkaiser an, der, wie er selbst, den Titel eines Augustus führte, und setzte später noch für diesen und für sich selbst je einen Unterkaiser (Cäsar) ein: jeder der vier übernahm dann die Regierung eines Teils des Reiches; doch behielt er sich selbst die oberste Leitung des Ganzen vor. So sollte es auch später bleiben. Diokletian umgab sich nach dem Muster orientalischer Herrscher mit einer Fülle von Zeremoniell. Er thronte, umgeben von einem sorgfältig gegliederten Hofadel, in unnahbarer Höhe, und wie zu einem Gott sollte das Volk zu ihm emporschauen. Aber seine allzu künstlichen Anordnungen bewährten sich auf die Dauer nicht. Bald nachdem er, der Herrschaft müde, abgedankt hatte, brachen wieder Bürgerkriege aus, die damit endeten, daß Konstantin
um 325. (der Große genannt), nachdem er seine Mitkaiser besiegt hatte, alleiniger Beherrscher des Reiches wurde (323—337). Der ehrgeizige, kluge und entschlossene Herrscher setzte das Werk seines Vorgängers fort und machte den Staat nun vollens zu einem despotisch regierten Beamtenstaat. Den Sitz der Regierung verlegte er von Rom, das schon unter Diokletian seine frühere alleingebietende Stellung verloren hatte, nach Byzanz, das nun nach ihm den Namen Konstantinopel erhielt. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger erkannte er, daß das Christentum eine Macht geworden war, die nicht mehr bezwungen werden konnte. So stellte er es denn den anderen Religionen gleich, begünstigte seine Bekenner und trat endlich auf dem Sterbebette selbst zu dem neuen Glauben über, der so eine herrschende Stellung erhielt. Einer seiner Nachfolger, Julian (361—363), machte zwar den Versuch, dem Heidentum wieder zum Siege zu verhelfen, und die Geschichte nennt deshalb den im übrigen tüchtigen und wohlmeinenden Herrscher Apostata, d. h. den Abtrünnigen; aber sein Streben war umsonst: das Christentum blieb siegreich, und mehr und mehr wurde das Heidentum nun auch mit Gewalt unterdrückt. Das geschah namentlich unter dem letzten bedeutenden Kaiser, den Rom gehabt hat, unter Theodosius dem Großen, der scharf gegen die Heiden vorging, aber sich auch den christlichen Arianern gegenüber äußerst hart zeigte, deren Lehre von der abwich, die auf dem ersten allgemeinen (ökumenischen) Konzil zu Nicäa (325) als die richtige anerkannt worden war. Theodosius war der letzte Kaiser, der, wenn auch erst gegen Ende seines Lebens (394—395), noch einmal das gesamte römische Reich beherrscht hat. Er bestimmte, daß nach ihm der ältere von seinen Söhnen, Arkadius, den Osten, der jüngere, Honorius, den Westen regieren sollte, und wenn er auch nicht die Absicht hatte,
395. damit eine dauernde Teilung des Reichs herbeizuführen, so ist eine solche mit seinem Tode doch eingetreten.

Deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf Karl den Großen oder bis zur Bildung des Reiches im Jahre 800.

A. Urgeschichte. Römer und Germanen.

§ 1. Die Abstammung und das erste Auftreten der Germanen.

1. Das deutsche Volk gehört, wie seine Sprache zeigt, dem großen arischen (indogermanischen) Stamme an, für dessen Heimat man früher Hochasien hielt, während sie nach neuerer Ansicht wohl richtiger im Steppengebiete der mittleren Wolga zu suchen ist. Inder und Perser in Asien, Griechen, Römer, Kelten und Slawen in Europa sind unsere Stammverwandten. Germanen (Nachbarn) wurden unsere Vorfahren zuerst von den Kelten und Römern genannt, Deutsche nannten sie sich erst später selbst. Von den Kämpfen und Gefahren der Wanderung aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen bis in unser heutiges Vaterland erzählt kein Lied, keine Sage; selbst die Erinnerung an die alte Heimat war bei unseren Vorfahren erloschen, als sie mit den Kulturvölkern des Altertums in Berührung kamen.

2. Es waren die Zimbern und Teutonen, die zuerst von den germanischen Völkerschaften an den Grenzen des Römerreiches erschienen, das damals alle Küstenländer des Mittelmeeres umfaßte. Sturmfluten hatten ihnen ihre Wohnsitze an der Nordsee, in Schleswig-Holstein und Jütland, geschmälert, und so waren sie in starker Zahl mit Weib und Kind aus ihrer Heimat fort nach dem Süden gezogen und begehrten nun von dem römischen Konsul, der ihnen hier entgegentrat, Wohnsitze innerhalb der römischen Grenzen. Da er nicht imstande war, ihnen zu willfahren, suchte er sie bei Noreja (Neumarkt in Steiermark) durch treulosen **113 v. Chr.**
Überfall zu vernichten, während er mit ihnen unterhandelte. Aber die Germanen kämpften so gewaltig, daß die Römer geschlagen wurden und vernichtet worden wären, wenn nicht ein furchtbares Ungewitter mit Donner und Hagelsturm während der Schlacht losgebrochen wäre, so daß beide Heere erschrocken vom Kampf abließen. Die Sieger zogen nun nicht über die Alpen, sondern nach Gallien hinein, das sie bis zu den

Pyrenäen überschwemmten. Darauf drohten sie in Italien einzufallen. Schon mehrmals wieder hatten sie nach dem ersten Siege römische Heere geschlagen, und die Gefahr für Rom war groß. Aber sie unterließen dann für jetzt den beabsichtigten Einfall, und während die Teutonen abermals ins Innere Galliens hineinzogen, wandten sich die Zimbern nach Spanien. Dort zurückgewiesen, vereinten sie sich wieder mit den Teutonen, und beide beschlossen nun endlich, in Italien einzudringen. Dazu erschien eine neue Teilung rätlich: die Zimbern wählten den Weg von Norden her über den Brennerpaß, die Teutonen wollten am Mittelmeer entlang ziehen, da, wo heute Nizza und Genua liegen. Schon aber war der Konsul Marius in der Provinz im Rhonetale (der späteren Gallia Narbonensis) angekommen und hatte in dem verweichlichten Heere die alte Kriegszucht wiederhergestellt. Doch hielt er seine Truppen zuerst noch im Lager zurück. Vergeblich suchten die Teutonen es zu stürmen; dann zogen sie an den Lagerwällen vorbei nach Rom zu, und höhnend fragten sie zu den Römern hinauf, ob sie ihnen Grüße an ihre Weiber daheim aufzutragen hätten. Nun aber rückte Marius, dessen Truppen jetzt selbst murrend eine Schlacht forderten, den Deutschen nach und vernichtete sie 102 in
102 v. Chr. einer blutigen Schlacht bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence). Im folgenden Jahre begab er sich nach Norditalien, wo inzwischen die Zimbern, im Etschtal vordringend, eingebrochen waren. Diese schlug er auf den
101 v. Chr. Raudischen Feldern bei Vercellä, wo sie in einem gewaltigen Schlachtviereck, dreiviertel Meilen lang und ebenso tief, in dessen vordersten Gliedern die Männer sich mit Ketten aneinander geschlossen hatten, gegen ihn anrückten. Als die Massen der riesigen Zimbern wankten, suchten die Weiber, ihre Kinder emporhebend, sie zu erneutem Widerstand zu entflammen; dann, als alles verloren war, töteten sie diese und sich selbst. Doch fielen noch viele Tausende als Sklaven in die Hände der Römer. Der Schrecken vor diesen Barbaren, die durch ihre gewaltige Körpergröße und Kraft, ihr langes blondes Haar, ihre trotzigen blauen Augen die Römer an die Gallierscharen des Brennus erinnerten, war so groß gewesen, daß man Marius damals als den „dritten Gründer Roms" pries.

§ 2. Cäsar und Ariowist. Einen Angriff auf Italien wagten die Germanen jetzt nicht wieder, aber gegen die Kelten in Oberdeutschland drangen aus den weiten Ebenen zwischen Elbe und Weichsel germanische Scharen, die als Sweben bezeichnet werden, nach Süden vor; bald überschritten sie auch den Mittelrhein und faßten festen Fuß im keltischen Gallien. Ihr Herzog nämlich, Ariowist, wurde von den Sequanern gegen die ihnen feindlichen Häduer zu Hilfe gerufen. Gern folgte der kampflustige Fürst der Aufforderung, und schnell besiegte er die Häduer. Aber die Früchte seines Sieges pflückte er selbst: er ließ sich mit seinen Germanen in Gallien nieder, zog immer neue Scharen — zuletzt sollen ihrer 120 000 im Lande gewesen sein — über den Rhein herüber und

DAS RÖMISCHE KAISERREICH UND DIE GERMANEN.

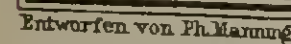
Erklärung:

Weiteste Erstreckung des römischen Reichs.

----- Teilung des römischen Reichs nach dem Tode des Kaisers Theodosius. 395 n. Chr. G.

⟵ deutet die Richtung späterer Wanderungen an.

Maßstab 1:21500000



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

schien ganz Gallien in Besitz nehmen zu wollen. Die uneinigen Kelten waren ihm nicht gewachsen: da gebot, von ihnen gerufen, C. Julius Cäsar, Roms größter Feldherr und Staatsmann, der Gallien selbst unterwerfen wollte, dem Ariowist Halt. Die Verhandlungen, die die beiden Gewaltigen erst durch Gesandte, dann persönlich miteinander führten, hatten kein Ergebnis: voll berechtigten Stolzes wies Ariowist die Forderungen Cäsars zurück; es gehe, meinte er, die Römer gar nichts an, wie er als Sieger gegen die von ihm Besiegten in einem den Römern nicht gehörigen Lande verfahre. Das Schwert mußte entscheiden, und die römische Kriegskunst siegte: Cäsar erzwang die Schlacht, die der germanische Herzog auf Grund der Warnungen der heiligen Frauen vor Neumond vermeiden wollte, und schlug den Ariowist und seine Sweben unweit des heutigen Mülhausen im Oberelsaß im Jahre 58 so, daß **58 v. Chr.** sich nur wenige von ihnen über den Rhein zurückretteten. Aber jenseits dieses Stromes hat auch Cäsar sich nicht festzusetzen vermocht, obwohl er ihn zweimal unter die Joche seiner Brücken zwang (55 und 53 v. Chr.). Der Rhein ward die Grenze zwischen dem freien Deutschland und der römischen Provinz Gallien.

§ 3. Die römischen Angriffskriege. 1. Jahrzehntelang blieb es so. Erst Drusus, des Kaisers Augustus Stiefsohn, der vorher schon mit seinem Bruder Tiberius die Grenze des Römerreiches bis zur Donau vorgeschoben hatte, unternahm es wieder, auf dem rechten Rheinufer vorzudringen. Durch eine Reihe von Kastellen, die er am linken Ufer des Stromes gründete (Mainz, Bingen, Koblenz, Köln, Xanten), schuf er sich sichere Stützpunkte und machte dann vier Jahre hindurch Züge in das deutsche **12—9 v. Chr.** Gebiet, bald mit einer Flotte von der Nordsee aus, bald zu Lande vom Rhein oder Main her. Es waren namentlich die schon seßhaft gewordenen Stämme, die seine Hand fühlen mußten: die Batawer am Niederrhein, die Friesen an der Nordseeküste, die Katten im heutigen Hessen (von der Fulda bis zur Werra), die Hermunduren um das Thüringer Waldgebirge und bis zur Donau südwärts, und im Weser- und Harzgebiet die Cherusker. Bis an die Weser, ja bis an die Elbe trug Drusus die Adler der römischen Legionen. Hier aber trat ihm, wie die Sage erzählt, ein Weib von übermenschlicher Größe entgegen und rief ihm warnend zu: „Wohin, Unersättlicher, strebst du? Es ist dir nicht beschieden, all diese Länder zu schauen. Kehre um, denn das Ende deiner Taten und deines Lebens ist nahe!“ Er kehrte um; unterwegs stürzte er mit dem Pferde und starb, ehe er Mainz erreichte.

2. Sein Bruder Tiberius eilte hin an sein Totenbett und übernahm nach ihm den Befehl im nördlichen Germanien. Er verstand es, schlau die Uneinigkeit der germanischen Stämme zu nähren, wußte bei ihren Führern Ehrgeiz und Habsucht zu wecken und konnte sich bald rühmen, durch seine römischen Künste bei den Deutschen mehr ausgerichtet

zu haben als Drusus mit seinen siegreichen Waffen. Selbst über die Elbe drangen die Römer nun vor. Allmählich lernten sie die östlich von ihrem bisherigen Machtgebiet wohnenden Völkerschaften näher kennen: die Markomannen in Böhmen, die König Marbod beherrschte, die Langobarden westlich von der Niederelbe, die Semnonen um Havel und Spree, die Guttonen an den Weichselmündungen, und südlich von ihnen, um Warthe und Netze, die Burgundionen.

§ 4. Armin. 1. So schnell vollzog sich die Unterwerfung der Deutschen, daß Quinctilius Varus, der Statthalter in Germanien, es bald wagte, die Stämme des nördlichen Deutschlands ganz wie Bewohner einer römischen Provinz zu behandeln. Sie mußten Tribut zahlen, sie wurden nach römischem Recht gerichtet, sie sahen in ihren freien Wäldern die Beile und die Rutenbündel der römischen Liktoren. Da regte sich der Trotz und Zorn des schon zu lange geduldigen Volkes: ein junger Cheruskerfürst, der kühne und feurige Armin, verband die Stämme an der Weser zu einer Eidgenossenschaft, um die Römerherrschaft zu stürzen.

2. Varus stand indessen mit drei Legionen in seinem Sommerlager an der Weser. Er wähnte sich vollkommen sicher und verachtete die Warnung des ihm ergebenen Cheruskerfürsten Segestes. Als sich der Verabredung der Eidgenossen gemäß zuerst ein kleiner, fernwohnender Stamm empörte, brach Varus mit den Legionen zu dessen Unterwerfung auf, ja er ließ sich von Armin mit deutschen Hilfstruppen begleiten. Aber plötzlich umringte ihn das gesamte Aufgebot der verschworenen Völkerschaften. Zwei Tage widerstanden die Römer, auf fast ungangbaren Waldwegen dem Rhein zurückend, dem Schlachtengrimm der anstürmenden Deutschen, dem strömenden Regen, dem brausenden Sturm — am dritten unterlagen sie; ihre Adler gingen verloren, Varus stürzte sich in sein Schwert
9 n. Chr. (Schlacht im Teutoburger Wald, 9 n. Chr.). Gegen die Gefangenen wütete die Rache der Deutschen. An Marbod ward als Zeichen des Sieges das Haupt des Varus übersandt. „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" rief der greise Augustus bei der Kunde von der Niederlage, und lange konnte er seines Schmerzes nicht Herr werden. Rom zitterte vor einem möglichen Angriff der Germanen, doch begnügten sich diese, frei zu sein.

3. Und frei blieben sie, obwohl der Sohn des Drusus, Germanicus, (14—16 n. Chr.) wieder siegreich weit ins Innere Deutschlands drang, wobei Thusnelda, die Gattin Armins, den Römern in die Hände fiel. Dieser selbst wurde dann östlich von der Weser zweimal von Germanicus besiegt — aber bezwungen waren die Germanen deshalb nicht, und ehe der römische Feldherr aufs neue gegen sie vorgehen konnte, wurde er vom Kaiser Tiberius abberufen. Seitdem hat Rom keinen Eroberungskrieg mehr gegen die Deutschen geführt. Man glaubte, sie ihrer eigenen Zwietracht überlassen zu können; und in der Tat geriet Armin bald mit Marbod in heftigen Streit, in dem dieser unterlag.

Bald darauf wurde der Markomannenfürst durch einen Aufstand seines Thrones beraubt und mußte bei den Römern Zuflucht suchen. Aber auch Armin fand ein trauriges Ende. Er fiel, erst 37 Jahre alt, weil er angeblich nach der Alleinherrschaft strebte, unter den Dolchen seiner eigenen Verwandten. Aber sein Name lebte in den Heldenliedern seines Volkes fort, und noch heute ehren und preisen wir ihn als den Befreier unseres Vaterlandes.

§ 5. Götterglaube, Sitten und Gemeindeleben der Germanen.

Cäsar und anderthalb Jahrhundert später Tacitus (in seiner Germania) geben uns zuerst ausführlichere Schilderungen von dem Glauben und dem Leben unserer Vorfahren.

1. Über ihre Religion sind wir nur mangelhaft unterrichtet; denn was wir aus den nordischen Heldenliedern der Edda, deren älteste Bestandteile aus dem 9. Jahrhundert stammen, über den Götterglauben der Nordgermanen in späteren Jahrhunderten erfahren, dürfen wir nicht ohne weiteres auf die deutschen Germanen der älteren Zeit übertragen. Als Himmels- und Sonnengott wurde ursprünglich Ziu (bei den Sachsen Saxnot) verehrt, der den kriegerischen Stämmen der Deutschen bald zum Gott des Krieges wurde, später aber durch einen anderen Gott, Wodan oder Wuotan, verdunkelt ward. Als Gott des Windes fuhr dieser im brausenden Wetter durch die Luft; er war aber auch der Schützer aller Kultur, erfüllte den Wunsch und spendete den Sieg. Neben ihm stand Donar, der Gewittergott, der aus seinem roten Bart die Blitze blies, aber auch Segen brachte und Heimat und Haus, Familie und Eigentum beschützte. Diesen Göttern gesellte sich eine weibliche Gottheit zu: Frija, die milde Erdgöttin, als die vertraute Gemahlin Wodans auch die Hüterin des Eheglücks. In Haus und Hof, in Wald und Feld trieben, meist freundlich und hilfreich, die kleinen Zwerge ihr Wesen, während von unholden Riesen Göttern und Menschen Gefahren drohten. Die Deutschen hatten keine Tempel, sondern ihnen waren Haine, Quellen und Bergesgipfel heilig. Sie opferten ihren Göttern Tiere, z. B. Rosse, und in Notzeiten sogar Menschen, namentlich Kriegsgefangene oder Verbrecher.

2. Im Hause herrschte strenge Sitte. Neben dem Manne waltete hochgeehrt die Frau (d. h. Herrin); Sittenreinheit, Wahrhaftigkeit und Treue wurden besonders hoch gehalten. Man schied Freie und Unfreie Unter den Freien ragten hervor die Edlen, die durch Abstammung und größeren Besitz ausgezeichnet waren. Jede Völkerschaft bildete, wenn sie sich seßhaft gemacht hatte, einen Staat; jeder Staat setzte sich aus einer Anzahl von Gauen zusammen; an der Spitze eines jeden stand ein von den Freien gewählter Fürst, dem in den Gauversammlungen der Vorsitz, im Kriege die Führung der Gaugenossen zukam. Jährlich mindestens einmal bei Voll- oder Neumond, trat die ganze Völkerschaft zur Versammlung, zum Ding, zusammen. Das Volk erschien gewaffnet; die Ver-

sammlung diente zur Heerschau und zur Beratung über die wichtigsten Angelegenheiten der ganzen Völkerschaft: es wurde über Krieg und Frieden entschieden, Fürsten wurden gewählt und wichtige Rechtsentscheidungen getroffen. Zog die ganze Völkerschaft in den Krieg, so ward aus den Fürsten ein Herzog gewählt, dessen Befehl endete, sobald der Kriegszug vorbei war. Einzelne Stämme oder auch nur Teile von ihnen standen schon unter Königen, die anfangs nur die Amtsgewalt des Fürsten oder Herzogs kraft einer Art Erbrechts ihres Geschlechts übten, allmählich aber mächtiger wurden. An Könige und Fürsten schloß sich gern ein Gefolge von Recken an, ihnen durch Treue verbunden in Freud und Leid, in Not und Tod. Neben den Unfreien, deren Knechtschaft besonders durch Kriegsgefangenschaft begründet war, finden wir bei den Westgermanen noch Liten oder Laten, Hörige, die als Freigelassene oder Nachkommen von im Kriege unterworfenen Stämmen des vollen Rechtsschutzes teilhaftig waren, aber an Heer und Ding keinen Anteil hatten, an die Scholle gebunden und zu gewissen Leistungen als Entgelt für den Grund und Boden, der ihnen geliehen ward, verpflichtet waren. Wehrpflichtig waren alle Freien; sie kämpften nach Familien und Sippen geordnet, meist zu Fuß; die Schlachtordnung war keilförmig. Die Hauptwaffe war die Frame, eine Lanze mit dünnem Schaft und kurzer Spitze, zu Wurf und Stoß gleich geeignet; dazu kamen vor allem Keule, Steinhammer und Steinaxt; wenig im Gebrauch war das Schwert. Als Schutzwaffe führten die Germanen in der Regel nur den hölzernen Schild.

3. In allen Stücken zeigen sich die alten Deutschen nicht mehr als rohe Wilde. Ihre Göttervorstellungen waren einfach und würdig, ihre Sprache reich und klangvoll, ihr Staat durch Recht, Gesetz und Freiheit natürlich geordnet; sie kannten den Pflug, der den Boden, und den Kiel, der die Wellen durchschneidet; sie schmiedeten das Eisen, webten Gewänder; ihre Könige bauten weite Burgen, ihre Edlen besaßen stattliche Gehöfte, die freien Bauern gemächliche Blockhäuser; Städte hatten sie freilich noch nicht: ein jeder zog vor, von anderen ungestört im weitgestreckten Dorfe zu wohnen. Privateigentum an Grund und Boden gab es anfänglich nicht, sondern es bestand Feldgemeinschaft, und das der Gesamtheit gehörige Land wurde den einzelnen von der Gemeinde nur zur Nutzung überlassen. Erst ganz allmählich vollzog sich der Übergang vom Gesamtbesitz zum Privateigentum. Indes blieb Wald- und Weideland als gemeine Mark oder Allmende im gemeinsamen Besitz aller Dorfgenossen. Der Ackerbau, der hinter der Viehzucht anfangs noch sehr zurücktrat, wurde in sehr ursprünglicher Form betrieben. Die Freien, die nur den Kampf und die Jagd für ihrer würdige Beschäftigungen hielten, überließen ihn den Frauen und den Sklaven. Stets wurde nur ein Teil der Ackerflur unter den Pflug genommen, während man auf dem übrigen Land das Gras wachsen ließ und es nur als Viehweide benutzte (Feldgraswirtschaft).

Die Bodendüngung war noch unbekannt, und die Ackergeräte waren sehr dürftig.

§ 6. Der Einfluß des römischen Reichs auf die Germanen. Mit Waffengewalt hatten die Römer Deutschland nicht unterwerfen können, aber der Einfluß, den in der folgenden friedlichen Zeit der römische Kaiserstaat auf die Germanen ausübte, war darum nicht minder groß. Rhein und Donau waren lange Zeit die Grenzen zwischen beiden Völkern gewesen; dann aber hatten die Römer unter den guten Kaisern (S. 3 f.) das Land östlich vom Mittelrhein und nördlich von der oberen Donau, das gewöhnlich als Zehntland bezeichnet wird, als Grenzgebiet noch zum Reiche gezogen. Es ward mit alten Kriegern und zinszahlenden Kelten und Germanen besiedelt und durch eine über 500 Kilometer lange Grenzsperre (Pfahlgraben, Teufelsmauer), die sich von der Donau über den Main bis gegen Bonn hinzog, vor Einfällen der Germanen gesichert. — Die aus festen römischen Standlagern links vom Rhein und im Donaugebiet allmählich entstehenden Städte: Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Köln, Ulm, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Wien, waren die Ausgangspunkte für die römischen Kaufleute, die zu den Stämmen der Germanen bis zu ihren fernsten Sitzen am Meer zogen. Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich, in dem die Germanen viel — freilich nicht nur Gutes — von den Römern lernten. Sie begannen bessere Häuser zu bauen, sie sahen, daß man dem Acker doch mehr abgewinnen könne, als es bei der Feldgraswirtschaft der Fall gewesen war; sie lernten das Obst pflegen und die Rebe bauen, und die Anfänge des Handwerks zeigten sich.

Noch enger wurde die Verbindung der Germanen mit den Römern dadurch, daß viele von ihnen, wie dies schon Armin und Marbod getan hatten, im römischen Heere Kriegsdienste leisteten. Mangelnder Erwerb in der Heimat, die Lust zum Wandern und zu Abenteuern, die Bewunderung für die Macht des Römerreichs und die Kunde von allen seinen Herrlichkeiten — das alles lockte und trieb die Germanen zum Eintritt in die Legionen der römischen Kaiser, denen sie bald unentbehrlich wurden.

B. Die Völkerwanderung.

§ 7. Angriffe der Germanen auf das Römerreich. Die Entstehung der Völkerbünde. Die Blütezeit des römischen Reichs war bald vergangen: schnell kam der Verfall. Hatten früher die Römer die Germanen angegriffen, so klopften jetzt diese immer drohender an die Pforten Roms: der erste Abschnitt der Völkerwanderung begann. Nicht mehr imstande, in ihrem sich immer mehr verengenden Gebiet die schnell wachsende Bevölkerung zu ernähren, später auch von den nachrückenden

Slawen gedrängt, suchten die Germanen Sitze im Lande ihrer Nachbarn im Süden. Schon Mark Aurel mußte lange und schwere Kämpfe gegen die Markomannen und Quaden führen (166—180, S. 4), die die römischen Donauprovinzen bedrohten; bald wurden die Angriffe immer allgemeiner, immer gefährlicher. Dabei kam es den Germanen zu statten, daß sich aus den zahllosen kleineren Völkerschaften der früheren Zeit seit Anfang des 3. Jahrhunderts eine Anzahl von großen Völkerbünden herausbildeten. Unter diesen standen die Goten voran, die ihren Sagen nach von der Insel Skanz, d. i. Skandinavien, über die Ostsee an die Weichselmündungen gekommen waren. Von hier gelangten sie allmählich südwärts an das Schwarze Meer. Zu Wasser und zu Lande waren sie den Römern gleich furchtbare Feinde. Später teilten sie sich in Westgoten und Ostgoten. Die Westgoten saßen unter mehreren Königen an der unteren Donau. Die Ostgoten waren unter einem Herrscher vereint, der im 4. Jahrhundert der Überlieferung nach von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gebot.

In dem Herzen Deutschlands zwischen Donau und Harz saßen noch die alten Hermunduren, nun Thüringer genannt, unter Königen, deren Herrschersitz Burg-Scheidungen an der Unstrut war. Nördlich von ihnen, in der norddeutschen Tiefebene zu beiden Seiten der Weser, wohnten die Sachsen. Sie standen nicht unter Königen, sondern lebten in altgermanischer Gemeinfreiheit. Am schmalen Küstensaume der Nordsee aber, von der Wesermündung bis zur Südersee, saßen die Friesen, den Sachsen ähnlich in ihren Einrichtungen, ihrem Mut und ihrer Wildheit.

Westlich von den Friesen und Sachsen, am Niederrhein, an Maas und Schelde, wohnten die Franken unter vielen Stammeskönigen. In Gemeinschaft mit den Sachsen plünderten sie zur See weithin die Küsten des Kanals und des Ozeans, und zu Lande waren sie nicht minder gefährliche Feinde des alternden Römerreiches, namentlich der Provinz Gallien.

Die Wohnsitze der Burgunder, deren Könige mit ihrer Residenz Worms der deutsche Heldengesang verherrlicht hat, lagen am Mittelrhein. Noch weiter rheinaufwärts, an der oberen Donau, in dem ehemaligen Zehntland, saßen die Alamannen. Sie standen wie die Franken unter mehreren Stammeskönigen; auf kühnen Raubzügen bedrohten sie nicht bloß Gallien, sondern selbst das nördliche Italien.

§ 8. Das Christentum bei den Germanen. Den Angriffen der germanischen Völker war das römische Reich auf die Dauer nicht gewachsen. Wohl konnten sie, wie die Alamannen bei Straßburg 357 durch Julian (S. 6), einmal zurückgedrängt, aber nicht mehr dauernd abgewehrt werden. Zudem bildeten germanische Hilfsvölker schon die beste Kraft der römischen Heere, und Germanen wurden immer mehr als Heerführer und Staatsmänner die Hauptstützen des Römerreiches, dessen eigene Kraft zusehends schwand.

Auch das Christentum, das durch Konstantin zur herrschenden Religion geworden war (S. 6), vermochte den verfallenden Staat nicht zu retten. Nicht die entarteten Römer, sondern die frischen und jugendstarken Germanen sollten das Volk der Zukunft sein. Schon hatte das Christentum begonnen, auch unter ihnen Wurzel zu schlagen. Zuerst in den römischen Städten am Rhein und an der Donau finden sich die Verkünder des göttlichen Heils, sogar noch, der frommen Überlieferung nach, Apostelschüler. Dann verbreitete Wulfila (Wölflein), der Sproß einer wahr- um 350.
scheinlich aus Kleinasien stammenden Familie, unter den streitbaren, aber zugleich auch bildungsfähigen Westgoten das Christentum. Er wurde zum Bischof geweiht und übersetzte die Bibel ins Gotische. Noch jetzt ist ein Teil dieser Übersetzung, namentlich die Evangelien, vorhanden: das früheste Denkmal germanischer Sprache, das wir besitzen. Von den Westgoten verbreitete sich später das Christentum zu den ihnen verwandten ostgermanischen Völkern, noch ehe sie durch die Völkerwanderung in die Provinzen des römischen Reichs geführt wurden.

§ 9. Einbruch der Hunnen. Die Westgoten. Alarich.

1. Zwei Jahrhunderte waren seit dem Beginn der Völkerwanderung vergangen, als von Osten her der Anstoß zu neuen, stürmischen Bewegungen gegeben ward: ums J. 375 n. Chr. brach von Asien her der mongolische um 375.
Stamm der Hunnen, ein wüstes Reitervolk von furchtbarem Aussehen und wilder Kampfesweise, über die Wolga vor. Damit beginnt der zweite Abschnitt der Völkerwanderung. Die ostgotische Herrschaft des mehr als hundertjährigen Ermanarich sank vor den Anstürmenden in Trümmer. Von den Westgoten, auf die die Hunnen dann stießen, suchte und fand die Hauptmasse unter ihrem christlichen Fürsten Fridigern Aufnahme im oströmischen Reich. Doch die habgierigen römischen Beamten trieben sie zum Aufruhr. Plündernd durchzogen die Goten die Halbinsel und schlugen den Kaiser Valens, der den Osten des römischen Reichs beherrschte, in offener Feldschlacht bei Adrianopel (378); Valens selbst kam um. Erst sein Nachfolger Theodosius der Große verstand sie zu beruhigen. In den nördlichen Grenzprovinzen an der Donau wohnten sie dann, solange er Kaiser war, friedlich um Sold als Grenzwächter des römischen Reichs.

2. Sehr bald nach dem Tode des Theodosius (S. 6) erhoben sich die 395.
Westgoten, wiederholt gereizt, gegen Arkadius; sie machten den jungen, heldenkühnen Alarich aus dem Geschlechte der Balten zu ihrem König, durchzogen verheerend die griechische Halbinsel bis in den Peloponnes und brachen später von Illyrien aus auch wiederholt in Italien ein. Doch solange hier der umsichtige und tatkräftige Stilicho, selbst ein Germane von Geburt, Heer und Staat leitete, widerstand dieses Hauptland des weströmischen Reiches. Als aber der schwache Honorius von den Feinden Stilichos veranlaßt worden

war, ihn töten zu lassen (408), war Italien schutzlos. Kurz nach Stilichos Tode stand Alarich vor den Toren Roms, das seit Hannibal keinen fremden Feind mehr vor seinen Mauern gesehen hatte. Diesmal kaufte es sich noch los, aber 410 wurde es eingenommen und der Plünderung preisgegeben. Dann führte Alarich seine Goten weiter nach Unteritalien, um mit ihnen nach Sizilien und dem reich gesegneten Nordafrika überzusetzen. Auf diesem Wege aber starb er und wurde von den Seinen bei Cosenza in dem Flußbette des Busento feierlich bestattet.

§ 10. Die westlichen römischen Provinzen in den Händen der Germanen. Alarichs Schwager und Nachfolger, Athaulf, trat mit dem Kaiser Honorius in Unterhandlung und führte sein Volk durch das südliche Gallien nach Spanien, wo kurz vorher die germanischen Stämme der Wandalen und Sweben und die den Germanen verwandten Alanen eingebrochen waren. Dort fiel er durch Meuchelmord; die Westgoten aber erhielten für die Dienste, die sie dem Kaiser in Spanien geleistet hatten, in Gallien zwischen Loire und Pyrenäen Wohnsitze. Tolosa ward hier ihre Hauptstadt. Die Wandalen gingen bald darauf (429) unter ihrem Könige Geiserich von Spanien nach der römischen Provinz Afrika hinüber und gründeten hier ein eigenes Reich mit der Hauptstadt Karthago. Britannien besetzten seit etwa 449 die Angelsachsen von den deutschen Nordseeküsten aus. Als Führer der ersten Einwanderer nennt die Überlieferung Hengist und Horsa.

So waren bis gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts die westlichen Provinzen des alten Römerreiches, nämlich Afrika, Spanien, Gallien und Britannien, fast ganz von Germanen besetzt: die letzte Stunde des weströmischen Reiches nahte.

§ 11. Der Hunnenkönig Attila und der Untergang des weströmischen Reichs. 1. Inzwischen waren die Hunnen (§ 9, 1) bis in das heutige Ungarn vorgerückt. Viele germanische Völker westwärts bis zum Rhein, selbst Slawen im heutigen Polen und Rußland gehorchten ihnen. Ihre größte Macht erreichten sie um die Mitte des 5. Jahrhunderts unter ihrem Könige Attila (Etzel). Er war ein Mann von gewaltiger und rücksichtsloser Tatkraft, seinen Feinden furchtbar und oft genug hart und wild, wie andere Kriegsfürsten jener Zeit auch; als Herrscher streng, aber gerecht, einfach und doch würdevoll: die Germanen haben den Heldenkühnen wie einen der Ihren in Sage und Lied gefeiert. Schon war das Reich der Burgunder um Worms dem Attila erlegen — die Reste der Burgunder fanden an der unteren Rhone neue Wohnsitze — da faßte der Hunnenkönig den Plan, auch Gallien zu erobern. Im Jahre 451 drang er über den Rhein vor, zerstörte Metz und belagerte bereits Orleans, als der römische Statthalter Aetius im Bunde mit den Westgoten und anderen Germanen heranzog, um die bedrängte Stadt zu entsetzen. Der Hunnenkönig wich vor der Menge der Feinde zurück

nach der Ebene zwischen Seine und Marne, die man das Katalaunische Gefilde nannte, und hier kam es unweit des heutigen Troyes zur Schlacht. In blutigem Riesenkampfe siegten die Römer und ihre deut- **451.** schen Verbündeten über den furchtbaren Hunnenkönig. Er ging über den Rhein zurück, aber im folgenden Jahre brach er in Italien ein. Doch drang er nicht über den Apennin vor, sondern kehrte, nachdem er Norditalien verheert hatte, wieder um: der Sage nach hat ihn der römische Bischof Leo der Große durch seine Bitten dazu bewogen. In seinen Holzpalast an der Theiß zurückgekehrt, starb Attila 453 an einem Blutsturz.

Das große Hunnenreich löste sich auf, und die Ostgoten, das mächtigste Volk, das ihm angehört hatte, gewannen nun in den Donauländern die Oberhand. Bald vereinigte der junge König Theoderich alle ihre Stämme und ließ sich dann von dem oströmischen Kaiser gern bewegen, nach Italien zu ziehen, um dieses Land wenigstens dem Namen nach wieder zu einem Gliede des römischen Reichs zu machen.

2. Das weströmische Reich nämlich war 476 untergegangen. Mit **476.** Aetius, den der Kaiser Valentinian III. mit eigener Hand ermordet hatte, war die letzte Stütze des morschen Reiches zusammengebrochen. Der wilde Wandalenkönig Geiserich hatte 455 Rom erobert und vierzehn Tage lang ausgeplündert. Die deutschen Söldnerführer in Italien hatten dann nach ihrem Gefallen Kaiser ein- und abgesetzt, bis zuletzt ein Knabe, Romulus Augustulus genannt, Kaiser geworden war; dieser war aber 476 von einem Deutschen, Odowakar, wieder entthront worden. Gegen Odowakar, der nun als deutscher König in Italien gebot, brach Theoderich mit seinen Ostgoten auf und trieb ihn nach mancher harten Schlacht nach Ravenna zurück. Erst nach dreijähriger Belagerung ergab sich ihm Odowakar und wurde bald nachher von ihm selbst getötet (493).

§ 12. Die Zeiten Theoderichs des Großen. 1. König Theoderich der Große herrschte nun mit seinen Ostgoten über ganz Italien, **493—526.** dem Namen und Titel nach als ein Statthalter des oströmischen Kaisers, in der Tat aber selbständig, als der mächtigste unter den germanischen Königen seiner Zeit. Er gebot voll Weisheit, Gerechtigkeit und Milde auch über die Römer, die den weitaus größten Teil der Bevölkerung seines Landes ausmachten. Seine Goten, die sich ein Drittel von Grund und Boden der Unterworfenen hatten abtreten lassen, waren über die ganze Halbinsel verteilt und lebten unter den Römern etwa wie adelige Gutsbesitzer; sie richteten sich nach ihrem germanischen Rechte und waren, obwohl Christen wie jene, doch durch abweichende Lehre auch religiös von ihnen getrennt.

2. Es war die Zeit Theoderichs des Großen, in der sich die Germanen während der Völkerwanderung am weitesten ausgebreitet haben. In allen Provinzen des nun zertrümmerten weströmischen Reichs saßen sie als die Herren, unter ähnlichen Rechtsverhältnissen wie die Ostgoten in Italien. In Afrika hatten sich die Wandalen (§ 10. 11, 2) nieder-

gelassen, die mit ihrer Flotte zugleich das westliche Mittelmeer beherrschten. In Spanien und im südlichen Gallien geboten die Westgoten. Die Rhone entlang wohnten die Burgunder (§ 11, 1). In den nördlichen Gebieten des heutigen Frankreichs breiteten sich gerade damals vom Niederrhein her die Franken aus. Britannien hatten die Angelsachsen (§ 10) besetzt, und ihnen gegenüber auf dem Festlande saßen die freien Friesen und Sachsen in ihren alten Sitzen. Überhaupt finden wir im eigentlichen Deutschland noch fast dieselben Völker, die oben (§ 7) angeführt sind, die Thüringer in Mitteldeutschland, die Alamannen am Oberrhein. Neu ist der Name der Bayern, die zwischen den Alpen und der oberen Donau unter Herzögen saßen, neu sind hier auch die weiter stromabwärts wohnenden Langobarden und Gepiden.

3. Von allen diesen Völkern haben wir noch Sagen und Geschichten, Bruchstücke der großen deutschen Heldensage, die ihren Ursprung in jenen kampf- und ereignisvollen Tagen hat und deren letzte Gestaltung (die erst in den Anfang des 13. Jahrhunderts gehört) uns in dem Heldengedichte von der Nibelunge Not vorliegt. Die Sänger, die damals von Königshof zu Königshof wanderten, sangen von dem großen Morde, den einst Etzels Schwert unter den Königen und Völkern angerichtet hatte, wie von den Heldentaten des starken Dietrich von Bern (Theoderichs des Großen); darein mischten sich Erinnerungen an den altdeutschen Götterglauben, wie z. B. die Sage von der tückischen Ermordung des jungen, schönen und strahlenden Siegfried, der in der Dichtung ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott ist, aber ein jugendlicher Held ward, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig, das vollendete Abbild des deutschen Sinnes und Charakters.

§ 13. Der Untergang des Wandalen- und des Ostgotenreichs.

1. Die germanischen Stämme, die auf römischem Boden Reiche gegründet hatten, waren nicht zahlreicher als ein mäßiges Heer, das etwa in fremdem Lande sich einquartiert und häuslich eingerichtet hätte. Den rechtgläubigen römischen Provinzialbewohnern, den Welschen, wie die Germanen sie nannten, waren sie als Ketzer und Barbaren verhaßt, und die ursprüngliche Kraft entschwand den Söhnen des Nordens allmählich in dem üppigen Klima und den Genüssen des Südens. So mußten ihre Reiche hier zusammenbrechen, wenn das alte Römertum, was ihm an Kraft geblieben war, sammelte und noch einmal zu entschiedenem Angriff gegen sie vorging. Es war der oströmische Kaiser Justinian I., der Erbauer der Sophienkirche in Konstantinopel, der Veranstalter der Sammlung des römischen Rechts (Corpus iuris), der das mit geschickter Hand unternahm. Zuerst überzog er die Wandalen in Afrika mit Krieg: sein großer Feld-
534. herr Belisar zwang ihren König Gelimer zur Ergebung. Nordafrika war damit den Oströmern wieder unterworfen, und Name und Volk der Wandalen verschwanden.

2. Nicht lange nachher traf ein gleiches Geschick die Ostgoten in Italien. Bei diesen war nach Theoderichs Tode (526) das Königsgeschlecht der Amaler schnell untergegangen. Des großen Königs Enkel und Nachfolger welkte frühzeitig hin, und seine Mutter, Theoderichs Tochter Amalaswintha, ward ermordet: da ließ Justinian durch Belisar das Reich angreifen. Die Ostgoten aber wählten sich aus ihrer Mitte streitbare Helden zu Königen, zuerst den wackeren, aber zum Kriegsfürsten wenig geeigneten Witiches, der sich in Ravenna lange gegen Belisar verteidigte, und als der gefangen war, den edelgesinnten Totila (Badwila), der nach tapferem Widerstande erst dem Nachfolger Belisars, dem klugen und geschickten Narses, erlag; endlich den Teja, der in einer letzten Heldenschlacht unfern des Vesuv 553 sein ruhmvolles Ende fand. Zwei Jahre später, 553. nachdem der Krieg zwanzig Jahre gedauert hatte, ward auch der letzte Widerstand gebrochen; die Reste des Ostgotenvolks wanderten aus und verloren sich bald unter anderen deutschen Stämmen.

§ 14. Die Langobarden. Nicht lange aber blieb Italien Provinz des oströmischen Reichs. Der Langobardenkönig Alboin führte 568 sein Volk von der mittleren Donau (um Wien) nach Italien, eroberte 568. nach langer Belagerung Pavia und machte es zu seiner Hauptstadt. Allmählich unterwarfen die Langobarden Italien bis über Rom hinaus. Alboin aber freute sich nicht lange seines Sieges. Auf Betreiben seiner Gemahlin Rosamunde wurde er meuchlerisch getötet, weil er sie einst bei einem Gelage gezwungen hatte, aus einem Trinkgefäße ihm Bescheid zu tun, das er aus dem Schädel ihres Vaters, des von ihm im Kampfe getöteten Gepidenkönigs, hatte fertigen lassen. Die Langobarden versuchten nun, sich nur von ihren Herzögen leiten zu lassen, erkannten jedoch bald die Notwendigkeit eines gemeinsamen Oberherrn und wählten den tapferen Authari zu ihrem Könige. Seine Gemahlin, um die er einst auf ritterlicher Brautfahrt geworben hatte, war Theodelinde, die Tochter des Bayernherzogs Garibald. Befreundet mit dem Papste Gregor I. dem Großen (um 600), suchte sie die noch wilden Sitten der Langobarden zu mildern und die Herzen des Volkes dem katholischen Glauben zuzuwenden. Dies Streben hatte Erfolg; gleichwohl blieben die Langobarden in beständigem Hader mit den Bischöfen von Rom, die seit der Zeit Leos (§ 11) und Gregors des Großen Päpste genannt und mehr und mehr als geistliche Oberhäupter der abendländischen Christenheit verehrt wurden.

C. Der fränkische Stamm.

§ 15. Chlodowech und die Franken. 1. Um die Zeit, als Theoderich der Große Italien gewann, gründete in Gallien der kraftvolle, aber arglistige und gewalttätige Chlodowech das Reich der Franken (§§ 7. 12, 2), das alle anderen bisherigen Germanenreiche überdauern

2*

und sie zum Teil in sich aufnehmen sollte. Er stammte aus dem Geschlechte der **Merowinger** und war der Sohn Childerichs, eines Königs **salischer** Franken in den Niederlanden. Fünfzehn Jahre alt, wurde er
481—511. als König auf den Schild gehoben. Fünf Jahre später vernichtete er den letzten Rest der Römerherrschaft in Gallien durch seinen Sieg bei **Soissons** und vermählte sich dann mit der burgundischen Königstochter **Chrotechildis**, die an dem damaligen Burgunderkönig, ihrem Oheim, den Mord ihres Vaters zu rächen hatte. Sie war Christin und drängte ihren Gemahl, auch Christ zu werden. Als in heißer Schlacht gegen die **Alamannen** (§ 7) die Seinen schon schwankten, richtete er sein Gebet an den Gott seiner Gattin und gelobte, wenn dieser ihn zum Siege führte, ihn hinfort allein zu ehren. Der Sieg ward ihm zuteil, und er hielt sein Gelübde: in der Kirche von **Rheims**, wo dann später die Könige Frankreichs stets mit dem heiligen Öle gesalbt wurden, empfing er mit vielen seiner edelsten Franken die heilige Taufe. Da er zu der **allgemeinen (katholischen)** Kirche übertrat, so galten hinfort dem Papste und den welschen Provinzialen die Franken und deren Könige als die Vorkämpfer des rechten Glaubens gegen andere, ketzerische Könige der germanischen Völker. Die Alamannen aber mußten — wahrscheinlich indes erst nach einer zweiten Niederlage, die sie in späteren Jahren erlitten — einen Teil ihres Landes um Rhein und Main, der fortan **Franken** hieß, abtreten und sich der fränkischen Oberherrschaft unterwerfen.

2. Der Rachezug, den Chlodowech einige Jahre nach der ersten Alamannenschlacht gegen den **Burgunderkönig** unternahm, hatte keinen dauernden Erfolg. Dagegen überwand er 507 den König der **Westgoten**, **Alarich II.**, in einer Schlacht, in der dieser fiel, und dehnte dadurch die Grenze seines Reichs über die Loire bis zur Garonne aus. Nur Theoderichs des Großen Eingreifen für seinen Enkel, Alarichs jungen Sohn, hinderte den Frankenkönig an der Eroberung ganz Galliens bis zu den Pyrenäen. — Durch List und Gewalt hatte Chlodowech inzwischen auch die übrigen Stammeskönige, die noch über einzelne Teile der Franken geboten, beseitigt und herrschte nun über das gesamte Volk.

3. So hatte er das große **Frankenreich** gegründet. Es begann im Süden an der Garonne, griff nach Osten weit über den Rhein und umfaßte weiter nordwestlich die niederrheinische Tiefebene bis zum Meer. Im Westen bildete der Atlantische Ozean die Grenze. Welsche und deutsche Länder waren in ihm vereinigt. Daß es nicht ganz verwelscht ward, dafür sorgte die stete Verbindung mit dem heimischen Boden, aus dem es immer neue Kraft sog. Daher hat es die Zeiten der Völkerwanderung überdauern, die Reste der römischen Kultur in sich aufnehmen und der Mutterstaat des **deutschen** Reichs werden können.

§ 16. Die Herrschaft der Merowinger. Nach **Chlodowechs** Tode wurde sein Reich unter seine Söhne geteilt, blieb aber im

Wachsen. Gegen Burgund spornte Chrotechildis, bei der das Alter die Rachbegierde noch nicht gekühlt hatte, ihre Söhne zum Kriege: nach wiederholten Kämpfen wurde das burgundische Königsgeschlecht ausgerottet und das Land dem großen Frankenreiche einverleibt (534). Schon einige Jahre vorher war auch Thüringen den Frankenkönigen erlegen. Die Königsburg an der Unstrut wurde unter Mitwirkung der Sachsen zerstört, der letzte Thüringerkönig Herminfried bald nachher getötet. Als dann auch das Land südlich von der Garonne und die Provence unterworfen und Bayern in Abhängigkeit geraten war, da erstreckte sich das Frankenreich im Süden bis an die Pyrenäen und das Mittelmeer, im Osten bis ins Herz Deutschlands hinein.

Aber die verderbliche Gewohnheit der Teilungen führte nicht nur zu Hader und Mord, sondern schwächte auch die Macht der Merowinger. Nur vorübergehend ist später das ganze Frankenreich wieder unter einem Zepter vereinigt gewesen, so unter Chlothachar I., Chlodowechs Sohn, und Chlothachar II., dem Enkel des ersten Chlothachar. Zwischen der Regierungszeit beider liegt das Zeitalter der greuelvollen Kämpfe der beiden Königinnen Brunhilde und Fredegunde. Nach Chlothachars II. Tode haben sich zwar so furchtbare Frevel nicht wiederholt, aber die Merowinger hatten auch die wilde Kraft ihrer Vorfahren nicht mehr; sie waren neben ihren großen Hofbeamten nur noch Schattenkönige.

§ 17. Die Hausmeier. 1. Die Hofämter wurden mit Mannen aus dem Gefolge des Königs (§ 5, 2) besetzt. Wichtig wurden besonders vier, nämlich das Amt des Schenken, der für den Trank, des Seneschalks, der für das Mahl, des Kämmerers, der für den Schatz, und des Marschalks, der für die Rosse des Königs zu sorgen hatte. Zu diesen und anderen Ämtern kam dann an den verschiedenen Höfen der Merowinger noch das des Hausmeiers (Majordomus), der ursprünglich nur Vorsteher des Hofgesindes war, bald aber die wichtigste Person am Hofe wurde. Die Hausmeier vertraten den König in Rat und Gericht, führten die Kriege und verwalteten das Königsgut. So kam alle Macht in ihre Hand.

2. In Austrasien, d. h. dem östlichen, deutschen Teile des Reichs, war das Amt des Hausmeiers an die vornehme fränkische Familie der Pippiniden (Karolinger)*) gekommen, die zwischen Maas, Mosel und

*) Pippin der Ältere.
|
Tochter.
|
Pippin der Mittlere † 714.
|
Karl Martell † 741.
Karlmann. — 1. Pippin † 768.
2. Karl d. Gr. † 814. — Karlmann.

Rhein große Hausgüter besaß. Der erste aus ihr, der bedeutend hervortritt, ist Pippin der Ältere; noch berühmter ist sein Tochtersohn Pippin der Mittlere. Er war bereits so mächtig, daß er 687 in der Schlacht bei Tertry, unweit von Amiens, den Hausmeier Neustriens (d. h. der südwestlichen Teile des Reichs) samt dessen Könige schlug, das Hausmeieramt im ganzen Frankenreiche an sich zog und sich Herzog und Fürst (dux et princeps) aller Franken nannte; aber die tief eingewurzelte Ehrfurcht der Franken vor der angestammten Würde der Merowinger (die der Schmuck des ungeschoren herabwallenden Hauptthaares als Könige bezeichnete) hütete er sich zu verletzen.

§ 18. Der Zusammenstoß der christlich-germanischen und der mohammedanisch-arabischen Welt. Karl Martell. 1. Seinem Sohn Karl Martell (714—741) ward noch herrlicher Ruhm zuteil. Hundert
† 632. Jahre vor seiner Zeit hatte in Arabien der Prophet Mohammed gelebt, der eine neue Religion, den Islam, verkündet hatte, für die seine Anhänger, die Muslimun, unter den Nachfolgern des Propheten, den Kalifen, und deren Feldherren zur Eroberung der Welt, wie es der Koran von seinen Bekennern fordert, hinausgestürmt waren. Schnell waren die Länder Asiens bis zum Indus und zum Jaxartes hin unterworfen worden, und das oströmische Kaisertum hatte alles, was es bisher noch in Vorderasien besaß, an diese von Glaubenswut entflammten Kämpfer verloren. Jerusalem war in ihre Gewalt gekommen, bald auch Ägypten, zuletzt die ganze Nordküste Afrikas. Von hier aus sandte der Statthalter Musa einen kühnen Anführer, Tarik, nach Spanien hinüber, nachdem ihn verräterische Westgoten selbst eingeladen hatten, ihren König Roderich vom Throne zu stürzen. Denn die Westgoten, die seit der Zeit der Merowinger auf ihre Herrschaft in Spanien beschränkt waren — ihre Hauptstadt war Toledo —, hatten nicht nur die Sprache, sondern auch die Kraft von Germanen nach und nach eingebüßt und waren in Zwietracht und unter den Einfluß ihrer herrschsüchtigen Bischöfe geraten. Tarik landete bei dem nach ihm benannten Gibraltar (Gebel al Tarik, d. h.
711. Felsen des Tarik) und schlug das große Heer des Roderich bei Xerez de la Frontera, unweit des Guadalquivir. Die Araber unterwarfen darauf die ganze Pyrenäenhalbinsel; nur in dem nördlichen Gebirgslande hielten sich die Reste der Westgoten und bildeten kleine Reiche, aus denen später die heutigen Königreiche Spanien und Portugal erwachsen sind.

2. Aber auch die Pyrenäen setzten dem Andrang der Araber keine Grenze. Sie brachen in die fruchtbaren Gefilde ein, durch die Garonne und Rhone dem Meere zueilen. Schon griffen ihre Flotten auch Sizilien und Süditalien an, und bald nachher sah sogar Rom die Ungläubigen vor seinen Mauern. Auch Konstantinopel erzitterte vor den Stürmen der Muslimun. So schien es einen Augenblick, als sollten vor dem gewaltigen Angriff des Islams und der Araber das Christentum und

die Germanen samt den von ihnen aufgenommenen Resten der römischen Kultur erliegen. Da aber erstand in Karl Martell, dem gewaltigen Kriegsmann, ein Retter: zwischen Tours und Poitiers 732.
schlug er die Araber und vertrieb sie später auch aus dem Rhonetal.

§ 19. Pippin und die Päpste. Auf Karl Martell folgten 741
seine Söhne Pippin und Karlmann als Hausmeier, d. h. als Regenten des Frankenreichs; als Karlmann Mönch ward, herrschte Pippin allein. Und so unumschränkt gebot er, daß er es wagen konnte, den Merowingerkönig abzusetzen. Nachdem er sich der Zustimmung des Papstes versichert hatte, der die Unterstützung des Frankenherrschers gegen die Langobarden nicht entbehren konnte, ließ er dem letzten Merowinger Childerich III. die Königslocken scheren und verwies ihn in ein Kloster. Dann ward er selbst von den Franken als König auf den Schild gehoben und von den Bischöfen des Reichs gekrönt: der erste König aus 751–768.
dem karolingischen Hause hatte den Thron des Frankenreiches bestiegen. Die neue Macht beruhte auf dem engen Bündnisse der beiden höchsten Gewalten der Christenheit, des fränkischen Reichs und des Papsttums. Der Papst salbte selbst zu St. Denis bei Paris Pippin und seine beiden Söhne Karl und Karlmann als Frankenkönige, und Pippin, der zwei siegreiche Feldzüge gegen die Langobarden nach Italien unternahm, legte durch Schenkung der oberitalischen Gebiete, die er ihnen entriß, den Grund zum Kirchenstaat.

§ 20. Die irische und die angelsächsische Mission in Deutschland. 1. Erst um diese Zeit wurde das Christentum in das Herz unseres Vaterlandes getragen. Freilich waren von dem fernen Irland aus, das man damals wegen seines christlichen Eifers eine Insel der Heiligen nannte, fromme Mönche schon im 6. und 7. Jahrhundert als Missionare an den Rhein gezogen, so Kolumban und sein Schüler Gallus, der Gründer des nach ihm benannten Klosters St. Gallen (unfern des Bodensees), das als Sitz der Gesittung und der Wissenschaften in späterer Zeit für das deutsche Geistesleben sehr wichtig wurde. Auch für die Klöster Reichenau und Säckingen am Rhein nennt die Überlieferung Iren als Stifter. Aber diesen Männern fehlte die Unterstützung mächtiger Herrscher, fehlte die einheitliche Leitung. Was ihnen gebrach, das kam den angelsächsischen Missionaren in vollem Maße zugute.

2. Zu den Angelsachsen, die einst als Heiden nach dem bereits christlichen Britannien gekommen waren und dort ihre Götter, ihren germanischen Donar- und Wodansdienst wieder herrschend gemacht hatten, war zuerst vom Papst Gregor dem Großen (§ 14) eine Mission gesandt worden, die schnell in den zahlreichen kleinen Staaten, die dort entstanden waren, Fortschritte gemacht hatte. Bald trugen die Angelsachsen selbst als Glaubensboten das Christentum zu den ihnen in Sprache und Sitte verwandten deutschen Stämmen an den Küsten der

Nordsee. Sie fanden nachhaltige Unterstützung bei den Pippiniden, den großen Hausmeiern der austrasischen Franken. Diese mußten wünschen, daß so kriegerische und räuberische Nachbarn, wie es die Friesen am Nordseestrande waren, durch die milderen Sitten des Christentums an Ordnung und an die staatliche Gemeinschaft mit den Franken gewöhnt würden. Darum ward auf Karl Martells Veranlassung das Bistum Utrecht in den heutigen Niederlanden gegründet, und Missionare, wie der heilige Willibrord, wirkten bei den Friesen wie bei den tiefer landeinwärts wohnenden Sachsen. Noch war freilich der Erfolg gering, und namentlich die Sachsen blieben heftige Gegner des Christentums, das ihnen gleichbedeutend mit der Frankenherrschaft schien.

§ 21. Bonifatius, der Apostel der Deutschen. 1. Gleichzeitig mit Willibrord war auch Winfried oder, wie sein kirchlicher Name lautete, Bonifatius, um 680 zu Kirton in Devonshire aus edlem Geschlechte geboren, bei den Friesen tätig, wandte sich aber bald, vom Papste in Rom mit besonderen Vollmachten versehen, ganz der Bekehrung des inneren Deutschlands zu. Im Hessenlande fällte er unweit Geismar die heilige Eiche des Donar (oder Wodan?) mit eigener Hand. Dann drang er auch zu den Thüringern vor. Er war in Rom schon früher zum Bischof geweiht worden; jetzt machte der Papst den ihm treu ergebenen, seinem Ziel voll Beharrlichkeit nachstrebenden Mann zu seinem Stellvertreter in Deutschland und erhob ihn zum Erzbischof. Als solcher ordnete Bonifatius die gesamte deutsche Kirche. Bistümer, wie Salzburg, Regensburg und Würzburg, erblühten, und aus den Bischofssitzen wuchsen die ersten deutschen Städte empor. Auch Klöster, wie Fulda und Hersfeld, gründeten er und seine Schüler. Nach der Regel, die Benedikt von Nursia einst im 6. Jahrhundert seinem Kloster Monte Cassino in Unteritalien gegeben hatte, lebten hier fromme Männer, die das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt hatten, in Gebet und Arbeit miteinander. Durch sie wurden die Landschaften ringsumher bebaut, nützliche Kenntnisse verbreitet und die Reste der römischen Bildung erhalten.

In unermüdlicher Tätigkeit war Bonifatius ein Greis geworden. Da entschloß er sich, mehr denn 70 Jahre alt, das Werk seiner Jugend, die Heidenbekehrung, wieder aufzunehmen. Noch war ein Teil der Friesen dem Christentum feind; zu ihnen segelte er den Rhein hinab. Aber voll Todesahnung bereitete er zuvor das Leichentuch, in das er gehüllt sein wollte. Er predigte den Friesen mit gutem Erfolg. Aber als er einst mit seinen Getreuen zu Dokkum an der Bordaa weilte, brach eine wilde
754. Schar heidnischer Friesen gewaffnet gegen sein Zeltlager vor. Bonifatius verbot seinen Begleitern jeden Widerstand und fiel, das Evangelienbuch über das Haupt haltend, unter den Äxten der Mörder. Sein Leichnam wurde ausgelöst und nach Fulda gebracht.

DAS REICH KARLS DES GROSSEN.

Karls des Grofsen Reich.

Teilung zu Verdun 843.

- *Karls des Kahlen Reich*
- *Lothars Reich*
- *Ludwigs des Deutschen Reich*
- Teilung zu Mersen 870.

Maßstab 1: 8.000.000

NORDSEE

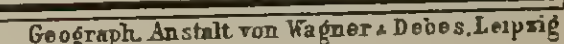
MITTELLÄNDISCHES MEER

ATLANTISCHER OZEAN

ADRIATISCHES MEER

Westl. 0 Östl. v. Greenw.

Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning



Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

§ 22. Karl der Große. 768—814. Auf Pippin, den kräftigen und klugen Begründer des karolingischen Königtums, folgte sein Sohn Karl, nachmals der Große genannt. Karl war in seinem Wesen, seiner **768—814.** Sprache, seinem Charakter durchaus deutsch und gehört vor allem der deutschen Geschichte an, obwohl Frankreich und Italien ebenfalls ein Anrecht auf ihn haben. Von seiner Jugend wissen wir wenig; er tritt erst deutlich hervor, als er nach des Vaters Tode im Alter von 26 Jahren mit seinem Bruder Karlmann die Regierung des Frankenreiches übernimmt. Als Karlmann 771 starb, ward Karl nach dem Willen der Franken Alleinherrscher. Unter den vielen Kriegen, die er in seiner Regierung hat führen müssen, waren zwei für die Ausgestaltung des Reichs von der größten Bedeutung: die Kriege gegen die Langobarden und gegen die Sachsen.

§ 23. Der Langobardenkrieg. Der Langobardenkrieg, der zur Eroberung Italiens und damit später zur Erneuerung des römischen Kaisertums führte, wurde dadurch veranlaßt, daß der Langobardenkönig Desiderius mit Karl in Feindschaft geriet. Dieser hatte nämlich seine erste Gemahlin, die Tochter des Langobardenkönigs, verstoßen, und darum trat nun Desiderius für die Rechte der Kinder Karlmanns auf das Frankenreich ein und wollte den Papst zwingen, sie zu Königen zu salben. Da wandte sich der bedrängte Papst um Beistand an den mächtigen Frankenkönig. Mit einem großen Heere überstieg Karl 773 die Alpen und schloß den Desiderius in seiner Hauptstadt Pavia ein. Dann zog er nach Rom, wo er, von der Geistlichkeit mit Jubel und Lobgesängen empfangen, mit dem Papste gemeinsam das heilige Osterfest feierte. Nachdem Pavia sich ihm ergeben hatte und Desiderius in ein Kloster verwiesen worden war, ward Karl selbst König der Langobarden (774).

§ 24. Der Sachsenkrieg. 772—804. 1. Schon ehe Karl die **772—804.** erste Romfahrt unternahm, hatte er den Kampf gegen die heidnischen Sachsen (§§ 7. 20, 2) eröffnet. Es war nicht bloßer Bekehrungseifer, noch weniger bloße Eroberungssucht, was den Frankenkönig zu diesem Kriege veranlaßte: wollte er sein Reich sichern, so mußte er dieses freiheitstrotzige, gewalttätige Volk mit in die gesittete Gemeinschaft der übrigen Deutschen zwingen. Doch gelang ihm dies erst nach harten Kämpfen.

2. Gleich in dem ersten Feldzuge 772 zerstörte Karl zwar eines der sächsischen Heiligtümer, die Irminsäule, und eine ihrer Befestigungen, die Eresburg, beide westlich von der Weser in Westfalen gelegen; als ihn aber der Langobardenkrieg nach Italien rief, sagten sich die Sachsen von der Frankenherrschaft wieder los. Ihr Führer (Herzog) war einer ihrer Edeln, Widukind, der noch heute in Westfalen, wo seine Stammgüter lagen, in Sage und Lied gefeiert wird. Karl unterwarf die Sachsen zum zweitenmal, gründete für ihre Bekehrung das Bistum Paderborn, ja hielt hier, also auf sächsischem Boden, 777 einen Reichstag ab. Dann aber mußte er über die Pyrenäen nach Spanien gegen die Ungläubigen

ziehen, und abermals empörten sich in seinem Rücken die Sachsen. Doch schnell kehrte er heim, bezwang sie von neuem und ordnete ihr Gebiet bis zur Elbe hin in fränkischer Weise. Alles schien ruhig, und schon wagte er es, zu einem Zuge, den seine Grafen gegen die östlich von der Elbe wohnenden Wenden unternahmen, auch die Sachsen mit aufzubieten. Aber sie wandten ihre Waffen, statt gegen die Wenden, gegen die verhaßten Franken und vernichteten deren Heer am Süntel (zwischen Weser und Leine). Erzürnt eilte Karl mit Heeresmacht herbei und wollte die Sachsen nun durch Strenge einschüchtern. Bei Verden an der Aller ließ er, so wird erzählt, 4500 enthaupten. Aber diese blutige Tat erregte das trotzige Volk nur zu noch gewaltigerem Ingrimm. Erst nach hartem Ringen gelang es Karl, sie in einer Schlacht an der Hase (783) so zu überwinden, daß sich die meisten unterwarfen; selbst Widukind ließ sich nun taufen.

3. Von dieser Zeit an kamen nur noch einzelne Erhebungen vor; zur Strafe ließ Karl die Empörer wiederholt aus ihrer Heimat wegführen und siedelte sie auf fränkischem Gebiete an, wogegen er fränkische Kolonien im sächsischen Lande anlegte. Neue Bistümer, wie Münster, Osnabrück, Bremen, trugen zur Befestigung des Christentums wie der Frankenherrschaft bei. Im Jahre 810 wurden dann auch die Dänen zurückgeworfen uud die Eider als Nordgrenze des Reichs von ihnen anerkannt.

§ 25. Die anderen Kriege Karls des Großen. Noch manche andere Heerfahrt hat Karl unternommen, um die Grenzen seines Reichs zu sichern und zu erweitern. So kämpfte er gegen die Araber in Spanien, deren Land er fast bis zum Ebro hin durchzog, freilich ohne damals dauernde Erwerbungen zu machen (die Rolandsage); erst später hat er hier die spanische Mark gegründet. Er zog ferner gegen den Herzog Tassilo von Bayern, der sich der Oberhoheit der Franken entziehen wollte, aber abgesetzt und in ein Kloster geschickt wurde; gegen die Wenden (Slawen) im heutigen Brandenburgischen; gegen die Awaren, die das heutige Ungarn eingenommen hatten und wie vordem die Hunnen von hier aus mit räuberischen Reiterschwärmen Süddeutschland und Italien verheerten.

§ 26. Die Einrichtungen des Reichs unter Karl dem Großen. Das Lehnswesen. 1. Um das Reich an seinen Grenzen zu schützen, legte Karl Marken an, d. h. er bildete Grenzbezirke, die unter Markgrafen standen und in denen eine für ihren Landbesitz zu Kriegsdiensten verpflichtete Bevölkerung angesiedelt wurde. Die Herzogsgewalt war seit Tassilos Sturz überall beseitigt; das Reich war in Gaue geteilt, die wieder in Hundertschaften zerfielen; an der Spitze der Gaue standen Grafen, die in des Königs Namen zu Gericht saßen und den Heerbann führten. Unter den sonstigen Beamten nahmen eine besondere Stellung die Königsboten ein; für jeden — mehrere Grafschaften umfassenden — Sprengel wurden jährlich mehrere, gewöhnlich zwei, ein weltlicher und

ein geistlicher, ernannt. Sie hatten als Vertreter des Königs die Amtsführung der Gau- und Hundertschaftsbeamten und überhaupt die Zustände in ihrem Sprengel zu prüfen und dem König darüber Bericht zu erstatten. An den großen Reichsversammlungen, den sogenannten Maifeldern, konnten alle Freien teilnehmen, doch überwogen die Großen des Reichs durchaus. Mit den Hervorragendsten unter ihnen beriet der König gesondert über Krieg und Frieden, über neu zu erlassende Gesetze (Kapitularien) und über sonstige Reichsangelegenheiten. Die Beschlüsse, an die der König rechtlich nicht gebunden war, teilte man dann — wenigstens bei wichtigen Angelegenheiten — der großen Versammlung mit, um deren Zustimmung durch lauten Zuruf zu erhalten. Der Heerbann bestand aus allen waffenfähigen Freien, von denen die Edeln und Reicheren beritten dienten und die Ärmeren, namentlich bei entfernteren Heerzügen, zu je dreien oder vieren einen gewappneten Mann ausrüsten mußten.

2. Den Kern des Kriegsheeres bildeten die Vassen oder Vasallen, die von dem Könige oder einem Großen des Reichs ein Gut auf Lebenszeit zu Lehen (beneficium, später feudum) trugen, d. h. zur Nutznießung geliehen bekommen hatten und der darauf lastenden Dienstpflicht, meist zu Pferde, genügten. Schon unter Karl Martell entwickelt, bildete sich dies Lehnswesen je länger je mehr aus, durchdrang alle Verhältnisse und Einrichtungen und ward geradezu die Grundlage des mittelalterlichen Staates.

§ 27. Karls Persönlichkeit und Lebensweise. Seine Sorge für die Volksbildung. Karl maß nach der Schilderung seines Zeitgenossen Einhart siebenmal die Länge seines eigenen Fußes; aus heiterem Angesicht leuchteten seine großen Augen lebhaft hervor, sein Gang war fest, männlich die Haltung. Einfach wie seine Kleidung war seine Lebensweise. Im Essen und vornehmlich im Trinken war er mäßig. Vom frühen Morgen an arbeitete er; seine liebste Erholung war die Jagd. Deutsch und Lateinisch sprach er gleich gut, auch das Griechische verstand er. Noch im späten Alter suchte er das Schreiben zu erlernen. Um die Bildung seines Volkes war er unablässig bemüht. Er baute Kirchen, errichtete Schulen, förderte den Kirchengesang, sorgte für deutsche Predigt, aber auch für die Sammlung der alten deutschen Heldenlieder. Die Gelehrten erfreuten sich seines besonderen Schutzes, namentlich Alkuin stand ihm nahe. Auch die Kunst fand in ihm einen Gönner; prächtige Kirchen und Pfalzen, vor allem in Aachen, zeugten von seinem auch hier bewundernswerten Streben. Für Erleichterung des Verkehrs sorgte er auf alle Weise; so ließ er Straßen anlegen und suchte den Main mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden.

§ 28. Reich und Kirche. Es war Karls lebhafter Wunsch, eine Gemeinschaft sämtlicher Christenvölker herzustellen. Dies war nicht möglich ohne engen Anschluß an das Haupt der abendländischen Kirche, den Papst in Rom. Karl der Große gewährte deshalb, dem Beispiele

früherer Frankenkönige folgend, dem Papste seinen mächtigen Schutz. Als Leo III., von den unruhigen Römern mißhandelt und vertrieben, hilfeflehend zu ihm nach Paderborn kam, ließ er ihn nach Rom zurückführen.
800. Darauf setzte ihm dieser am Weihnachtstage 800 in der Peterskirche die Kaiserkrone aufs Haupt: das römische Kaisertum war durch Karl wiedererstanden. Der Kaiser galt von nun an als das weltliche und geistliche Oberhaupt des Reichs, aber dem Papst, den der Kaiser als einen geistlichen Vater ehrte, gelang es nach Karls des Großen Tode bald genug, als Quell aller geistlichen Ordnung neben dem Kaiser eine gleichberechtigte Stellung zu erlangen. — Noch manches Jahr herrschte Karl der Große über sein Reich, das beinahe alle christlichen Völker des Abendlandes und alle germanischen bis auf die Angelsachsen und Normannen umfaßte. Als er sein Ende nahe fühlte, ernannte er in feierlicher Versammlung zu Aachen seinen einzigen ihm gebliebenen Sohn Ludwig zum Mitkaiser und starb nicht lange nachher in dieser seiner geliebtesten Stadt, wo ihm in dem Dome, den er erbaut hatte, die kaiserliche Gruft bereitet wurde (814).

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis zum Interregnum. Von 800—1254.

A. Die karolingischen Reiche.

§ 29. Ludwig der Fromme und seine Söhne. Das von Karl dem Großen gegründete Reich weiter auszubauen, war dessen Sohn
814—840. und Nachfolger, der schwache und schwankende Ludwig der Fromme*) (814—840), nicht imstande. Eifer zeigte er nur für die Kirche. Um die Reichseinheit zu erhalten, bewog die hohe Geistlichkeit den Kaiser, seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitkaiser anzunehmen. Die jüngeren Söhne erhielten Teile des Reichs zur Verwaltung, aber nur als Unterkönige. So schien alles geordnet. Da gebar Judith, des Kaisers zweite Gemahlin, ihm noch einen Sohn Karl, den man später den Kahlen genannt

*) 1. Karl I. der Große, † 814.
2. Ludwig der Fromme, † 840.
3. Lothar I., † 855. Ludwig d. D., † 876. 5. Karl II. d. Kahle, † 877.
4. Ludwig II., † 875. Karlm. Ludw. d. J. 6. Karl III. d. Dicke, † 888.
7. Arnulf v. Kärnten, † 899. erloschen 987.
Ludwig das Kind, † 911.

hat. Auf Kosten seiner Brüder sollte ihm ein Reichsteil zugewiesen werden. Doch diese erhoben sich, und der Papst selbst trat auf ihre Seite. Bei Kolmar im Elsaß, wo Vater und Söhne sich gegenüberstanden, mußte Ludwig der Fromme, von allen verlassen (Lügenfeld!), sich seinen Söhnen ergeben. Keine Demütigung ward ihm erspart, doch durch die Zwietracht der Söhne erhielt er seine Krone zurück. Aber zu einem dauernden Frieden kam es nicht; auf einem Zuge gegen seinen Sohn Ludwig den Deutschen starb 840 der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim.

§ 30. Der Vertrag von Verdun. 843. Nach des Vaters Tode entstand unter den Brüdern wieder grimmiger Streit. Kaiser Lothar strebte nach der Alleinherrschaft im Karolingerreiche, Ludwig und Karl der Kahle wollten nach alter Frankenart teilen. Erst nach blutigen Niederlagen bequemte sich Lothar zu dem Teilungsvertrage von Verdun an der Maas. Lothar behielt die Kaiserwürde und mit ihr **843.**
Italien sowie Mittelfranken, d. h. einen Streifen Landes, der sich zwischen Rhone, Saone, Maas und Schelde einerseits, Alpen und Rhein andererseits vom Mittelmeer bis zur Nordsee hinzog. Karl der Kahle bekam Westfranken, d. h. alles Land, das von diesem Streifen westwärts lag, im wesentlichen das heutige Frankreich. Ludwig der Deutsche endlich erhielt Ostfranken, d. h. das Gebiet östlich vom Rhein, also im wesentlichen Deutschland. Daß Italien, Frankreich und Deutschland sich von nun an selbständig und eigenartig entwickelten, darin liegt die Hauptbedeutung dieser Teilung von Verdun.

§ 31. Die Auflösung des Karolingerreichs. 1. Lothars Reich ging schnell seinem Untergang entgegen. Als er starb, ward es unter seine drei Söhne geteilt. Nach deren Tode suchte ihr Oheim Karl der Kahle das ganze mittelfränkische Land nebst Italien und der Kaiserkrone für Westfranken zu gewinnen. Das gelang aber nur für kurze Zeit: Lothringen, der nördlichste Teil des Mittelreichs, der seinen Namen nach Lothars I. gleichnamigem zweiten Sohne führte, ging erst zur Hälfte (im Vertrage von Mersen 870), dann ganz an Ostfranken über, und auch das südlich davon gelegene (burgundische) Gebiet und Italien lösten sich bald wieder von Westfranken. — Kräftiger als seine beiden Brüder herrschte der tapfere und besonnene Ludwig der Deutsche (843—876); unter seiner Regierung begannen die großen Stämme seines Reichs, die **843—876.**
Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen, die noch in Mundart, Sitte und Gesetz wie selbständige Völker nebeneinander standen, sich als zusammengehörig, als ein deutsches Volk zu fühlen.

2. Nach Ludwigs Tode sank auch Deutschlands Macht. Da brachen Zeiten unsäglicher Not über alle Teile des Karolingerreichs herein. Italien und die Küsten des Mittelmeeres wurden von den Arabern von Afrika aus angegriffen. Die Ostgrenzen litten unter den Einfällen der slawischen

Mähren und noch schlimmerer Feinde, der Magyaren oder Ungarn. Die gefährlichsten Feinde aber waren die Nordmannen (Normannen), die Bewohner Dänemarks und Skandinaviens, die als kühne Seeräuber die Küsten Englands, Deutschlands und Frankreichs verheerten, mit ihren leichten Schiffen in die Flußmündungen einliefen und bis tief in das Land hinein raubten und brannten*). Hilfe aus solcher Not erhoffte man von Ludwigs des Deutschen Sohn Karl III. (876—887, † 888). Er beherrschte erst mit seinen beiden Brüdern (s. d. Stammtafel § 29 Anm.) zusammen, dann nach deren Tode allein (seit 882) Ostfranken und wurde später (884) auch von den westfränkischen Großen zum König gewählt. Aber schwächlich und schwerfällig an Geist und Körper, wie er war, zog er es vor, statt die Normannen zu bekämpfen, Verträge mit ihnen zu schließen, ja ihnen schimpflichen Tribut zu zahlen. Da setzten ihn die deutschen Großen ab und koren seinen Neffen Arnulf von Kärnten zu ihrem König (887). Auch die Westfranken sagten sich von Karl los und gaben einem tapferen Kriegsmanne die Krone. Wohl sind dann in Frankreich die Karolinger wieder zur Herrschaft gelangt, aber 987 erlosch ihr Geschlecht. Das Haus Hugo Capets trat in Frankreich an ihre Stelle.

§ 32. Die letzten Karolinger in Deutschland. König Konrad I.

887—889. 1. In Arnulf von Kärnten (887—899) schien die Heldenkraft Karls des Großen noch einmal aufzuleben. Er besiegte erst die Normannen bei Löwen an der Dyle (891) und kämpfte dann gegen die Mähren, freilich ohne sie unterwerfen zu können. In Italien erhielt er die Kaiserkrone. Eine Zeitlang schien es, als wäre es ihm beschieden, wieder ein mächtiges Karolingerreich, freilich ohne Frankreich und die neu entstandenen Königreiche Niederburgund (an der unteren Rhone) und Hochburgund (zu beiden Seiten des Schweizer Jura), wiederherzustellen. Aber auch von ihm wandte sich zuletzt das Glück. Als er starb, hinter-
899—911. blieb nur ein unmündiger Sohn, Ludwig das Kind. Wahrscheinlich würden sich jetzt die Herzöge, die sich in den unruhigen Zeiten überall aus den großen Geschlechtern der einzelnen Stämme emporschwangen, ganz selbständig gemacht haben, hätte nicht die große Geistlichkeit die Zersplitterung des Reichs verhindert. Das Volk freilich, das für die Herzöge Partei nahm, dankte ihr das übel, und namentlich gegen den willensstarken und strengen Erzbischof Hatto von Mainz, den Führer der Geistlichkeit, richtete sich seine Abneigung; noch heute klingt sie uns aus gehässigen Sagen ent-

*) Später gründeten sie eigene Reiche. An der Mündung der Seine ward ihnen 911 ein Herzogtum eingeräumt, die nach ihnen genannte Normandie. Von hier aus haben sie dann bald nach 1000 Süditalien und Sizilien besetzt und 1066 unter ihrem Herzog Wilhelm dem Eroberer auch England unterworfen. Von ihrer nordischen Heimat aus hatten sie sich schon 862 unter Rurik in Rußland festgesetzt.

gegen. — Von äußeren Feinden ward Deutschland damals wieder schwer heimgesucht; vor allen waren es die Magyaren, die wie einst die Hunnen auf kleinen, geschwinden Rossen in wildem Heidengrimme die deutschen Länder Jahr für Jahr verheerten. In diesen traurigen Zeiten (911) starb Ludwig das Kind, der letzte deutsche Karolinger, noch **911.**
ehe er völlig zum Jünglinge herangereift war.

2. Nun wählten die Franken und Sachsen, Bayern und Schwaben einen vornehmen Franken, Konrad I., zu ihrem Könige (911—918). Er war ein wackerer und wohlmeinender Herrscher, wollte **911—918.**
aber leider die Herzöge und Großen mit Gewalt bezwingen, und dazu fehlte ihm doch die Macht. Gegen den Herzog Heinrich von Sachsen und Thüringen erlitt er schwere Niederlagen, und in Bayern und Schwaben waren seine Erfolge wenigstens nicht dauernd. Auch gelang es ihm trotz mehrerer Kriegszüge nicht, Lothringen, das sich an Frankreich angeschlossen hatte, wiederzugewinnen, und die Streifzüge der Ungarn durch das Reich vermochte er nicht zu hindern. Eine große Tat aber vollbrachte er im Sterben (918): er rief seinen Bruder Eberhard, und indem er sich und seinen alten Groll zum Heile des Reiches bezwang, ließ er sich von ihm das Wort geben, die Königskrone an seinen bisherigen Feind, den mächtigen Sachsenherzog Heinrich zu bringen, da dies der einzige Mann sei, der sie mit Ehren würde tragen können.

B. Herrscher aus dem sächsischen Hause*). 919—1024.

§ 33. König Heinrich I., der Einiger des Reichs. 919—936.

Nur von Franken und Sachsen ward der Sachsenherzog Heinrich I. **919—936.**
zum Könige gewählt. Wie tief die Liebe zu den Herzögen in den Stämmen wurzelte, hatte er selbst in seinen Kämpfen gegen König Konrad zu gut erfahren, als daß er den Weg der Gewalt gegen die drei Herzöge, die ihn noch nicht anerkannten, hätte betreten wollen. Gestützt auf die Macht, die er als Herzog von Sachsen und Thüringen besaß, und auf die Freundschaft des Frankenherzogs Eberhard, erlangte er auf dem Wege der Unterhandlung bald die Anerkennung bei den Schwaben, und auch der Bayernherzog Arnulf, mit dem Heinrich vor dessen Feste Regensburg zusammentraf, fügte sich endlich der Überlegenheit des Königs, ohne eine Entscheidung mit den Waffen zu suchen.

---

*) 1. Heinrich I., † 936.

2. Otto I. der Große, † 973. — Heinrich von Bayern.

Liudolf. — 3. Otto II., † 983. — Heinrich der Zänker von Bayern.

4. Otto III., † 1002. — 5. Heinrich II., † 1024.

Zuletzt ordnete sich auch Herzog Giselbert von Lothringen, der alles deutsche Land auf dem linken Rheinufer beherrschte, Heinrich unter: wenigstens der Königsname war durch ganz Deutschland hin anerkannt.

§ 34. Heinrichs I. Sieg über die Wenden und die Ungarn. 1. Nun aber galt es, zu zeigen, daß es auch eine Königsmacht gab. Noch immer verheerten die Ungarn ungehindert das offene Land. Da wurde bei einem neuen Einfall (924) einer ihrer Fürsten gefangen genommen. Um ihn zu lösen, gelobten sie dem König Heinrich einen neunjährigen Waffenstillstand, der freilich nur für Sachsen galt und während dessen er den Ungarn sogar einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Diese Jahre aber benutzte Heinrich dazu, um in den Grenzlanden feste Plätze zu gründen. Er ließ hier je den neunten Mann in die Burgen ziehen, in die der dritte Teil des Ernteertrages geliefert werden mußte, damit bei feindlichem Einbruch die Bewohner des offenen Landes dahin flüchten könnten und Verpflegung bereit fänden; auch verlegte er die Gerichtstage, Märkte und Messen in diese Plätze, die sich nun schnell zu Städten entwickelten. So sind Quedlinburg und Goslar am Harz, Meißen, Merseburg, Nordhausen entstanden. Auch gewöhnte er die Norddeutschen, die nach altgermanischem Brauch in ihrem Heerbann am liebsten zu Fuß stritten, an den Reiterkampf.

2. Schon in den Feldzügen gegen die alten Feinde der Sachsen, die heidnischen Wenden (Slawen) östlich von der Elbe, bewährten sich die Maßregeln des Königs. Er bezwang die Heveller im Havellande und nahm ihre feste Stadt Brennaburg (Brandenburg), unterwarf dann die Daleminzier im heutigen Königreich Sachsen und brachte auch die Böhmen zur Unterordnung unter das Reich. Ein Aufstand der nördlichen Slawenstämme, der bald darauf alle Erfolge wieder in Frage stellte, wurde siegreich niedergeschlagen. — Als dann die Ungarn nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder gegen Thüringen und Sachsen vorbrachen, da fanden die wehrlosen Einwohner Schutz hinter den festen Mauern der Städte, bis die schlimmen Feinde vertrieben waren: zuerst wurde ein Teil ihrer eindringenden Scharen im mittelthüringischen Bergland völlig
933. geschlagen, dann der andere vom König selbst bei Riade, wohl an der mittleren Unstrut, zu wilder Flucht gezwungen.

§ 35. Die Ergebnisse von Heinrichs Regierung. Heinrich hatte Großes erreicht: er hatte das ostfränkische Reich, das zu zerfallen drohte, durch seine Umsicht und Klugheit neu gegründet, wenn er auch freilich die Herzöge ziemlich selbständig schalten und walten ließ. Die Feinde, die sein Gebiet verheerten, hatte er bezwungen; er hatte das Land zwischen Elbe und Oder, das früher den Germanen gehört hatte, den Deutschen wieder erschlossen und die Bekehrung der slawischen Volksstämme dort begonnen. Er ist dann auch im Norden siegreich vorgedrungen und hat gegen die Dänen, die noch Heiden waren wie die Slawen,

die Grenze sogar über die Eider bis zur Schlei hinausgerückt. So stand das Reich wieder gefestigt und angesehen da. Auch war sein Sohn Otto, den er mit der angelsächsischen Königstochter Edith vermählt hatte, als Thronfolger bereits anerkannt, als Heinrich starb.

§ 36. Otto der Große. 936—973. Aufruhr der Herzöge. Otto war 24 Jahre alt, als er zu Aachen gewählt ward. Der Mainzer 936—973. Erzbischof salbte ihn im Dome, die Herzöge dienten ihm beim Krönungsmahle, und alles Volk gelobte Treue. Der junge Herrscher war kräftig von Körper und stark von Geist, immer bestrebt, seine Macht zu stärken und zu erweitern, furchtbar in seinem Zorn und doch auch wieder verzeihender Milde fähig, gerecht und voll Vertrauen und Liebe zu den Seinen. Unter ihm schien das deutsche Königtum gesichert.

Aber bald entstanden Unruhen. Die Herzöge fühlten sich durch das Auftreten des jungen Königs, der sie nur als Beamte des Reichs ansah, gekränkt, und sein eigner Bruder Heinrich schloß sich ihnen an. Ottos Krone war in Gefahr. Aber unweit Xanten siegten die Seinen (939), und als bei Andernach die Herzöge von Franken und Lothringen den Tod gefunden hatten, da suchte auch Heinrich des Bruders Gnade. Und Otto verzieh ihm jetzt, wie er ihm später verzieh, als Heinrich ihm sogar nach dem Leben getrachtet hatte. Durch unwandelbare Treue hat dieser dann dem Bruder seine Großmut gedankt. Die Herzogsgewalt war dem Königtum erlegen; Otto suchte sie jetzt noch abhängiger zu machen, indem er sie, wo dies nur möglich war, an Verwandte seines Hauses brachte. So gab er Lothringen seinem Schwiegersohne Konrad, Schwaben seinem Sohne Liudolf, Bayern seinem Bruder Heinrich; Franken, Thüringen und Sachsen beherrschte er unmittelbar.

§ 37. Bekehrung der Wenden. Zug nach Italien. 1. Otto gebot jetzt unbestritten von den Alpen bis zum Meer, von der Maas bis weit über die Elbe. Noch erfolgreicher als sein Vater Heinrich breitete er hier die deutsche Herrschaft zugleich mit dem Christentum unter den wendischen Völkerschaften aus. Hermann Billung und Markgraf Gero leisteten ihm dabei treue Dienste. Die Marken Karls des Großen wurden wiederhergestellt und erweitert, neue Bistümer (Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen) wurden gegründet und dem neugeschaffenen Erzbistum Magdeburg unterstellt. Unter den Böhmen und Ungarn, unter den Dänen und Normannen arbeiteten deutsche Glaubensboten mit Erfolg.

2. Auch Italien kam unter Ottos Gewalt. Seit langer Zeit zerrütteten blutige Kämpfe das Land. Damals war der junge König Lothar, der nur ein Schattenkönig gewesen war, gestorben, und der wirkliche Herrscher, der mächtige Markgraf Berengar von Ivrea, hatte es durchgesetzt, daß er und sein Sohn Adalbert zu Königen gewählt wurden. Um seine Macht zu befestigen, wollte er, so wird erzählt, der

jungen Witwe Lothars, Adelheid, einer burgundischen Königstochter, seinen Sohn als Gemahl aufdrängen. Diese aber widerstrebte dem verhaßten Ehebunde und wurde deshalb auf einer Burg am Gardasee gefangen gesetzt, hier aufs schimpflichste behandelt und selbst mit dem Tode bedroht. Otto, noch im kräftigsten Mannesalter stehend, war damals verwitwet und beschloß, Adelheid zu befreien und ihre Hand zu gewinnen. Bei der gebietenden Stellung, die er einnahm, meinte er ein Recht auch auf Italien zu haben, und jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, diesem Anspruch durch die Verbindung mit Adelheid größeren Nachdruck zu geben. Mit glänzender Heeresmacht zog er (951) über die Alpen. Adelheid war inzwischen unter vielen Gefahren entkommen; mit hohen Ehren wurde sie nun von Herzog Heinrich, Ottos Bruder, diesem zugeführt und die Vermählung gefeiert. Schon vorher aber nannte sich Otto, dem Beispiel Karls des Großen folgend, König der Franken und Langobarden (oder auch Italiker).

§ 38. Empörung der Söhne. Einfall der Ungarn. Aber der Einfluß, den Adelheid und mit ihr Heinrich auf Otto ausübten, veranlaßte des Königs nächste Verwandte, seinen Sohn Liudolf und seinen Schwiegersohn Konrad, zum Aufruhr (952). Doch sie wurden besiegt und unterwarfen sich endlich reumütig. Otto verzieh, aber ihre Herzogtümer gab er ihnen nicht zurück. Seitdem stützte er sich vor allem auf die geistlichen Fürsten. — Veranlaßt durch die inneren Kämpfe waren inzwischen die Ungarn wieder in Süddeutschland eingedrungen. An der Spitze aller jetzt wieder versöhnten Stämme zog Otto gegen sie. Auf dem
955. Lechfelde kam es zu einer großen Schlacht. Nach heißem Kampfe erfochten die Deutschen den Sieg; die Ungarn, die der Schlacht entrannen, kamen zum großen Teil auf der Flucht um. Nie mehr versuchte seitdem das wilde Volk einen Einfall in das Reich; ja fortan gewann deutscher Einfluß und das Christentum bei ihnen Boden.

§ 39. Die Kaiserkrone. Noch Größeres erreichte Otto. Der Papst, dem er gegen seine Widersacher in Italien geholfen hatte, krönte
962. ihn in Rom zum römischen Kaiser: das hatte freilich den Nachteil, daß er und seine Nachfolger dann auch allzusehr von Deutschland abgezogen wurden. Ottos gleichnamiger Sohn (Liudolf war bald nach der Ungarnschlacht gestorben), der bereits zum König und Kaiser gekrönt war, ward mit der griechischen Kaisertochter Theophano vermählt. Die christlichen Reiche waren abhängig von Deutschland oder auf seine Freundschaft angewiesen; selbst mit dem Kalifen zu Cordova wechselte Otto Gesandtschaften. Die Grundsäule der Kaisermacht aber war Deutschland. Hier starb Otto, nachdem er noch einmal alle Großen um sich gesammelt hatte; in Magdeburg, das er groß gemacht hatte, fand er seine letzte Ruhestätte.

§ 40. Otto II. 973—983. Otto III. 983—1002. 1. Kaiser
973—983. Otto II. war erst 18 Jahre alt, als er seinem Vater folgte, und voll

jugendlichen Ungestüms; gleichwohl regierte er nicht ohne Kraft und Einsicht. Innere Unruhen in Deutschland, die von seinem Vetter Heinrich dem Zänker von Bayern ausgingen, dämpfte er leicht; den Karolinger auf Frankreichs Thron, der ihn in Aachen hatte überrumpeln wollen, griff er an und drang bis Paris vor; in Italien trat er gegen die Araber und die Griechen kräftig auf, wurde aber dann, unmittelbar nachdem er bei Cotrone in Süditalien einen Sieg über die Araber erfochten hatte, von ihnen nicht weit davon völlig geschlagen (982) und rettete nur mit Mühe sein Leben. Diese Niederlage hatte die schwersten Folgen. In Italien wankte seine Herrschaft, und daheim schüttelten die Wenden das verhaßte deutsche Joch und mit ihm das Christentum ab. Daß Otto gerade zu dieser Zeit — in Rom — starb, war um so verhängnisvoller, als sein Sohn und Nachfolger, Otto III., erst drei Jahre zählte. 983—1002.

2. Schon um die Vormundschaft entstand Zwist, und als dann Ottos III. Mutter Theophano und später seine Großmutter Adelheid in seinem Namen regierten, da konnten die Frauen trotz aller Klugheit nicht hindern, daß die Großen des Reichs, die Herzöge, Markgrafen und Grafen, immer selbständiger wurden.

Noch mehr ging die Macht des Reichs zurück, seitdem der 15jährige Otto III., ein ehrgeiziger, aber unsteter Jüngling, selbst die Regierung übernommen hatte. Er träumte von der Aufrichtung eines christlichen Weltreichs, das in Rom seinen Mittelpunkt haben sollte. Seine religiöse Schwärmerei trieb ihn, im Jahre 1000 nach Gnesen zum Grabe Adalberts von Prag zu pilgern, der einige Jahre vorher als christlicher Glaubensbote bei den heidnischen Preußen den Tod gefunden hatte. Ja der Kaiser stiftete in Gnesen sogar ein Erzbistum und löste dadurch — sehr zum Nachteil für Deutschland — Polen aus der kirchlichen Abhängigkeit von Magdeburg. Hochgebildet, ja gelehrt, schämte er sich der „Roheit" seiner Deutschen und bevorzugte die Römer, die ihm mit Undank lohnten. Er war fast mehr in Italien als in Deutschland; in Italien starb er auch 1002, kaum 22 Jahre alt. An der Seite des Kaisers Karl in Aachen, dessen Grab er einst in unheimlicher Neugier erbrochen hatte, ward er beigesetzt.

§ 41. Heinrich II. 1002—1024. Der letzte vom ruhmreichen Stamme der Sachsen, Herzog Heinrich von Bayern, Heinrichs I. Urenkel, folgte als Heinrich II. In eifriger und mühseliger Arbeit mußte 1002—1024. der besonnene und zähe Herrscher das erschütterte Reich erst wieder neu begründen. Im Osten reichte die deutsche Macht, die sich unter Otto dem Großen bis nach Posen hin erstreckt hatte, damals nur noch bis zur Elbe, und auch Heinrich vermochte nicht viel gegen den mächtigen Polenherzog, der östlich von der Elbe gebot. Glücklicher war er auf seinen drei Zügen nach Italien. In Pavia ward er mit der lombardischen, in Rom mit

der Kaiserkrone geschmückt. Selbst nach Süditalien drang er vor, freilich erst, nachdem die Normannen (§ 31 Anm.), die auf ihren Pilgerfahrten nach Jerusalem und Rom das schöne Land hatten kennen lernen, von den Einwohnern zum Schutz gegen die Sarazenen und Griechen herbeigerufen, sich in dem fast herrenlosen Lande festgesetzt hatten. — Die großen weltlichen Lehen waren damals bereits erblich, dagegen verfügte der Kaiser über die Erzbistümer, Bistümer und Abteien, die einen großen Teil des Reichsgebiets ausmachten. Er allein setzte die geistlichen Würdenträger ein und wählte dazu natürlich nur ihm ergebene Männer. Sie waren die Stützen der Regierung, wie sie es schon in der späteren Zeit Ottos I. gewesen waren, und gaben meist den Ausschlag auf den Reichstagen, zu denen der Kaiser die weltlichen und geistlichen Fürsten zusammenrief. Kein Wunder, daß Heinrich II. das Ansehen der geistlichen Herren hob und neue Stifter schuf („der Heilige"). Das Bistum Bamberg, in dessen Dom er seine letzte Ruhestatt gefunden hat, verdankt ihm seine Entstehung.

§ 42. Klöster und Stifter. 1. Seitdem Bonifatius die ersten Benediktinerklöster im Innern Deutschlands gegründet hatte (§ 21, 1), waren Jahrhunderte vergangen. Kloster auf Kloster war in dieser Zeit entstanden. Die Mönche hatten Wälder gerodet, Sümpfe trocken gelegt, Unland urbar gemacht, sie hatten den Ackerbau gehoben, den Obstbau und die Weinzucht veredelt und waren mit ihren Musterwirtschaften Vorbilder und Erzieher der deutschen Bauern geworden. Die fleißigen Kuttenträger waren in einer wilden Zeit die einzigen, die durch Abschreiben die Werke der Alten erhielten, sich in ihr Studium versenkten und durch die Schule künftigen Mönchen und Weltgeistlichen ihr Wissen vermittelten. Wo von den kleinen Kirchlein in der Einsamkeit des Waldes die Glocke zum Gebet rief, da schwand die Rauheit des Landes, und die Roheit der Bewohner milderte sich. War der Zutritt zum inneren Kloster, der Klausur, mit seiner Kirche, den Zellen der Mönche, ihrem Speisesaal (Refektorium) und Schlafsaal nur den Geweihten gestattet, so war das außerhalb der umschließenden Mauer stehende, meist prächtige Haus des Abtes die Stätte, wo umwohnende Große und Vornehme sich Rats holten; in den Nebengebäuden fanden Wanderer gastliche Aufnahme, Kranke Pflege und Heilung. Bald siedelten sich nahe dem mit Wall und Graben umgebenen Kloster Dienende und Hörige an: Dörfer und Städte erwuchsen.

2. Häufiger noch und schneller geschah das um Bischofsitze her, und die Bischöfe selbst begünstigten die emporwachsenden Städte um der Einnahme willen, die aus den Markt- und Münzrechten, aus den Zöllen und dem Zins der hörigen Handwerker in ihren Säckel flossen. So wurden die geistlichen Würdenträger bald reiche Herren; dafür, daß sie auch mächtig wurden, sorgten die Kaiser seit Otto I. unausgesetzt. Über ausgedehnte Gebiete wurden den Bischöfen Grafenrechte verliehen; war

es doch für die Herrscher immer besser, solche Rechte in den Händen der geistlichen Fürsten zu sehen, als sie den erblichen weltlichen Großen zu übertragen, die in ihrem Eigennutz der Krone fortgesetzt schwere Verlegenheiten bereiteten. Und mancher Bischof hatte früher als des Kaisers Kaplan oder gar als vertrauter Kanzler, der mit der Anfertigung der Urkunden betraut war, dem Hofe nahe gestanden.

§ 43. Kunst und Wissenschaft. 1. Auf den Zügen nach Italien seit der Mitte des 10. Jahrhunderts lernten die Deutschen, die noch immer ihre Häuser und Kirchen meist aus Holz herstellten, die gewaltigen Steinbauten des Altertums kennen. Das Gefühl der eigenen Macht trieb sie an, hinter den Italienern nicht zurückzubleiben. Bald entstanden in Klöstern und Bischofssitzen steinerne Kirchen, zunächst noch mit leichtem Schindeldach, das aber im Laufe der Jahre dem auf Gewölben ruhenden Steindach weichen mußte. In ihrer Grundform schlossen sie sich an die altchristlichen sogenannten Basiliken an, die ihrerseits wieder manches von den Basiliken des Altertums (Markt- und Gerichtshallen) übernommen hatten: von Westen nach Osten zog sich ein Langschiff, bestehend aus einem höheren und breiteren Mittelschiff und zwei niedrigeren und schmalen Seitenschiffen. Zwischen dem Chore, mit dem das Mittelschiff im Osten endete, und dem Langschiff lag oft ein Querschiff. Die Eingangstür öffnete sich an der Westseite zwischen zwei Glockentürmen. Die Säulen, die Fenster und Türbogen, die äußeren Verzierungen zeigen lange Zeit überall Rundbogen, und man hat deshalb den gewöhnlich als romanisch bezeichneten Stil dieser Zeit auch Rundbogenstil genannt. Denkmäler dieses Stils, der bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein herrschte, sind die Dome zu Mainz, Speier und Worms, vor allen aber der zu Bamberg. — Auch an die Malerei und Bildnerei wagten sich jetzt die Deutschen, freilich meist nur, um die Bauwerke zu schmücken.

2. Die Bildung, die die Mönche in den Klöstern überlieferten, war fremder Art. Lateinisch sprachen sie, in den Werken der Alten, von denen namentlich Vergil große Verehrung genoß, lebten sie, lateinisch schrieben sie Geschichte wie Dramen und Epen. Das Volk dagegen sprach seine „deutsche", d. h. volkstümliche, Sprache; deutsch war der Spruch des Richters, deutsch die Heldenlieder, die die fahrenden Sänger vortrugen und so im Volke lebendig erhielten. So bereitete sich eine Spaltung zwischen Volk (Laien) und Kirche vor, denn auch die vornehmen Laien blieben der kirchlichen Bildung fern; nur wer geistlich werden wollte, mußte sie sich aneignen.

C. Kaiser aus dem fränkischen (salischen) Hause. 1024—1125.

§ 44. Konrad II. 1024—1039. 1. Wie stark bei den Deutschen das Gefühl der Einheit unter den sächsischen Herrschern geworden war,

das zeigte sich, als Heinrich II. auf seiner Pfalz Grona bei Göttingen 1024 gestorben und mit ihm der Mannesstamm der Ottonen erloschen war. Aus allen Stämmen kamen die Fürsten, die Edeln und Freien auf dem Wahlfelde am Rhein, unweit von Mainz, zusammen und koren hier gemeinsam den Franken Konrad (einen Urenkel des Konrad, der
1024—1039. Ottos I. Schwiegersohn gewesen war, § 36) zu ihrem Herrscher. In feierlichem Königsumritt nahm dann Konrad II. vom Reiche Besitz; schon im Jahre 1027, auf seinem ersten Römerzuge, erhielt er in Gegenwart des mächtigen Königs Knut von Dänemark in der Peterskirche die Kaiserkrone.

2. In Deutschland aber erwartete den Kaiser ein schwerer Kampf. Sein Stiefsohn Ernst von Schwaben machte Erbansprüche auf das Königreich Burgund, dessen Herrscherhaus dem Erlöschen nahe war. Konrad aber wollte das Land an das Reich bringen. Ernst empörte sich gegen den Vater, doch seine Lehnsleute versagten ihm die Heeresfolge gegen den Kaiser, der ihr oberster Lehnsherr sei. Er fiel in des Kaisers Hand, aber seine Mutter erwirkte ihm bei ihrem Gemahl die Freiheit, ja er sollte sein Herzogtum zurückerhalten, wenn er seinen Freund Werner von Kiburg, der noch im Aufstande gegen den Kaiser verharrte, verfolgen helfe. Doch Ernst hielt trotz Acht und Bann dem Freunde die Treue und fand mit ihm heldenmütig kämpfend im Schwarzwald den Tod; deutsche Dichter aber haben den unglücklichen Fürsten und seine Freundestreue bis auf unsere Zeiten im Liede gefeiert. — Der Kaiser vereinigte nun nach dem Tode des Königs Rudolf von Burgund dieses Land im Jahre 1033 mit dem Reiche, das also seitdem drei Königreiche (Deutschland, Italien und Burgund) umfaßte. Wichtig war die Erwerbung Burgunds besonders insofern, als nun die deutschen Teile der Schweiz enger mit dem deutschen Reiche verwuchsen.

3. Konrad II. war ein kräftiger, aber auch harter und selbstwilliger Herrscher. Zwei Herzogtümer, Bayern und Schwaben, übertrug er seinem Sohne Heinrich; den großen Fürsten gegenüber stützte er sich auf die kleineren Lehnsträger: wie die großen weltlichen Lehen bereits erblich geworden waren (§ 41), so suchte er nun mit Erfolg — in Italien sogar durch eine besondere Verordnung — auch für die kleineren die Vererbung durchzusetzen. Mit Entschiedenheit betonte er die Unterordnung der Kirche unter die Krone: ganz nach Gutdünken verlieh er wie sein Vorgänger Erzbistümer, Bistümer und Abteien und hielt sich für berechtigt, Abgaben dafür zu fordern. Schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt ließ er seinen Sohn Heinrich als seinen Nachfolger ausdrücklich anerkennen und ihn später feierlich zum König krönen: wohl möglich, daß er daran dachte, auch die Königswürde erblich zu machen. Doch starb er schon 1039, kurz nach seinem zweiten Römerzuge, zu Utrecht und wurde im Dom zu Speier, den er selbst gegründet hatte, beigesetzt.

§ 45. Heinrich III. 1039—1056. Ihm folgte sein nicht minder tatkräftiger, aber doch in vieler Beziehung ganz anders gearteter Sohn Heinrich III., ein fein gebildeter Mann von ernstem Pflichtgefühl 1039—1056. und hoher Auffassung seines Herrscherberufs, der mit tiefer Leidenschaft seine großen Pläne verfolgte, dabei aber auch hart und herrisch werden konnte. Er demütigte den stolzen Böhmenherzog, damals den mächtigsten Slawenfürsten, und brachte es dahin, daß der König von Ungarn seine Krone von ihm zu Lehen nahm. Auf Frankreich übte er großen Einfluß, Italien war ein Glied des Reichs: das ganze christliche Abendland fürchtete die Macht des deutschen Königs, der (1046) auch die Kaiserkrone gewann. — Die Kirche lenkte der fromme Herrscher gleichfalls mit starker Hand; drei um ihre Würde miteinander hadernde Päpste ließ er absetzen und an ihrer Stelle einen ernsten und sittenreinen deutschen Bischof wählen, dem dann andere deutsche Päpste folgten. Sie alle waren Vorkämpfer der auf Besserung der Mönche und Geistlichen und überhaupt auf eine Reform der Kirche gerichteten Bestrebungen, die von dem französischen Kloster Cluny ausgegangen waren. Daß auch Heinrich III. eifrig für diese eintrat, brachte freilich große Gefahren mit sich. Denn die Reformpartei wollte Kirche und Papsttum dem Einfluß des Kaisers ganz entziehen und ihre Macht mehr und mehr erhöhen.

2. Während die ersten Jahre Heinrichs III. reich an Erfolgen waren, kamen bald genug schwere Zeiten. In Deutschland, wo er seine Macht dadurch schwächte, daß er die in seiner Hand befindlichen Herzogtümer wieder vergab, hatte er heftige Kämpfe gegen widersetzliche Fürsten, namentlich gegen Gottfried den Bärtigen von Oberlothringen, durchzufechten, in Italien konnte er die wachsende Macht der Normannen (§ 41) nicht vollständig niederwerfen, Ungarn machte sich wieder selbständig. Dieses beständige Ringen gegen innere und äußere Feinde brach die Lebenskraft des starken Herrschers. Er starb, erst 39 Jahre alt, auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz (nahe bei Goslar). Der Papst, der bei ihm zu Besuch weilte, stand ihm in seiner Todesstunde zur Seite. Ihm und der Treue der Fürsten empfahl er seinen sechsjährigen, bereits zum König gekrönten Sohn Heinrich IV.

§ 46. Heinrich IV. 1056—1106. 1. Wieder kam, wie einst 1056—1106. bei Ottos II. Tode, in schwierigen Zeiten die Herrschaft an ein Kind, für das die Mutter die Regentschaft führen sollte. Vergebens suchte sie sich unter den Großen durch allzugroße Willfährigkeit, besonders auch durch freigebige Verleihung der noch zu ihrer Verfügung stehenden Herzogtümer, Freunde und Stützen zu gewinnen. Einer der ersten Geistlichen des Reichs, Anno von Köln, stiftete mit dem Bayernherzog Otto von Nordheim und anderen Fürsten eine Verschwörung an, um die Macht an sich zu bringen. Als die Kaiserin mit ihrem nun zwölfjährigen Sohne zu Kaiserswerth am Niederrhein weilte, wußte ihn Anno auf ein

prächtiges Schiff zu locken, in dem er ihn der wehklagenden Mutter stromaufwärts nach Köln entführte. Anno regierte nun in Heinrichs Namen das Reich, sah sich aber bald genötigt, die Gewalt mit dem Erzbischof Adalbert von Bremen zu teilen, der zwar der Sache des Königs treuer zugetan war, aber, zumal er selbst prunksüchtig und hoffärtig war, den leidenschaftlichen Jüngling nicht zu zügeln wußte. So zeigte dieser denn, als er selbst zu regieren begann, daß ihm die erste Königstugend fehlte: die Kraft, sich selbst zu beherrschen.

2. Von der Gewalt seiner Ahnen etwas aufzugeben, war Heinrich IV., dem ein Zug von Härte so wenig fehlte, wie allen anderen Saliern, durchaus nicht gewillt und trat deshalb besonders gegen die stets aufsässigen Sachsen schroff auf. Er ließ in ihrem Lande Burgen bauen, deren Besatzungen viele Gewalttaten verübten. Die Folge war, daß der ganze Stamm, vornehm und gering, sich gegen ihn erhob. Den Aufruhr leitete Otto von Nordheim, dem der König wegen verräterischer Umtriebe das Herzogtum Bayern wieder genommen hatte, sowie das Geschlecht der Billunger (§ 37), die unter den Ottonen die Herzogswürde in Sachsen erlangt hatten. Auf seiner Harzburg, einem stattlichen Königssitze, den Heinrich sich nahe bei Goslar auf ragender Bergeshöhe hatte erbauen lassen, überfielen ihn die Sachsen (1073), und nur mit Mühe gelang es dem Könige, durch die wilden Waldpfade des Harzes zu entkommen. Dazu fielen die oberdeutschen Fürsten von ihm ab. Doch Heinrich verzagte nicht. Die Städte, die durch seine wie durch seiner Vorfahren Gunst damals den Rhein entlang aufblühten, standen treu zu ihm, die Gegner wurden uneins, und ein Teil von ihnen schloß sich dem Könige wieder an: so gelang es ihm, die Sachsen bei Homburg an der Unstrut, unweit von Langensalza, völlig zu schlagen (1075) und bald darauf zur Unterwerfung zu zwingen.

§ 47. Heinrich IV. und Gregor VII. Heinrich IV. hatte seine Herrschaft wieder befestigt; aber die Fürsten fügten sich nur voll stillen Grolles, und jetzt bekamen sie einen mächtigen Verbündeten. Das
1073–1085. war der Papst Gregor VII., ursprünglich Hildebrand geheißen, der als entschiedener Anhänger der Reformpartei der Kluniazenser (§ 45, 1) vor Begierde brannte, nicht bloß die Freiheit der Kirche von weltlicher Macht, sondern auch ihre Herrschaft zu begründen. Er setzte die Ehelosigkeit der Priester, den Zölibat, mit Strenge durch und verbot die Simonie, d. h. die Vergebung oder Erwerbung geistlicher Ämter um Geld und Geschenke, und die Laieninvestitur, d. h. die Einsetzung der Geistlichen durch die weltliche Macht, die bei Bischöfen damals mit Ring und Stab, den Zeichen hoher geistlicher Würde, erfolgte. Damit sollte dem König vor allem verwehrt werden, in Zukunft wie bisher die Bischöfe, die doch zugleich einen sehr ausgedehnten weltlichen Besitz hatten, zu ernennen. Aber Heinrich IV. konnte sich die freie Verfügung über die geistlichen Herrschaften nicht entreißen lassen, ohne die Stellung des Königs einfach preis-

DEUTSCHLAND zur KAISERZEIT um das Jahr 1000.



Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning

Geogr. Anstalt v. H. Wagner & E. Debes, Leipzig

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

zugeben (§ 41), und als nun Gregor immer herrischer gegen ihn auftrat und ihm sogar mit dem Banne drohte, ließ Heinrich ihn 1076 durch eine Synode deutscher Bischöfe absetzen. Da aber sprach ihm der Papst — ein unerhörtes Vorgehen — die Herrschaft über Deutschland und Italien ab, löste alle ihm geschworenen Eide und bannte ihn. Damit gab er den aufrührerischen Fürsten willkommenen Anlaß zu erklären: wenn sich Heinrich nicht in Jahr und Tag Lösung vom Banne verschaffe, könnten sie ihn nicht mehr als ihren König betrachten. Gregor VII. wollte selbst nach Deutschland kommen, um in Gemeinschaft mit den Fürsten endgültig über das Geschick des Königs zu entscheiden. Das am wenigsten durfte Heinrich zugeben. Er eilte deshalb mitten im strengen Winter über die schneebedeckten Alpen und suchte den Papst auf, der damals in der Burg Canossa bei seiner Beschützerin, der Markgräfin Mathilde von Tuszien, weilte. Aber drei Tage lang mußte er vor der Burg Jan. 1077.
warten, und wenn er auch nicht etwa ununterbrochen als Büßender vor dem Tore stand, so zeigte er sich doch wiederholt im Bußgewand am Eingang, bis ihn Gregor endlich auf Mathildens Fürbitte aufnahm und vom Banne löste.

Trotzdem koren die deutschen Fürsten einen anderen König, Rudolf von Schwaben, und der Papst trat für ihn ein. Aber Heinrich widerstand seinen Feinden mit Heldenmut. Wieder traf ihn der Bann, mehrmals ward er besiegt, aber er fand auch treue Freunde: vor allem war ihm der schwäbische Edle Friedrich von Staufen, dem er das Herzogtum Schwaben und seine Tochter gab, eine feste Stütze. Endlich befreite ihn der Tod von dem Gegenkönig: unmittelbar nach einer für ihn siegreichen Schlacht in der Gegend von Merseburg (1080) erlag Rudolf einer schweren Verwundung. Nun konnte sich Heinrich gegen Gregor selbst wenden. Er zog in Rom ein und ließ sich von einem Gegenpapst zum Kaiser krönen. Gregor aber, der lange Zeit in der Engelsburg belagert worden war, wurde nach Heinrichs Abzug von den Normannen befreit und mit nach Salerno geführt: hier starb er 1085.

§ 48. Der erste Kreuzzug. 1096—1099. Das Ende Heinrichs IV. 1096—1099. 1. Die Macht der Kirche verging nicht mit Gregor: sie wuchs vielmehr riesengroß empor. Vor allem huldigten ihr unbedingt die Normannen in Süditalien wie in England (§ 31, 2, Anm.), die Franzosen unter den Königen aus dem Hause der Kapetinger (§ 31, 2 a. E.), das nur durch die Kirche zu Ansehen gelangen konnte, und die eben im Kampfe mit den Mauren sich bildenden Königreiche der pyrenäischen Halbinsel, Kastilien, Aragonien und Portugal. Auch die bisher meist vom deutschen Reiche abhängigen, noch halbrohen Völker des Ostens und Nordens, Ungarn, Polen und die skandinavischen Völker, beugten sich vor der Gewalt der Kirche.

2. In dieser Zeit war es, wo der schon lange von den Päpsten ge-

hegte Gedanke, die gesamte Christenheit zu einem Zuge nach Jerusalem zu vereinen, verwirklicht wurde. Auf dem Konzil zu Clermont in Frankreich (1095) mahnte Papst Urban II. zu einer Kriegsfahrt ins Heilige Land, um es aus den Händen der ungläubigen Türken zu befreien, und viele französische und normannische Fürsten und Bischöfe nahmen aus seiner Hand das Kreuz. Freilich Tausende von Christen, die, aufgeregt von den Predigten des Einsiedlers Peter von Amiens, in regellosen Haufen gen Morgen gezogen waren, fanden ihren Untergang, und auch das geordnete Kreuzheer der Fürsten, das sich später in Konstantinopel sammelte, hatte Schweres zu erdulden, ehe es sein Ziel erreichte. Äußerst mühsam und verlustreich war schon der Zug durch das öde, heiße Hochland von Kleinasien. In Antiochien, das die Kreuzfahrer erst nach siebenmonatiger Belagerung erobert hatten, wurden sie dann selbst eingeschlossen, und nur der Begeisterung, mit der sie das angebliche Wunder der Auffindung der „Heiligen Lanze" erfüllte, verdankten sie den Sieg über die Ungläubigen. Endlich erblickten die Kreuzfahrer die Zinnen von Jerusalem, das sie jedoch erst nach mehrwöchiger Belagerung eroberten
1099. (15. Juli). Sie beschlossen, hier ein Königreich zu gründen, wie sie kleinere Reiche schon früher bei ihrem Zuge errichtet hatten, und wählten einen der wenigen deutschen Fürsten, die an dem Zuge teilgenommen hatten, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, zum Könige. Der aber in seinem frommen Sinn wollte sich nicht da, wo sein Heiland die Dornenkrone getragen hatte, mit der goldenen Krone schmücken und nannte sich nur Beschützer des Heiligen Grabes. Erst sein Bruder Balduin nahm nach seinem Tode 1100 den Titel eines Königs von Jerusalem an.

3. Immer neue Kreuzfahrer gingen in kleinen Abteilungen nach dem Morgenlande, das nun durch Handel und Kolonien mit dem Abendlande in engen Verkehr trat. Auch zahlreiche Deutsche zogen hin. Kaiser Heinrich IV. selbst dachte daran, sich an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen. Aber dem Gebannten war dies nicht vergönnt. Schon früher hatte sich sein älterer Sohn gegen ihn erhoben, jetzt empörte sich nun der zweite, Heinrich, und die Kirche wie die deutschen Fürsten traten auf die Seite des ruchlosen Sohnes. Wieder waren es die Städte, die sich für Heinrich IV. waffneten. Da lockte der Sohn unter dem Schein der Reue den Kaiser an sich und zwang ihn zur Entsagung. Weil sich aber Heinrich IV. trotzdem nicht einmal seines Lebens für sicher halten konnte, entfloh er. Abermals boten ihm die treuen Städte Zuflucht: da starb der viel geprüfte König, erst 56 Jahre alt, 1106 in Lüttich. Er hat gegen viel Haß und Feindschaft kämpfen, aber wegen seines ausdauernden Mutes, seines Scharfsinnes und seiner Herzensgüte gegen die Armen und Niedern auch viel Bewunderung und Liebe gefunden. Seine Leiche ward nach Speier gebracht, stand aber hier noch fünf Jahre in einer unge-

weihten Kapelle; erst dann erfolgte nach Lösung des Bannes die feierliche Beisetzung im Dome.

§ 49. Heinrich V. 1106—1125. Ein willfähriges Werkzeug der Kirche und der Fürsten, wie diese gehofft hatten, ward Heinrich V. nicht. 1106—1125.
Deutsche wie italienische Fürsten und Städte fühlten seine Hand, und den Papst ließ er, als es zu keiner Einigung über die Investiturfrage kam und jener die Kaiserkrönung nicht vollziehen wollte, in der Peterskirche in Rom sogar gefangen nehmen. Heinrich setzte dann die Krönung durch, aber der Streit ging weiter. Schließlich mußten beide Teile, Kaiser und Papst, nachgeben: Das Wormser Konkordat machte dem Investitur- 1122.
streit ein Ende. Seitdem wurden die Bischöfe in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten im wesentlichen von den höheren Geistlichen des betreffenden Sprengels gewählt, darauf vom König durch das Zepter mit dem zum Bistum gehörigen Reichsgebiet belehnt und vom Papst durch Überreichung von Ring und Stab in ihr geistliches Amt eingesetzt. Die Bischöfe waren hinfort mehr von Rom als vom König abhängig; eine zuverlässige Stütze des Thrones konnten sie nicht mehr sein.

In Deutschland war der tatkräftige, aber harte und treulose Heinrich V. nicht beliebt. Als die allen fränkischen Kaisern feindlichen Sachsen sich auch gegen ihn erhoben und nach anfänglichem Unglück siegten, da verlor Heinrich in Norddeutschland fast alle Macht. Unbeklagt starb er 1125 und ward bei seinen Vätern in Speier beigesetzt.

§ 50. Lothar von Sachsen. 1125—1137. Auf den Thron glaubte Heinrichs V. ältester Schwestersohn, der Staufer Friedrich, den nächsten Anspruch zu haben. Aber ein erbliches Anrecht wollten die weltlichen Fürsten eben nicht anerkennen, und die geistlichen vermuteten in Friedrich einen Gegner der Kirche: so wählten die Vertreter der vier deutschen Hauptstämme den schon bejahrten Sachsenherzog Lothar von Supplinburg, der sich in vielen Kämpfen bewährt hatte 1125—1137.
und als tapfer und geradsinnig bekannt war. In dem Kriege, der bald nach seinem Regierungsantritt zwischen dem König und den staufischen Brüdern Friedrich und Konrad ausbrach, erlangte Lothar besonders dadurch die Oberhand, daß er den Welfen Heinrich den Stolzen von Bayern für sich gewann, indem er ihm seine einzige Tochter Gertrud vermählte und die Aussicht auf das Herzogtum Sachsen eröffnete. Gegen Papst und Kirche allzu fügsam, hat Lothar doch das deutsche Ansehen, namentlich bei den Slawen, gehoben. Unterstützt hat ihn dabei vor allen der rastlos tätige und sieghafte Albrecht der Bär aus dem vornehmen sächsischen Hause der Ballenstedter oder Askanier, den er zum Grafen der sächsischen Nordmark machte. Auch in Italien errang 1134.
Lothar Erfolge. Auf der Rückkehr von seinem zweiten Römerzuge starb er 1137.

D. Herrscher aus dem Hause der Staufer*). 1138—1254.

§ 51. Konrad III. 1138—1152. Der zweite Kreuzzug.

1. Wie früher die Staufer so sah sich jetzt der Welfe Heinrich der Stolze in seiner Hoffnung auf die Krone getäuscht. Den Fürsten war
1138—1152. er zu mächtig, der Kirche zu trotzig. So ward der Staufer Konrad ihm vorgezogen, ein ritterlicher, frohsinniger Mann, aber ohne höhere geistige Begabung, Stetigkeit und Umsicht. Heinrich der Stolze fügte sich zwar anfangs und lieferte die Reichskleinodien aus, die er von seinem Schwiegervater erhalten hatte; als ihn aber Konrad, um ihn nicht allzu mächtig werden zu lassen, nicht im Besitz von Bayern und Sachsen zugleich bestätigen wollte, empörte er sich. Nun ächtete ihn Konrad und nahm ihm beide Herzogtümer. Mutig widerstand Heinrich der Stolze, und schon neigte sich das Glück auf seine Seite: da starb er plötzlich. Für seinen zehnjährigen Sohn Heinrich, der später der Löwe genannt wurde, setzten seine Verwandten den Krieg fort. So spaltete der Kampf zwischen Waiblingern (Staufern, Kaiserlichen) und Welfen das Reich, und erst nach Jahren kam ein vorläufiger Friede zustande, durch den Heinrich der Löwe Sachsen zurückerhielt.

2. Bald danach erhob sich vom Heiligen Lande her ein Hilferuf. Das Königreich Jerusalem krankte an der Unbotmäßigkeit der großen Vasallen. Auch die Ritterorden der Templer und Johanniter, deren Hauptaufgabe der Kampf gegen die Ungläubigen war, boten dem Christenreiche keine genügende Stütze. So hatten die Türken die Stadt Edessa in Mesopotamien, die Vormauer Jerusalems gegen die Ungläubigen, erobern können. Nun mahnte der Papst und in seinem Auftrage der Abt Bernhard von Clairvaux zu einem allgemeinen Kreuzzuge. Schon hatte Ludwig VII., König von Frankreich, das Kreuz genommen. Halb wider seinen Willen wurde auch Konrad III. mit fortgerissen in den

*) Die Welfen und Staufer:

Heinrich der Schwarze von Bayern. — Friedrich v. Schwaben, Heinrichs IV. Schwiegersohn.

Heinrich d. Stolze von Bayern. Welf VI. Judith — Friedr. v. Schwaben. 1. Konrad III., † 1152.

Heinrich d. Löwe v. Sachsen u. Bayern, † 1195. — 2. Friedrich I. Barbarossa, † 1190.

1. Otto IV., † 1218. — 3. Heinr. VI., † 1197. Frdr. v. Schw. 4. Philipp, † 1208. Gem.: Konstanze.

5. Friedrich II., † 1250.

Heinrich. 6. Konrad IV., † 1254. Enzio. Manfred.

Konradin, † 1268.

zweiten Kreuzzug (1147—1149), der ganz ergebnislos blieb. Konrad starb wenige Jahre nachher (1152), ohne in Rom die Kaiserkrone erlangt zu haben.

§ 52. Friedrich I. Barbarossa. 1152—1190. Zur Nachfolge im Reich hatte der sterbende König seinen damals dreißigjährigen Neffen Friedrich von Schwaben empfohlen, der an seiner Seite den Kreuzzug mitgemacht hatte. Gesund und kräftig an Leib und Seele, voll Hoheit 1152—1190. und Selbstbeherrschung, gebildet und liebenswürdig war er ein rechter Vertreter des deutschen Rittertums. Ihn, dessen Mutter dem Welfenhause entstammte, wählten die Fürsten um so lieber, als sie hofften, so den Wiederausbruch des Zwistes zwischen Welfen und Staufern verhindern zu können. Und der Erfolg rechtfertigte zunächst ihre Erwartung. Während Friedrich I., von den Italienern Barbarossa, d. h. Rotbart, genannt, auf seinen ersten Romfahrten erst die Kaiserkrone von dem Papste, dem er die üblichen Ehren (Halten des Steigbügels) erwies, in der Peterskirche empfing, dann die reichen und selbstwilligen Städte Norditaliens zur Unterwerfung nötigte (Mailand wurde 1162 sogar zerstört), bezwang sein Vetter Heinrich der Löwe, dem er auch Bayern zurückgab, die Wenden in Holstein, Mecklenburg und Pommern. Albrecht der Bär unterjochte die slawischen Stämme um Havel und Spree wieder und nannte sich bereits Markgraf von Brandenburg. Die Piasten in Polen mußten die deutsche Oberlehnshoheit anerkennen, und die ihnen verwandten Herzöge von Schlesien schlossen sich eng an Deutschland an und öffneten ihr Land den deutschen Ansiedlern, die sich nun in Scharen hierher wandten. Der deutsche Name und das deutsche Schwert waren geehrt und gefürchtet vom Mittelmeer bis zur Ostsee wie nicht mehr seit den Tagen Ottos des Großen.

§ 53. Kaiser und Papst. Welf und Waiblinger. 1. Aber bald genug zeigten sich ernste Gefahren. In Italien brachen neue Unruhen aus, und vergebens suchte der Kaiser dort mit großer Heeresmacht den Widerstand zu bezwingen, den ihm der gegen den Willen des Kaisers erwählte Papst Alexander III. und die italienischen Städte entgegensetzten. Zwar fiel Rom schnell in seine Hand; dann aber litt sein Heer furchtbar unter den Sumpffiebern Italiens, und er mußte schließlich wie ein Flüchtling nach Deutschland zurückkehren. Mailand wurde wiederhergestellt, und dem Kaiser zum Trotz gründeten die italienischen Städte am Tanaro eine Festung, die nach dem Papste Alessandria genannt wurde. Auch in Deutschland fehlte es nicht an Verwickelungen. Heinrich der Löwe, der mächtige Herzog von Sachsen und Bayern, der mit rücksichtsloser Tatkraft auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurückscheuend das deutsche Wesen und das Christentum an der Ostsee mit Gewalt verbreitete, hatte sich durch sein herrisches Auftreten viele Reichsfürsten und besonders die sächsischen Großen zu Feinden gemacht. Doch wußte er sich ihrer erfolgreich zu erwehren, und Friedrich Barbarossa schützte ihn lange, weil er

seine großen Verdienste würdigte und in ihm eine starke und zuverlässige Stütze der eigenen Macht sah. Als er nun aber bei einem neuen Zuge nach Italien Heinrichs Hilfe brauchte, weigerte ihm dieser die Heeresfolge, und bei einer Zusammenkunft beider im Alpengebiet rührten ihn auch die Bitten des Kaisers nicht. So schieden sich wieder Staufer und Welf, und neues, großes Unheil zog heran.

2. Denn nun siegten die Italiener. Um ihren stolzen Fahnenwagen
1176. scharte sich in der Schlacht bei Legnano am Tessin die mailändische Jugend und focht voll kühnen Heldenmutes für die Freiheit Italiens. Trotz aller Tapferkeit erlagen die Deutschen. Der Kaiser selbst galt für tot; erst drei Tage nach der blutigen Schlacht stieß er gerettet wieder zu den Seinen. Aber er erkannte nun, daß er in Italien Unmögliches erstrebt habe, und beeilte sich, mit dem Papste Frieden zu machen. Im folgenden Jahre kam er mit ihm zu Venedig zusammen; er sank ihm zu Füßen, aber der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß. Dann vermittelte Alexander mit den Städten einen Waffenstillstand, der zum Frieden von Konstanz (1183) führte. Die Städte erhielten volle Freiheit im Innern und das Recht der freien Beamtenwahl, mußten aber die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und ihm Abgaben entrichten.

§ 54. Der Fall Heinrichs des Löwen. Friedrich kehrte nach Deutschland zurück, entschlossen, Heinrich den Löwen nun nicht länger gegen die immer erneuten Klagen zu schützen, die gegen ihn laut wurden (§ 53, 1). Dreimal nacheinander lud der Kaiser den Herzog vor sich, damit er sich diesen Klagen gegenüber rechtfertige. Als Heinrich nicht
1180. erschien, ächtete ihn Friedrich und gab die erledigten Herzogtümer, die bedeutend verkleinert wurden, an ihm ergebene Fürsten. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Sachsen der Askanier Bernhard, ein Sohn Albrechts des Bären († 1170). Heinrich leistete hartnäckigen Widerstand, mußte sich aber endlich demütigen. In Erfurt warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Friedrich verzieh ihm, aber seine Herzogtümer konnte er ihm nicht zurückgeben, sondern ließ ihm bloß seine reichen Erbgüter in Sachsen, aus denen später die braunschweigisch-lüneburgischen Herzogtümer entstanden sind.

Jetzt hatte Friedrich sein Ansehen im Reiche wiederhergestellt. Der Glanz seiner Herrschaft zeigte sich so recht bei dem großen Fest, das er zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Dann zog er noch einmal, zum sechstenmal, nach Italien, nicht zum Kampf und Streit, sondern um seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, der Erbin des so lange feindlichen Normannenreiches, zu vermählen: die Macht, die er seinem Hause damit in Italien gründete, hat freilich später seinem Geschlecht und dem Reiche großes Unheil gebracht.

1189—1192. **§ 55. Der dritte Kreuzzug. 1189—1192. Barbarossas Ende.** Indessen erschütterte die Kunde vom Fall Jerusalems, das der ägyptische

Sultan Saladin wiedererobert hatte, das christliche Abendland. Die mächtigsten Herrscher nahmen das Kreuz: Richard Löwenherz von England, Philipp August von Frankreich; und allen voran betrat Friedrich Barbarossa noch einmal die Heldenbahn seiner Jugend. Nachdem er Deutschland geordnet hatte, zog er mit einem herrlichen Heere über Konstantinopel durch die öden, heißen Hochebenen Kleinasiens und kam endlich trotz vieler Schwierigkeiten nach Zilizien und zum Fluß Kalykadnus oder Saleph. Aber Jerusalem zu erreichen, war ihm nicht beschieden; als er in den kühlen Wellen des Flußes badete setzte ein Schlagfluß seinem tatenreichen Leben ein Ziel: nur einen Sterbenden vermochten die Seinen aus den Wellen zu retten (1190). Nun kehrten viele in die Heimat zurück; viele waren schon vorher den Mühen und Gefahren erlegen, die noch übrig blieben, vereinigten sich mit Richard Löwenherz und dem Könige von Frankreich vor Akkon. Hier war es, wo damals von frommen Pilgern aus Bremen und Lübeck die Brüderschaft vom deutschen Hospital gegründet wurde, aus der sich dann bald (1198) der Deutschritterorden **1198.**
entwickelte. Herzog Friedrich, des Kaisers Sohn, der die Trümmer des Heeres bis vor Akkon geführt hatte, machte sich um den Orden sehr verdient; bald aber starb auch er: eine Pest, die im Lager wütete, raffte ihn dahin.

§ 56. Heinrich VI. 1190—1197. Dem Sohn und Nachfolger **1190—1197.**
Friedrichs, Heinrich VI., drohten schwere Gefahren. Er gewann zwar schnell die Kaiserkrone, aber sich das Normannenreich zu unterwerfen gelang ihm erst auf einem zweiten Zuge nach Italien. In Deutschland regten sich der alte Anhang Heinrichs des Löwen und alle Gegner einer starken Königsmacht. Aber der König war ihnen gewachsen. Gewaltig in seinem Wollen und Streben, furchtbar in seinem Zorn, konnte er auch hart und grausam werden. Das zeigte er unter anderem gegen Richard Löwenherz, der freilich mit den Feinden Heinrichs VI., besonders mit Heinrich dem Löwen in Verbindung stand. Als Richard, auf seiner Rückkehr aus dem Heiligen Lande vom Sturme verschlagen, verkleidet durch Österreich zog, wurde er hier von seinem Todfeinde, dem Herzog Leopold, dessen Fahne er einst vor Akkon in rohem Übermute beschimpft hatte, gefangen gesetzt. Heinrich VI. aber forderte Richards Auslieferung und hielt ihn länger als ein Jahr auf der Feste Trifels in der Pfalz in Haft, bis er ihn endlich gegen schweres Lösegeld und gegen Anerkennung der kaiserlichen Lehnsoberhoheit in die Heimat entließ. Um dieselbe Zeit hatte sich auch der alte Löwe Heinrich mit dem Kaiser versöhnt; in Braunschweig endete im Jahr darauf (1195) sein tatenreiches Leben. Daß an der Ostseeküste deutsche Sprache und Sitte Wurzel faßte, verdanken wir ihm. Nicht lange, so folgte ihm auch der junge Kaiser, gerade als die kühnsten Pläne ihn bewegten. Die deutsche Krone wollte er in seinem Hause erblich machen, alle anderen Fürsten der Christenheit unter seine Hoheit zwingen, das oströmische Reich unterwerfen,

das Morgenland und Jerusalem durch einen Kreuzzug erobern, zu dem die Scharen sich schon sammelten — da starb er plötzlich 1197 im heißen Messina, erst 32 Jahre alt, ehe er auch nur einen seiner großen Gedanken ausgeführt hatte. Sein Leichnam ward zu Palermo beigesetzt.

§ 57. Philipp von Schwaben, 1198–1208, und Otto IV. von Braunschweig, 1198–1215. 1. Zum drittenmal war gerade auf der Höhe der Kaisermacht, wie nach Ottos II. und nach Heinrichs III. Tode, ein Kind der nächste Erbe der Krone. Denn Heinrich VI. hinterließ nur einen dreijährigen Sohn, Friedrich. Aber es lebten noch zwei von den Söhnen Friedrich Barbarossas, und weil man nicht darauf hoffen konnte, daß das Kind als König anerkannt wurde, ließ es der ältere
1198–1208. jener beiden, Philipp, zu, daß seine Anhänger ihn selber wählten, um die Krone wenigstens seinem Hause zu bewahren. Die zahlreichen Feinde der Staufer und eines mächtigen Kaisertums traten ihm aber entgegen und
1198–1215. erhoben den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen. So hatte das Reich wieder Gegenkönige und Bürgerkrieg, gerade in der Zeit,
1198–1216. wo Innozenz III., nach Gregor VII. der gewaltigste der Päpste, auf dem Stuhle Petri saß. Der Papst behauptete, ihm stünde bei streitiger Königswahl das Recht der Entscheidung zu, erklärte sich für den Welfen und bannte den widersprechenden Staufer. Philipp aber, mild und leutselig, aber ritterlichen Sinnes wie sein Vater und im Kampfe immer mehr erstarkend, rang wacker um seine Krone. Während seiner ganzen Regierungszeit hörte der Bürgerkrieg nicht auf. Endlich war Philipp dem vollen Siege nahe: da ward er 1208 zu Bamberg vom Pfalzgrafen
1208. Otto von Wittelsbach um einer persönlichen Beleidigung willen ermordet.

2. Nun fand Otto IV. zunächst allgemeine Anerkennung. Als er aber die Hand nach der Normannenkrone, dem Erbe des jungen Kaisersohnes Friedrich, ausstreckte, für den der Papst die Vormundschaft übernommen hatte, da bannte Innozenz den Welfen, und ausgerüstet mit dem Segen und mit dem Golde des Papstes eilte 1212 der junge Staufer unter mancherlei Gefahren nach Deutschland, wo ihn eine Anzahl der deutschen Fürsten, unzufrieden mit der Regierung des heißblütigen, hochfahrenden und geldgierigen Otto, zum König gewählt hatten. Überraschend schnell mehrte sich sein Anhang, und gegen Ende des Jahres wurde er nochmals gewählt und in Mainz gekrönt. Von Otto IV. wich das Glück: er wurde, nachdem er sich mit dem englischen König Johann ohne Land verbündet hatte, 1214 bei Bouvines in Flandern von den Franzosen geschlagen, und nun fiel alles von ihm ab. Einsam und verlassen schloß er 1218 sein Leben auf der Harzburg.

1215–1250. **§ 58. Friedrich II. 1215–1250.** 1. Indessen war Friedrich II. allgemein anerkannt und im Dom zu Aachen noch einmal feierlich gekrönt worden. Er war schön, geistvoll und hochstrebend wie alle Staufer, von starker Willenskraft und großem Herrscherstolz, ein Meister in der

Staatskunst und in allen Wissenschaften seiner Zeit. Im Anfang seiner Regierung umgab ihn alles Glück und aller Glanz des Lebens; bald jedoch kam er durch die Versprechungen, die er bei seiner Krönung der Kirche gemacht hatte, mit dem Papste in Streit. Weil er von dem Kreuzzug, den er gelobt und nach langem Drängen endlich 1227 angetreten hatte, infolge einer Krankheit wieder abstehen mußte, tat ihn der greise, aber leidenschaftliche und starrsinnige Gregor IX. in den Bann. Nun ging der Kaiser im folgenden Jahre wirklich nach Jerusalem; jetzt aber behandelte der Papst den Kreuzzug — man nennt ihn den fünften (1228—1229)*) — wie ein neues Vergehen, da ein Gebannter nicht würdig sei, einen solchen Zug zu unternehmen. Trotzdem hielt der Hochmeister des unlängst (§55) entstandenen Deutschritterordens, Hermann von Salza, treu zu seinem Kaiser. Durch friedliche Unterhandlungen mit dem Sultan von Ägypten, zu dessen Reich damals das Heilige Land gehörte, erwirkte Friedrich II. einen Frieden auf 10 Jahre und die Abtretung eines Küstenstrichs und der heiligen Stätten Jerusalem, Nazareth und Bethlehem. Als dann Friedrich von diesem glücklichen Kreuzzuge heimkehrte, vertrieb er die päpstlichen Söldner, die in sein Königreich Neapel eingedrungen waren, und zwang den Papst zum Frieden und zur Zurücknahme des Bannfluches.

2. Doch der Friede war nicht von Dauer. Wie unter Friedrich Barbarossa so erhoben sich auch jetzt die norditalienischen Städte im Bunde mit dem Papste gegen den Kaiser. Gestützt auf sein normannisches Reich, das Friedrich mit Kraft und Weisheit regierte, widerstand er den Feinden lange, aber das Papsttum erwies sich zuletzt doch mächtiger als das Kaisertum. Noch hielten die Völker fest am Nachfolger Petri, und an Streitern fehlte es ihm nicht. Zahllose Mönche, vor allem die Angehörigen der erst vor kurzem gestifteten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, wiegelten durch Wort und Schrift die Gemüter der Menge gegen den Kaiser auf, und selbst die Verleumdung, er sei ein Gotteslästerer und heimlicher Muhammedaner, fand Glauben. Innozenz IV., der Nachfolger Gregors IX., konnte es wagen, auf dem Konzil von Lyon 1245 Friedrich für seines Thrones unwert und verlustig zu erklären. Nur mit Mühe behauptete sich in Deutschland des Kaisers Sohn Konrad gegen die von der päpstlichen Partei aufgestellten Gegenkönige. In Italien ward ein anderer Sohn, der schöne König Enzio, von den Bürgern von Bologna gefangen genommen: 23 Jahre später ist er dort im Gefängnisse gestorben. Aber ungebeugt rang der Kaiser gegen

*) Der vierte Kreuzzug (1204) war über Konstantinopel nicht hinausgekommen; der sechste (1248—1254) und siebente (1270), von König Ludwig IX. von Frankreich unternommen, gingen nach Nordafrika und erreichten das Heilige Land ebenfalls nicht. Als Endpunkt der Kreuzzüge pflegt man den Verlust von Akkon (1291) anzugeben.

die päpstliche Übermacht wie gegen Untreue und Abfall, bis er 1250, noch im kräftigsten Mannesalter, vom Tode dahingerafft wurde. — Um Deutschland hatte sich Friedrich II. nie viel gekümmert; nur selten weilte er dort, und die deutschen Fürsten erhielten in ihren Ländern schon damals eine Stellung, die an volle Landeshoheit und Unabhängigkeit vom Kaiser grenzte. Auch als 1241 die Mongolen, die unter grauenvollen Verwüstungen vom fernen Osten gekommen waren, in Schlesien einfielen, brachte der Kaiser keine Hilfe. Aber der wackere Herzog Heinrich II. von Niederschlesien trat ihnen mit einem kleinen Heere auf der Walstatt bei Liegnitz entgegen, und wenn er auch besiegt ward und selbst fiel, so machte der Widerstand der tapferen Schar doch großen Eindruck auf die Mongolen und trug mit dazu bei, daß sie Deutschland den Rücken kehrten.

1250–1254. **§ 59. Der Ausgang der Staufer.** Nun folgte rasch der Untergang des herrlichen Kaisergeschlechtes. Als König Konrad IV., Friedrichs II. Sohn, sich dem „Pfaffenkönige" Wilhelm von Holland gegenüber in Deutschland nicht mehr halten konnte, ging er, um sein sizilisches Reich in Besitz zu nehmen, nach Italien, starb aber hier schon 1254. Nun nannte sich Konrads Bruder Manfred König von Neapel und Sizilien und hielt sich ritterlich in diesem Lande, bis er 1266 gegen Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, dem der Papst das normannische Reich zugesprochen hatte, bei Benevent Sieg und Leben verlor. Seitdem herrschte der finstere und grausame Karl über das eroberte Land. Aber Konrads IV. Sohne, Konradin, dem „jungen Könige", wie ihn die deutschen Sänger nannten, ließ der Heldensinn seiner Ahnen keine Ruhe bei der Mutter daheim. Der 16jährige Jüngling verpfändete, was seinem Geschlechte noch an Besitz in Schwaben geblieben war, um jenseits der Alpen das königliche Erbe seiner Vorfahren zu gewinnen, und zog im Wagemut der Jugend, von seinem Freunde Friedrich von Baden begleitet, mit einer kleinen geworbenen Schar nach Italien. Die Ghibellinen, d. i. die Anhänger der Staufer und Feinde des Papstes, fielen ihm zu; fast wie ein Kaiser ward er in Mittelitalien, selbst in Rom aufgenommen. So erreichte er sein Königreich. Schon hatte er bei Tagliacozzo (1268) den Sieg über Karl von Anjou erfochten: da zerstreuten sich seine deutschen Söldner zum Plündern und Verfolgen, und nun entrissen die aus einem Hinterhalt hervorbrechenden Scharen der Gegner ihm den Sieg. Konradin und sein Freund flohen, wurden aber an Karl von Anjou verraten. Obwohl der edle Jüngling im ehrlichen Kampfe um sein gutes Recht erlegen war, verurteilte Karl ihn und mit ihm Friedrich von Baden in eigenwilligem Frevelmut zum Tode. Angesichts der ganzen Herrlichkeit seines sizilischen Reichs mußte Konradin in Neapel das Schafott besteigen: er kniete nieder und empfing gefaßten
1268. Mutes den Todesstreich. Dann fiel auch seines Freundes Haupt unter dem Schwerte des Henkers.

Das Geschlecht der Staufer war erloschen, Deutschlands Blüte auf Jahrhunderte dahin.

§ 60. Rittertum und Ritterorden. 1. Der Geburtsadel, den die alten Germanen einst (§ 5) besessen hatten, war in der Völkerwanderung fast ganz zugrunde gegangen. An seine Stelle war ein Dienstadel getreten, der im Felde seinem Lehnsherrn zu Roß diente. Aus ihm erwuchs die Ritterschaft, der eigentliche Wehrstand des Volkes, und mit ihr ein neuer Geburtsadel. Der ritterbürtige Knabe machte als Edelknabe in der Burg oder am Hofe des Lehnsherrn, dann als Knappe oder Edelknecht, d. h. als Begleiter eines Ritters, seine Lehrzeit durch, bis er, gewöhnlich im 21. Jahre, selbst zum Ritter geschlagen wurde. Die Diensttreue war die erste und heiligste Pflicht dieser Ritter; Schützer der Kirche, der Witwen und Waisen zu sein, ihre höchste Ehre. Ihre Lebensaufgabe war der Kampf im blutigen Ernst oder im fröhlichen Spiel. War der Ritter nicht auf einer Kriegsfahrt oder zum Waffenspiel (dem Turnier), dann hauste er mit Gattin, Kindern und Knechten auf seiner Burg, die einsam auf ragender Bergeshöhe lag oder, wenn die Gegend eben war, durch einen tiefen Wassergraben geschützt wurde. Jagd und fröhliche Gelage mit Stammesgenossen waren die Unterbrechungen des namentlich im Winter gar einförmigen Lebens.

2. Die Kreuzzüge gaben dem Kampfesmute der Ritter eine besondere Richtung. Der schien kein rechter Ritter, der nicht einmal die „liebe Reise“, d. i. die Kreuzfahrt, unternommen hatte; viele glaubten ihrer Pflicht als Schützer der Kirche erst dann genug zu tun, wenn sie dauernd gegen die Ungläubigen fochten. Damals entstanden die Ritterorden die Johanniter und Templer (§ 51, 2) und die Deutschritter (§ 55). Sie haben, ihr Gelübde erfüllend, das sie nicht nur wie die Mönche zu Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit, sondern auch zum Streite gegen die Ungläubigen verpflichtete, den Kampf um das heilige Grab am längsten fortgesetzt, und als sie dann doch weichen mußten, haben vor allem die Deutschritter ihre Kraft an anderer Stelle herrlich bewährt: zur Zeit des Hohenstaufen Friedrich II. begannen sie unter ihrem Hochmeister Hermann von Salza (§ 58) die Unterwerfung der heidnischen Preußen, die sie nach 50jährigem Kampfe um 1280 beendeten.

§ 61. Die ritterliche Dichtung und die Volksepen. Wenn so mönchische Entsagung auch in diesen Stand eindrang, so blieb doch die große Mehrzahl der Ritter der Lebensfreude hold. Die „süße Sommerzeit“, wo die Vöglein sangen und die Bäume im frischen Grün prangten, einte die Ritter zu fröhlichen Festen. Im stolzen Waffenschmuck zogen sie daher zum frohen Kampfspiel, um vor schöner Frauen Augen ihre Heldenkraft zu bewähren. Und was sie am meisten erfreute: den Sommer, die Festeslust und die Minne, d. i. Frauenliebe, feierte die ritterliche

Dichtung, der sogenannte Minnesang, in kunstvollem Lied; keiner hat es vollendeter getan, als Walter von der Vogelweide, dessen Gedichte zugleich von seiner Liebe zum deutschen Land und Volk ein schönes Zeugnis geben. Aber auch von Heldentum und Heldentaten sangen die ritterlichen Dichter. Äneas und Alexander, Roland und Ernst von Schwaben, besonders aber die Helden aus der Tafelrunde des Königs Artus fanden ihre Sänger. Damals sang Wolfram von Eschenbach seinen Parzival, Hartmann von Aue seinen Iwein, Meister Gottfried sein glänzendes Lied von Tristan und Isolde. Und der Heldensang weckte die Freude und die Lust an der alten Heldensage (§ 12, 3), deren Erinnerung die Lieder der fahrenden Sänger immer im Volke wach gehalten hatten. Damals wurde das Nibelungenlied in seine jetzige Gestalt gebracht, damals die alten Sagen und Lieder der Nordseevölker zu dem Heldengedichte Gudrun zusammengefügt.

§ 62. Dorf und Stadt. Innere und äußere Kolonisation.

1. Die freien Bauern der germanischen Urzeit waren zum größten Teil zinspflichtig geworden; doch war ihre Lage wie die der noch zahlreicheren unfreien Bauern, mit denen sie mehr und mehr verschmolzen, nicht schlecht. Wirtschaftlich gediehen sie, und Recht ward ihnen nach bestimmten Formen von ihren geistlichen oder weltlichen Herren gesprochen. Zu Kriegsdiensten wurden sie nur für den Fall der Landesverteidigung herangezogen. Aber die Zeiten, wo der Ackerbau die einzige friedliche Beschäftigung der Deutschen war, wo es in Deutschland fast nur Dörfer gab, war vorüber. Allmählich gewöhnten sich die Deutschen auch an das Wohnen in Städten. Die alten Römerstädte im Rhein- und Donaugebiet, die in den Zeiten der Völkerwanderung schwer gelitten hatten, waren wieder erstarkt, und um Bischofssitze, um Klöster und Burgen waren neue Städte entstanden. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert ging ein stetig wachsender Verkehr von Italien über die Alpen nach Deutschland, und Handel und Gewerbe entwickelten sich immer kräftiger in den Städten. Die Gewerbetreibenden, ursprünglich meist Unfreie, schlossen sich nach ihren Beschäftigungen allmählich in Zünften zusammen, wurden selbständig und gewannen mit der Zeit gar Anteil an der Regierung der Städte, die vordem ein Burggraf oder Vogt des Landesherrn, bald neben ihm ein Rat der Patrizier (meist Kaufherren und Großgrundbesitzer) geführt hatte. Schnell blühten die Städte auf, namentlich die an schiffbaren Strömen oder an den großen Handelsstraßen lagen. Auch der Kunstsinn begann sich zu regen. Wie früher die Kirchenfürsten (§ 43, 1), so wetteiferten jetzt die Städte miteinander in der Erbauung prächtiger Dome. An die Stelle des romanischen Stils trat seit dem 13. Jahrhundert der gotische (ungenau auch als Spitzbogenstil bezeichnet) mit seinen kühnen, himmelwärts ragenden, reizvoll gezierten Bauten. Bewundernswert ist es, was die deutsche Baukunst damals, im

späteren Mittelalter, geschaffen hat, und viele stolze Dome werden noch fernen Geschlechtern von jener großen Zeit erzählen, so neben dem Kölner Dom, der, 1248 begonnen, erst in der Neuzeit (1880) vollendet worden ist, die Dome zu Straßburg, Freiburg i. Br., Ulm, Regensburg, Wien.

2. Die Arbeit, die im Innern Deutschlands die Benediktiner begonnen hatten (§ 42, 1), setzten in der Stauferzeit Zisterzienser und Prämonstratenser eifrig fort. Wälder und Moräste verwandelten sich unter ihrer Hände Arbeit in fruchtbare Felder, und immer neuer Ackerboden wurde durch diese innere Kolonisation gewonnen. Und doch waren diese Strecken nur winzig, verglichen mit den Gebieten, die die gleichzeitige äußere Kolonisation erschloß. Das ganze Küstengebiet des Baltischen Meeres: Mecklenburg und Pommern, Preußen und die Ostseeprovinzen wurden deutsch, bezwungen von dem Schwerte deutscher Ritter, der Kultur geöffnet durch den deutschen Landmann. Deutsche eroberten und besiedelten Brandenburg und Meißen, Deutsche zogen, von den Landesherren gerufen, nach Böhmen und Schlesien, Deutsche kolonisierten in den Donaulanden und im fernen Siebenbürgen. Überall entstanden deutsche Dörfer, bald, als der Handel wuchs, auch Städte, überall erblühte deutsches Leben: nur schade, daß es nicht zur Einheit zusammengefaßt wurde.

Dritter Zeitraum.

Vom Interregnum bis zur Reformation. Von 1254—1517. Zerfall des Reichs, Bildung der österreichischen Großmacht.

---

§ 63. Interregnum. Zersetzung des Reichs. Nachdem der „Pfaffenkönig" Wilhelm von Holland (§ 59), den der Papst selbst „unser Pflänzlein" nannte, im Kampfe gegen die Friesen ruhmlos umgekommen war, hatte ein Teil der Kurfürsten, auf die sich seit jener Zeit das Recht der Königswahl beschränkte (§ 68, 2), Richard von Cornwallis, den Bruder des englischen Königs, der andere den König Alfons von Kastilien zu seinem Nachfolger gewählt. Beide fremde Fürsten wurden fast gleichzeitig von ihrer Partei gewählt, aber beide blieben Schattenkönige: Alfons kam nie nach Deutschland; Richard kam zwar einigemal, Ansehen hatte er aber nur so lange, als er Geld und Güter zu verschenken hatte. So bezeichnet man denn mit Recht diese Zeit als „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Zwischenreichs, des Interregnums. Immer mehr vollzog sich die Zersetzung des alten **1254—1273.**
Reichs, die sich freilich schon lange vorbereitet hatte, in eine Menge

kleiner Einzelgewalten. Da waren nach den schon erwähnten Kurfürsten zunächst die Herzöge, d. h. Herren über größere Gebiete, die aber an die früheren Stammesherzöge nur durch ihren Namen erinnern. Da waren zahlreiche Grafen, Landgrafen, Markgrafen, Pfalzgrafen, Fürsten, von denen die mächtigsten nach dem Titel eines Herzogs strebten und ihn allmählich auch errangen, ferner freie Reichsritter, die auf ihren oft sehr kleinen Gebieten nur den Kaiser als Herrn über sich anerkannten. Zu diesen kamen die Reichsstädte, damals schon über 60, die ebenfalls ihre eigene Regierung hatten, und endlich die geistlichen Herren, die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Ordensmeister. Sie alle nahmen, so gering auch ihre Lande (Territorien) sein mochten, das Fehderecht in Anspruch, das oft nur der Vorwand zu räuberischen Einfällen ins Nachbargebiet war. So herrschte in Deutschland arge Verwirrung. Das Rittertum war entartet (vgl. § 73), und immer mehr Ritter begannen vom „Stegreif" zu leben. Wohl straften wackere Landesfürsten, mächtige Städte oder auch — nach dem Ende des Interregnums — tüchtige Könige solche Raubritter mit dem Strang auf den Trümmern ihrer gebrochenen Festen; aber immer wieder wandte sich der heruntergekommene Adel dieser letzten Erwerbsquelle zu. Nicht wenige waren mit der allgemeinen Verwirrung ganz zufrieden, und manches Fürstenhaus und viele Städte sind damals zu Macht und Ansehen gelangt. Die Könige und Kaiser, die von nun an regierten, taten fürs Reich meist nur wenig, suchten sich vielmehr vor allem eine Hausmacht zu gründen oder die, die sie schon hatten, zu festigen und zu stärken, um, wenn nicht als Kaiser, so doch als Territorialfürsten für sich und ihre Nachkommen Ansehen zu gewinnen; auch konnten sie ja nur im Besitze einer starken Hausmacht darauf rechnen, die steigende Macht der anderen Fürsten niederzuhalten.

A. Rudolf von Habsburg*) und seine ersten Nachfolger. 1273—1308.

§ 64. Rudolf von Habsburg. 1273—1291. Als die Kurfürsten nach dem Tode Richards von Cornwallis in Frankfurt 1273 zusammentraten, waren sie darüber einig, daß der neue König ein Deutscher sein müsse. Auf Betreiben des Hohenzollern Friedrich III., Burggrafen von Nürnberg, und des Erzbischofs von Mainz wählten sie dann den
1273—1291. Grafen Rudolf von Habsburg, dessen Besitzungen an der Aare in der

*) 1. Rudolf I. von Habsburg, † 1291.
2. Albrecht I., † 1308. — Rudolf.
(3) Friedrich d. Schöne, † 1330. — Leopold. — Johann Parricida.

heutigen Schweiz, am Bodensee in Schwaben und im oberen Elsaß lagen. Sogleich begann er, schon ein Mann in dem vorgerückten Alter von 55 Jahren, seine Königsregierung mit allem Ernst. Da fügten sich ihm alle Herren im Reich; der reichste und stolzeste unter ihnen, König Ottokar von Böhmen, der sich zu seinem Königreiche auch die Herzogtümer Österreich und Steiermark, dazu Kärnten und Krain angeeignet hatte, beugte sich freilich dem „armen Grafen“ nur gezwungen. Bald griff er von neuem zu den Waffen, aber in einem heißen Treffen auf dem Marchfelde verlor er 1278 Sieg und Leben. Sein Sohn behielt Böhmen; Österreich, Steiermark und Krain aber gab der König seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu Lehen und begründete so die habsburgisch-österreichische Macht. Die Regierung des schlichten und maßvollen, nüchternen und mitunter selbst kargen Königs Rudolf trägt einen völlig anderen Charakter als die glanzvolle Zeit der Hohenstaufen. Zwar hat auch er sich mit der Hoffnung getragen, die Kaiserkrone zu gewinnen, aber sie hat sich nicht erfüllt, und nie hat er Italien betreten. Und das war ein Glück; denn so vermied er den alten verderblichen Zwist mit dem Papste und gewann Zeit, in Deutschland den Landfrieden zu festigen und die Raubritterburgen zu brechen, namentlich in Thüringen und am Rhein. — Zu Speier starb er, heiter und klar bis zum letzten Augenblicke, 1291.

§ 65. Adolf von Nassau. 1292—1298. Albrecht I. von Österreich. 1298—1308. 1. Rudolfs Sohn Albrecht ward nicht des Vaters Nachfolger. Die Kurfürsten wollten kein Erbrecht entstehen lassen, auch war ihnen Albrecht zu mächtig. Sie wählten Adolf von Nassau, **1292—1298.** einen armen, aber als tapferer Ritter bekannten Grafen, der im Besitz der Königskrone seinem Hause eine größere Macht schaffen zu können hoffte. Er nahm die Mark Meißen als erledigtes Reichslehen in Anspruch, erwarb durch wenig rühmlichen Kauf von dem mit seinen Söhnen zerfallenen Landgrafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen auch dieses Land und brachte durch seine Heerscharen unter furchtbaren Verwüstungen beide Länder wirklich in seinen Besitz. Aber seine Erfolge reizten die Kurfürsten, die schon erbittert gegen ihn waren, weil er die ihnen gemachten übermäßigen Versprechungen nicht gehalten hatte, nur noch mehr gegen ihn auf: sie erklärten ihn für abgesetzt und riefen Albrecht von Österreich zum König aus. Bei Göllheim am Donnersberge trafen 1298 die Scharen der beiden Gegenkönige zusammen. Adolf stritt wie ein Held, fand aber im Getümmel, vielleicht von der Hand seines Nebenbuhlers, den Tod.

2. Die Art, wie Albrecht die Krone gewonnen hatte, erschien so **1298—1308.** ungerecht, daß er noch einmal in aller Form Rechtens gewählt und dann erst gekrönt wurde. Auch er hatte den Kurfürsten maßlose Zugeständnisse gemacht, und doch ward ihnen seine Wahl bald leid, denn er war kein gefügiges Werkzeug: „hart wie ein Diamant war sein Gemüt“, kühl be-

rechnend sein Sinn. Als die Kurfürsten Miene machten, auch ihn abzusetzen, demütigte er sie in einem Kriege völlig. Mit dem Papste, der ihm anfangs feindlich gewesen war, söhnte er sich bald aus, denn Bonifatius VIII. bedurfte Albrechts, da er mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, in bitterer Feindschaft stand, und Albrecht war bereit, auch weitgehende Forderungen des Papstes zu erfüllen, denn er hoffte durch ihn die Erblichkeit der deutschen Königswürde in seinem Hause zu erlangen. Seine Hausmacht zu vergrößern, war er rastlos bestrebt: Böhmen wie Thüringen suchte er an sein Haus zu bringen. Es gelang ihm nicht, und als er eben zu neuem Kampfe rüstete, fand er durch Meuchelmord ein vorzeitiges Ende. Sein Neffe Johann, durch seine Mutter Agnes ein Enkel Ottokars von Böhmen und an und für sich schon von Abneigung gegen den König, seinen Vormund, erfüllt, verfolgte ihn mit immer größerem Haß, als sich Albrecht beharrlich weigerte, ihn der Vormundschaft zu entlassen und ihn mit selbständigem Besitz in der geforderten Weise auszustatten. Immer zurückgewiesen und vertröstet, verband sich Johann mit mehreren seiner ritterlichen Untergebenen, und im Jahre 1308 ermordeten sie den gerade in der Schweiz weilenden König angesichts der Stammburg seines Hauses an der Reuß. Furchtbar wütete nun die Rache der Witwe Albrechts und seiner Söhne gegen Schuldige und Unschuldige; doch fiel von den Hauptverschworenen nur einer in ihre Hand. Johann selbst, wegen seiner entsetzlichen Tat Parricida (Verwandtenmörder) genannt, entzog sich der Verfolgung durch die Flucht und hat in einem italienischen Kloster geendet; auch zwei seiner Genossen sind später im Elend zugrunde gegangen.

B. Herrscher besonders aus dem luxemburgischen*) Hause. 1308—1437.

§ 66. Heinrich VII. 1308—1313. 1. Zu Albrechts Nachfolger wurde — vor allem durch die Bemühungen seines Bruders, des Erzbischofs von Trier — wieder ein Graf von geringer Macht, Heinrich
1308—1313. von Lützelburg (Luxemburg) (Heinrich VII.) gewählt. Ein frommer, aber lebensfroher, ritterlicher und edeldenkender Fürst, seiner Abstammung und Bildung nach mehr Franzose als Deutscher, setzte er sich vor allem das Ziel, das Ansehen des Reichs in Italien wieder herzustellen; zugleich aber war er redlich bemüht, auch in Deutschland gerecht zu walten

*) 1. Heinrich VII., † 1313.
Johann v. Böhmen.
2. Karl IV., † 1378. — Johann Heinrich.
3. Wenzel. 4. Siegmund, † 1437. — Jost von Mähren.

und den Frieden nach Kräften zu fördern. Zum Zeichen, daß er gewillt sei, die Gegensätze im Reiche zu versöhnen, ließ er zu Speier an der Grabstätte Rudolfs von Habsburg und der alten salischen Kaiser die Leiche Adolfs von Nassau neben der seines Gegners, Albrechts von Österreich, beisetzen. Einzelne trotzige Fürsten brachte er zur Ordnung und erreichte durch Würde und Freundlichkeit mehr als andere vor ihm durchs Schwert. Selbst eine große Hausmacht fiel ihm zu; durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit einer böhmischen Prinzessin gewann er seinem Hause Böhmen, das nun mehr als hundert Jahre Könige aus dem Hause der Lützelburger gehabt hat.

2. Dann trat Heinrich VII. seine Romfahrt an. Seit dem Untergange der Staufer verzehrte sich Italien in wilden Fehden zweier Parteien, die sich aus der Hohenstaufenzeit her noch immer Guelfen und Ghibellinen (d. i. Welfen und Waiblinger § 51, 1) nannten; von dem deutschen König, dem römischen Kaiser erwarteten die besten Männer in Italien Heil und Rettung. In vielen Städten ward Heinrich mit Jubel aufgenommen, und in Mailand empfing er die eiserne Krone des alten Langobardenreichs; aber als es klar ward, daß er über den Parteien stand, keine begünstigte, da schlug die Stimmung bei vielen seiner Anhänger um. Doch kam Heinrich endlich nach Rom und wurde zum Kaiser gekrönt, zwar nicht vom Papste selbst, aber doch von dessen Abgesandten. Der Streit zwischen Bonifatius VIII. und dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich (§ 65,2) hatte nämlich zuletzt dahin geführt, daß dieser mit Hilfe seiner Verbündeten in Italien den Papst, der sich selber die Macht beilegte, Königreiche zu pflanzen und auszurotten, inmitten seiner päpstlichen Pracht gefangen nahm. Bonifatius war bald darauf in hohem Alter gestorben; der schlaue und gewaltsame König von Frankreich aber hatte es dahin zu bringen gewußt, daß der zweite Nachfolger des Bonifatius, ein geborener Franzose, Klemens V., seinen Sitz in Avignon an der Rhone nahm. Von hier aus statt vom altheiligen Rom geboten nun die Päpste fast siebzig Jahre lang (1309—1377) über die Christenheit — man nennt die Zeit das babylonische Exil der Kirche. Es war eine Zeit der Abhängigkeit des Papsttums von den französischen Königen. Auch Heinrich VII. sollte das erfahren. Als er das Philipp dem Schönen verwandte Haus Anjou, das in Neapel herrschte (§ 59), angreifen wollte, drohte der Papst mit dem Bann. Aber ehe der alte Kampf erneuert wurde, starb Heinrich VII. 1313 in der Nähe von Siena an einem hitzigen Fieber. Zu Pisa ward er bestattet.

§ 67. Ludwig der Bayer. 1314—1347. 1. Eine einheitliche Wahl kam nach dem Tode Heinrichs VII. leider nicht zustande. Ein Tei der Kurfürsten wählte den wackeren, aber wenig bedeutenden Habsburger Friedrich den Schönen, Albrechts I. Sohn, ein anderer den Wittels- **1314—1330.**
bacher (§ 54) Ludwig, Herzog von Bayern, einen stattlichen Mann **1314—1347.**

von unermüdlicher Regsamkeit, der aber in seinen Plänen und Stimmungen allzu leicht und schnell wechselte. Der Streit um die Krone schleppte sich eine lange Zeit unentschieden hin. Zu gleicher Zeit geriet Friedrichs des Schönen Bruder Leopold mit den Schweizern in Zwist. Viel weiß die Sage zu berichten von dem Druck der Vögte, die einst Albrecht I. ins Schweizerland gesandt hatte, von der Tyrannei Geßlers, vom Schwur auf dem Rütli, ferner von Tells Apfelschuß, von seinem rettenden Sprung aus dem Kahn auf die Felsenplatte am Vierwaldstättersee und von dem Pfeilschuß in der hohlen Gasse bei Küßnacht, durch den er den Landvogt erlegte. Die ehrwürdige Sage erzählt so, und Schiller hat sich ihr in seinem Wilhelm Tell angeschlossen — doch die Geschichte weiß davon nichts. Wohl aber berichtet sie, daß die drei Orte Schwyz, Uri und Unterwalden gegen die Übergriffe der Habsburger, die dort ihre Rechte erweitern und die Landeshoheit gewinnen wollten, schon 1291 einen „ewigen Bund" schlossen, der als Beginn der Schweizer Eidgenossenschaft zu betrachten ist. Durch Heinrich VII. und Ludwig den Bayern, die beide gegen eine Vergrößerung der österreichischen Macht waren, wurden die Eidgenossen jeder Abhängigkeit von den Habsburgern enthoben, und als Leopold von Österreich gegen die Abtrünnigen zog, wurden seine stolzen Ritter 1315 in dem engen, sumpfigen Paß am Morgarten (im Kanton Zug) von den Schweizer Bauern in schimpfliche Flucht geschlagen; erneute Angriffe der Habsburger wurden dann später bei Sempach (1386) und bei Näfels (1388) nicht minder ruhmreich zurückgewiesen. Wie Leopold am Morgarten unglücklich gewesen war, so war es einige Jahre später auch sein Bruder Friedrich der Schöne gegen Ludwig selbst. Er wagte nämlich gegen diesen vorschnell, noch ehe sein Bruder mit Hilfstruppen herbei-
1322. kam, die Schlacht von Mühldorf am Inn, wurde aber geschlagen, selbst gefangen genommen und von Ludwig auf die feste Burg Trausnitz an der Naab gebracht. Später fand eine Aussöhnung statt, und eine Zeitlang hat Friedrich mit Ludwigs Zustimmung sogar wieder königliche Rechte ausgeübt. Zuletzt aber mußte er sich mit dem leeren Titel des Königs begnügen und starb, vom Unglück gebrochen, schon 1330.

2. Mit der Gefangennahme seines Gegners hatte Ludwig nicht zugleich die allgemeine Anerkennung in Deutschland erlangt. Die Habsburger blieben auch nach Friedrichs Tode seine Feinde, und der Papst stand auf ihrer Seite. Zwar ward der König in Rom zum Kaiser gekrönt, aber das half ihm nicht viel, zumal da die Krönung gegen alles Herkommen im Auftrage des römischen Volkes von Laienhand vollzogen worden war. Die Päpste in Avignon gewannen bald wieder die Oberhand, ja sie, die selbst kaum mehr als Vasallen des französischen Königs waren, maßten sich geradezu das Recht an, über die deutsche Krone zu verfügen. Da erhoben sich die Kurfürsten, in ihren eigensten Rechten gekränkt, zu einer mannhaften Tat. Bei dem alten Königsstuhl zu Rense, von

dem der Schall eines Jagdhorns zu den Ländern der vier rheinischen Kurfürsten drang, traten sie 1338 zu einem Kurverein zusammen und gaben die nachher vom Reichstag zu Frankfurt bestätigte Erklärung ab: ein deutscher König habe seine Würde allein von Gott und durch die Wahl der deutschen Kurfürsten; dem Papste stehe dabei keine Entscheidung, Bestätigung oder Verwerfung zu. Zum erstenmal seit langer Zeit hatten sie sich erinnert, was sie deutscher Ehre und Unabhängigkeit schuldig waren.

3. Daß die Einigkeit zwischen Kaiser und Fürsten nicht länger dauerte, daran war namentlich Ludwigs Ländergier schuld. Schon 1324, bald nach der Mühldorfer Schlacht, hatte er seinen Sohn Ludwig mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt, als hier die Nachkommen Albrechts des Bären, die glänzenden und mächtigen Askanier, 1320 ausgestorben waren. Denselben Sohn vermählte er, um Tirol zu gewinnen, mit der Erbin dieses Landes, der Gräfin Margarete Maultasch, nachdem er ihre Ehe mit Johann Heinrich, einem Sohne König Johanns von Böhmen, eigenmächtig getrennt hatte. Deshalb ward er vom Papste gebannt; die Kurfürsten fielen von ihm ab und wählten ganz unter päpstlichem Einfluß den ältesten Sohn Johanns von Böhmen (S. 55 Anm.), der dem Papste sehr weitgehende Versprechungen gemacht hatte, als Karl IV. zum deutschen Könige. Wieder wäre es zum Bürgerkriege gekommen, wenn nicht 1347 Ludwig der Bayer plötzlich, auf einer Bärenjagd, vom Schlage gerührt, gestorben wäre.

§ 68. Karl IV. von Böhmen. 1346—1378. 1. Der „Pfaffenkönig" Karl war ein fein gebildeter, ja gelehrter Herrscher, nüchtern, **1346—1378.** besonnen und von großem diplomatischen Geschick, dabei vor allem auch ein kluger Rechner. Nach Ludwigs Tod gelang es ihm bald, in einem großen Teile Deutschlands Anerkennung zu finden. Doch traten ihm die in Bayern und Brandenburg herrschenden Wittelsbacher entgegen. Freilich ihr Gegenkönig, Günter von Schwarzburg, konnte sich nicht behaupten, aber Unsicherheit und Unruhe blieben doch im Lande. — Und wie in Deutschland, so suchten auch anderwärts Krieg und schweres Unheil die Menschen heim. Der König Englands stritt mit dem Frankreichs um die französische Krone in einem langjährigen Kriege, und während in Frankreich, Italien und Deutschland ein Teil des Volkes unter bittrer Armut seufzte, schienen die Bevorrechteten in wüster Genußsucht alles Lebensernstes zu vergessen. Der Schwarze Tod, die furchtbare Pest, die damals durch Europa ging, steigerte bei vielen nur die Leichtfertigkeit, während sie bei anderen, vor allem bei den sogenannten Geißlern oder Flagellanten, maßlose, schwärmerische Bußübungen hervorrief.

2. Auch die spätere Regierungszeit Karls IV. brachte für Gesamtdeutschland keine dauernde Heilung der verworrenen Zustände; dagegen hob der Kaiser seine Erblande in emsiger Arbeit. Für Böhmen und

besonders für Prag, wo er die erste deutsche Universität gründete, sorgte er ebenso eifrig wie für das böhmische Nebenland Schlesien und später auch für Brandenburg, das ihm der Wittelsbacher Otto der Faule gegen Zahlung einer Geldsumme abtreten mußte (1373). Er befestigte und verbreitete die deutsche Bildung im Osten Deutschlands, wie denn sein Gedanke war, auch noch Ungarn und Polen für sein Haus zu gewinnen und so ein Reich aufzubauen, das etwa dem heutigen Österreich geglichen haben
1356. würde. Das deutsche Reich verdankt ihm die Goldene Bulle, ein Reichsgesetz, das die Wahl der deutschen Könige dauernd in die Hände der sieben Kurfürsten legte. Es waren drei geistliche (die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln) und vier weltliche, die als Inhaber der vier Erzämter bei der Krönung persönlich ihre Dienste zu leisten hatten: der König von Böhmen als Erzschenk, der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. Die Länder, an denen die Kurwürde haftete, sollten nie geteilt werden, und den Kurfürsten wurden die höchsten Ehren nächst dem Kaiser gewährt. Frankfurt am Main wurde die Wahl- und allmählich auch die Krönungsstadt.

§ 69. Wenzel von Böhmen. 1378—1400. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410. 1. Karls IV. Sohn Wenzel, der seinem
1378—1400. Vater 1378 folgte, war nicht ohne Anlagen und Bildung, aber sein wilder Jähzorn und vor allem seine wüste Trunksucht machten ihn je länger, desto mehr unfähig zur Regierung. Um Deutschland, wo Fürsten, Städte- und Ritterbünde sich befehdeten, kümmerte er sich bald gar nicht mehr, und auch in seinem Stammlande Böhmen schwand seine Macht mehr und mehr dahin: konnte es doch der Adel sogar wagen, ihn eine Zeitlang förmlich gefangen zu halten! Gegen seine Widersacher, besonders gegen Adel und Geistliche, übte er am liebsten schnelle Gerechtigkeit oder grausame Rache. Daher erzählte man von ihm, der Henker, den er seinen Gevattersmann nenne, sei sein liebster Begleiter. Vielen galt er deshalb bald für einen Tyrannen, obwohl das niedere Volk ihn nicht ungern hatte.

2. Ebenso schlimm wie um das Reich stand es um die Kirche. Endlich nämlich war nach dem Wunsche der Völker der Papst von Avignon aus dem babylonischen Exil (§ 66, 2) nach Rom zurückgekehrt. Als aber nach seinem Tode nun ein Italiener Papst ward, da wählten die französischen Kardinäle einen anderen Papst, der sich nach Avignon begab. So entstand eine lange dauernde Kirchenspaltung (1378—1417). Man hatte nun zwei Päpste, einen in Rom und einen in Avignon, die sich und ihre Anhänger gegenseitig in den Bann taten. Da beide für ihre Hofhaltung viel Geld brauchten, so wurde dieses aus der Christenheit auf die unwürdigste Weise durch Verkauf geistlicher Ämter,

namentlich aber durch den schändlichen Ablaßhandel herbeigeschafft, durch den man um diese Zeit Vergebung der Sünden geradezu um Geld zu verkaufen anfing. Das Unwesen wurde so arg, daß das Verlangen nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern die ganze Christenheit erfüllte. Selbst Wenzel war in diesem Sinne tätig. Dadurch aber machte er sich den Papst zum Feinde; und die Kurfürsten, schon vorher Wenzel feindlich gesinnt, wagten es nun, ihn als unnütz, träge und unwürdig der Königskrone, deren Macht er geschmälert habe, abzusetzen.

3. Sie wählten 1400 zu seinem Nachfolger einen aus ihrer Mitte, einen Wittelsbacher, Ruprecht von der Pfalz, einen ehrlich gesinnten 1400—1410.
Fürsten, dem aber staatsmännische Eigenschaften völlig abgingen. So standen nun, da sich Wenzel in seine Absetzung nicht fügen wollte, zwei Könige einander gegenüber, wie zwei Päpste. Jeder König blieb in seinem Gebiet, und beide kämpften nicht einmal ernstlich miteinander um die Krone. Ruprecht versuchte später sein Heil in Italien, konnte aber hier noch weniger Macht erlangen als in Deutschland. Als er 1410 starb, wählte ein Teil der Kurfürsten Jost von Mähren (vgl. S. 55, Anm.), ein anderer, auf Betreiben des Burggrafen von Nürnberg, Friedrichs VI. von Hohenzollern, den jüngeren Bruder Wenzels, Siegmund, der durch seine Vermählung mit der einen Tochter des ohne männliche Erben verstorbenen Königs von Ungarn bereits Herrscher dieses Landes geworden war. Da auch Wenzel seinen Anspruch auf die Krone nicht aufgab, so hatte man im Jahre 1411 drei Könige, wie man zu derselben Zeit drei Päpste hatte. Ein Konzil in Pisa (1409) hatte nämlich beide Päpste abgesetzt und einen neuen gewählt, und da die beiden anderen nicht wichen, so gab es nun drei. Die Verwirrung in Reich und Kirche war aufs äußerste gestiegen.

§ 70. Siegmund. 1410—1437. Das Konzil zu Konstanz. 1414—1418. Hus. 1. Siegmund, tätig und klug, freilich auch, wie sich später zeigte, unstet und abenteuerlich, ging mit Eifer daran, die Zustände zu ordnen. Nachdem Jost von Mähren 1411 gestorben und Wenzel abgefunden war, machte ihn eine zweite Wahl zum unbestrittenen König. Nun gelang es ihm, denjenigen von den drei Päpsten, der noch das 1411—1437.
meiste Ansehen hatte, dazu zu bringen, daß er ein allgemeines Konzil zur Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern berief.

In Konstanz, auf deutschem Boden, kamen der Papst und seine 1414—1418.
Kardinäle, der König und die meisten geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs und außerdem Gesandte von fast allen christlichen Völkern des Abendlandes zusammen. Die streitenden Päpste wurden zur Entsagung veranlaßt oder abgesetzt; die Kirchenversammlung sprach in feierlicher Sitzung aus, daß sie über dem Papste stehe, und wählte 1417 einen neuen, Martin V., der bald allgemeine Anerkennung fand.

2. Die Kirchenspaltung war beseitigt, aber die Kirche zu bessern hat das Konzil nicht vermocht. Ja es ließ sich dazu hinreißen, einen frommen Mann zu verurteilen, der mehr als irgend ein anderer die Fehler der Kirche und die Mittel zu deren Abhilfe erkannt hatte, den böhmischen Priester und Universitätslehrer Johann Hus. Er war in Prag Beichtvater der Gemahlin Wenzels gewesen und war, angeregt durch die Schriften des Engländers Wiklif, gegen den Ablaßhandel wie gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen aufgetreten; dabei hatte er freilich auch die Deutschen als solche heftig bekämpft. Der Papst hatte ihn abgesetzt und in den Bann getan. Hus hatte dagegen Berufung eingelegt und war zuletzt nach Konstanz entboten worden, wo auch seine Sache entschieden werden sollte. Obwohl er von Siegmund einen Geleitsbrief für die Hin- und Rückreise erhalten hatte, war er doch einige Zeit nach seiner Ankunft in Konstanz auf Veranlassung der dort anwesenden Kardinäle verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden, und der König überließ nach anfänglichem Widerstreben den Ketzer dem Urteilsspruch des Konzils. Da Hus, der sich auf sein Gewissen und die Heilige Schrift berief, den geforderten Widerruf verweigerte, so verdammte ihn das Konzil. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen wurden ihm die Priesterweihen genommen, sein Leib dem Tode und seine Seele dem Teufel übergeben. „Und ich", sprach Hus, „befehle sie in die Hände meines Herrn Jesu Christi!" Betend schritt er durch die unzählige Menge zum Scheiterhaufen. Als die Glut um ihn emporstieg, rief er laut: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Aber als er es zum drittenmal rief, schlug ihm die Lohe ins Angesicht; man sah seine Lippen noch wie im
1415. stillen Gebet sich bewegen; dann senkte er das Haupt und starb. Seine Asche ward in den Rhein gestreut. Ein Jahr später endete sein Freund Hieronymus von Prag an derselben Stelle.

§ 71. Die Hussiten. Die Böhmen gerieten in wilden Zorn über die Hinrichtung ihres Propheten, und als König Wenzel 1419 starb, wollten sie seinen Bruder und Erben Siegmund, weil er Hus sein Wort gebrochen, nicht zum König haben, sondern begannen, geführt von dem einäugigen und dann durch einen Pfeilschuß ganz erblindeten Johann Ziska, der trotzdem bis zum Tode seinen Feinden furchtbar blieb, einen wütenden Religionskrieg (1419—1434) gegen Kaiser, Reich und Kirche, von denen sie mit Gewalt zum Gehorsam zurückgeführt werden sollten. Die Hussiten, wie sie genannt wurden, verlangten vor allem das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, d. i. Brot und Wein; sie führten das Bild des Kelches als Zeichen ihrer Forderungen und ihres Bekenntnisses in ihren Fahnen. Vergebens sammelte Siegmund seine Heere gegen sie. Vor dem Rollen ihrer Wagen, die sie zu Wagenburgen um ihr Lager aufbauten, vor dem Brausen ihrer begeisterten Kampfgesänge, vor ihren gerade geschmiedeten Sensen, ihren Dreschflegeln und Morgensternen

wichen alle Heere, oft ehe sie ihrer nur ansichtig wurden. Obwohl sich die Hussiten nach Ziskas Tode in Parteien gespalten hatten, blieben sie doch siegreich; ja sie drangen unter furchtbaren Verwüstungen weit über die Grenzen Böhmens hinaus. Zuletzt aber nahm die Mehrzahl von ihnen einen Frieden mit dem Kaiser und der Kirche an, und Siegmund hielt noch ein Jahr vor seinem Tode, schon schwach und hinfällig, seinen Einzug als böhmischer König in Prag.

§ 72. Siegmund, Hohenzollern und Habsburger. Für das Reich hat Siegmund, der erst ziemlich spät (1433) die Kaiserkrone in Rom empfing, nichts Bedeutendes geschaffen, wenn er auch wiederholt bessernd einzugreifen suchte. Auch ein nochmaliger Versuch, eine Reformation der Kirche herbeizuführen, scheiterte, denn das von dem Kaiser begünstigte Konzil von Basel (1431—1449), das diese Aufgabe lösen sollte, geriet bald in völliges Zerwürfnis mit dem Papste, ward von diesem nach Italien verlegt und mußte endlich seine Tätigkeit ohne jeden Erfolg einstellen. — Siegmunds Hauptsorge galt seinen Erbländern Ungarn und Böhmen mit ihren Nebenländern. Und doch ist seine Regierung für Deutschland so bedeutungsvoll geworden, denn unter ihm beginnt der Aufschwung der beiden späteren Großmächte Österreich und Brandenburg und ihrer Herrscherfamilien, der Habsburger und der Hohenzollern. Den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, den Freund und Berater seiner ersten Regierungsjahre, belehnte Siegmund auf dem Konzil von **1415.**
Konstanz feierlich mit den brandenburgischen Marken, die er als eigenes Erbteil aus der Ländermasse seines Vaters überkommen hatte, und mit der auf ihnen ruhenden Kurwürde. Später freilich entzog er dem alten Freunde seine Gunst und übertrug sie auf Herzog Albrecht von Österreich, der von Wien aus über einen Teil der habsburgischen Erblande regierte. Ihm gab er die Hand seiner einzigen Tochter, der Erbin von Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien. So wurden die Habsburger die Erben des Hauses der Lützelburger, das mit Siegmund 1437 erlosch, und gründeten von Deutschland aus, wo ihre Macht wurzelte, ein mächtiges Ostreich, das auch Slawen und Magyaren umfaßte.

§ 73. Der Verfall des Rittertums. Die Kämpfe gegen die Ungläubigen hatten dem Rittertume seine eigentliche Weihe gegeben; es verfiel, sobald die Kreuzzüge und mit ihnen die Kämpfe gegen die Heiden aufhörten. Das Leben der Ritter hatte nun keine höheren Ziele mehr und war ganz in die Kreise der Landschaft und ihrer engen Burgen gebannt. Jagd und Trunk und Fehden mit den Nachbarn waren ihre Beschäftigungen. Roheit und wüstes Treiben rissen unter ihnen ein, und sie verarmten mehr und mehr. Dann scheuten sie, verwildert wie sie waren, auch vor dem Raub nicht zurück. Die Ritterburgen mit ihren Herren, die vom „Stegreif" lebten, waren lange Zeit der Schrecken des

Kaufherrn, dessen Wagenzüge die Landstraßen, dessen Schiffe die Flußwege Deutschlands befuhren. Städter und Ritter waren die grimmigsten Feinde. Ein noch gefährlicherer Gegner erstand diesen in den mächtigen Landesfürsten. Selbst die Bündnisse, zu denen sich die Ritter zusammentaten, vermochten gegen die immer mehr anwachsende Macht der Landesherren auf die Dauer nichts, und auch das Aufkommen der Feuerwaffen trug dann das Seine dazu bei, dem Rittertum mehr und mehr seine Bedeutung zu nehmen (§ 84, 2). Schon seit dem 13. Jahrhundert wurden die Kriege nicht mehr bloß mit ritterlichen Heeren geführt, sondern Städte und Landesherren fingen an, Söldner in Dienst zu nehmen, die aus dem Waffenhandwerk eine Lebensaufgabe machten und mit Harnisch, langem Spieß und Schlachtschwert, später auch mit freilich noch recht unbehilflichen Gewehren gewaffnet, zum Kampfe auszogen. So hat sich nach und nach das Landsknechtswesen entwickelt, das besonders durch Kaiser Maximilian I. (§ 82), den „Vater der Landsknechte", zur Blüte gelangte. Allmählich schufen sich dann die Fürsten, dem Beispiel folgend, das schon im 15. Jahrhundert Karl VII. von Frankreich gegeben hatte, stehende Heere (§ 144).

§ 74. Städtewesen und Städtebünde. 1. Je unsicherer das Leben auf dem flachen Lande wurde, um so größere Bedeutung gewannen die vor Überfällen durch Wall und Graben geschützten Städte. Hier hatten Gewerbe und Handel ihre festen, sicheren Stätten. Zünfte und Geschlechter hatten jetzt meist gleichen Anteil an der Regierung. Stolze Dome, prächtige Rathäuser zierten die Städte. Auch schöne Privathäuser mit vorspringenden Erkern, mit Schnitzwerk und frommen Sprüchen geschmückt, entstanden jetzt in den schmalen, aber meist schon gepflasterten Straßen. Fröhliche Feste, kirchliche und weltliche, wurden gefeiert. Überall war frisches Leben, oft voll überschäumender Lust.

2. Aber die Städte hatten der Feinde viele, und die Macht des Reichs war gering. Gegen einzelne Raubritter schützte sich jede Stadt wohl selbst, doch um sich gegen die Ritterbünde, gegen die Übergriffe der Landesherren, gegen die Schutzlosigkeit im Auslande zu sichern, dazu reichte die Kraft der einzelnen Stadt nicht aus. So einten sie sich zu Schutz und Trutz in Städtebünden, deren mächtigster die Hanse wurde. Sie war aus kleinen Anfängen — aus den Vereinigungen deutscher Kaufleute im Auslande und aus den Bündnissen, die niederdeutsche Städte miteinander schlossen, um den Ansprüchen ihrer Landesherren entgegenzutreten und ihre Handelsstraßen zu sichern — seit dem 13. Jahrhundert ganz allmählich entstanden und gedieh zu ihrer schönsten Blüte in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Zu ihren Mitgliedern gehörte eine große Zahl blühender Städte längs der deutschen Küste von Flandern bis nach Estland und auch zahlreiche Binnenstädte. Der Vorort des Bundes war Lübeck, wo meist die Hansetage abgehalten wurden. Der Bund, der nicht

nur in der Heimat den Handel schützte und hob, sondern vor allem auch im Ausland immer größere Handelsvorteile zu erreichen wußte und den Großhandel auf der Nord- und Ostsee, in England, Norwegen, Schweden und Dänemark und bis nach Rußland hinein in seine Hand brachte, besaß eine gewaltige Macht, die er besonders in dem ruhmreichen Kriege gegen Waldemar IV. von Dänemark zeigte (1367—1370): im Frieden von Stralsund, der diesen Kampf beendete, mußte Dänemark der Hanse nicht nur freien Handel im ganzen Königreich zugestehen, sondern ihr auch auf 15 Jahre eine Anzahl von festen Punkten auf Schonen samt den dazu gehörigen Landstrichen und sogar Einfluß auf die dänische Königswahl einräumen (vgl. § 80).

Neben der Hanse sind besonders der rheinische und der schwäbische Städtebund zu nennen. Der erstere war bereits in der Zeit des Interregnums zur Erhaltung des Landfriedens und zur Sicherung der Handelsstraßen gegründet worden, hatte sich aber nur einer kurzen Blüte erfreut. Jetzt, im 14. Jahrhundert, schloß er sich mit dem viel bedeutenderen schwäbischen Städtebund zusammen, der unter der Führung Ulms vor allem den Zweck hatte, die reichsstädtischen Freiheiten und Rechte zu verteidigen. Dessen grimmigster Gegner war der von Uhland so meisterlich besungene Graf Eberhard der Greiner von Württemberg, der, nachdem sein Sohn Ulrich bei Reutlingen (1377) eine Niederlage erlitten hatte, schließlich die Städte bei Döffingen (1388) entscheidend schlug und dadurch das Ende der beiden Städtebünde herbeiführte.

§ 75. Meistergesang und Volkslied. Im 14. und 15. Jahrhundert war in den Städten der Sitz des dichterischen Lebens unseres Volkes. Der Minnesang der Ritter war verklungen; an seine Stelle trat nun der Meistergesang der Bürger. Wohl zeigte er viel steifes Formelwesen, wohl war es oft nur Versemacherei, nicht Dichtung, was er hervorbrachte, aber er hat doch auch Besseres geleistet, und auf seinem Boden ist der freilich erst der Reformationszeit angehörige Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs erwachsen, der bei allem Handwerksmäßigen doch den Dichter nicht verleugnet. Daneben erwuchs damals aus unscheinbaren Anfängen — man weiß oft nicht, wie und woher — das Volkslied; es entstand jener köstliche Schatz von Liedern, die Herzeleid und Herzensfreud in schmucklosen und doch tief zum Herzen dringenden Weisen besingen.

C. Habsburgische Kaiser seit 1438.

§ 76. Albrecht II. 1438—1439. Nach Siegmunds Tode wählten die Kurfürsten seinen Schwiegersohn Albrecht von Österreich **1438—1439.** zum deutschen Könige, nicht den Hohenzollern Friedrich von Brandenburg, der auch auf die Krone gehofft hatte. Mit Albrecht beginnt nun die ununterbrochene Reihe der Kaiser aus österreichischem

Hause (bis 1740). Seine Tatkraft, sein eifriges Streben konnten bei der Kürze seiner Regierung keine Früchte tragen, und er ist, solange er Kaiser war, aus seinen Erblanden gar nicht herausgekommen. Die Wirren dort, namentlich aber die Kämpfe gegen die Türken nahmen ihn ganz in Anspruch. Etwa ein Jahrhundert früher waren diese von Kleinasien zuerst nach der Balkanhalbinsel übergesetzt; jetzt hatten sie schon fast das ganze griechische (oströmische) Kaiserreich unterworfen, und nur mit Mühe hielt sich noch die Hauptstadt Konstantinopel; ja ihre Scharen begannen sich schon in den Ebenen Ungarns auszubreiten. Albrecht starb, ohne etwas gegen die gefährlichen Nachbarn ausgerichtet zu haben, nachdem er wenig mehr als ein Jahr Kaiser gewesen war.

§ 77. Friedrich III. 1440—1493. Es dauerte lange, bis die Kurfürsten sich über einen neuen Kaiser einigten; endlich koren sie Albrechts
1440—1493. Vetter Friedrich von Steiermark. Freilich wußte man, daß er träg, zu großen Entschlüssen unfähig, arm und nicht einmal in seinen eigenen Herzogtümern — außer Steiermark gehörten ihm auch Kärnten und Krain — vollkommen Herr sei. Aber gerade einen solchen König, der sich möglichst wenig um die Kurfürsten und ihre Regierung kümmerte, suchten sie. Und so herrschte denn während der langen Regierung Friedrichs III. im Reiche zunehmende Unordnung und Verwirrung. Auch als Kaiser konnte Friedrich selbst in seinen Erblanden nicht zu wirklicher Macht gelangen. Zwar erbte er, nachdem der Sohn seines Vorgängers, Albrechts II., Ladislaus Postumus (der Nachgeborene) als Jüngling gestorben war, zu seinen anderen Gebieten auch noch das Erzherzogtum Österreich. Es gelang ihm aber nicht, wie er gewünscht hatte, Böhmen und Ungarn ebenfalls in Besitz zu nehmen; vielmehr erhoben sich in beiden Königreichen nationale Herrscher, die ruhmvoll regierten. In Deutschland aber herrschte allgemeine Verwirrung. Die mächtigsten Fürsten lebten in erbitterten Fehden, so die Herzöge von Bayern und die Hohenzollern, der Pfälzer Kurfürst und seine Nachbarn und in Sachsen sogar zwei Brüder (die Söhne eines dieser Brüder, die Prinzen Ernst und Albert, waren einst als Knaben durch den Ritter Kunz von Kaufungen vom Altenburger Schloß geraubt worden; von ihnen stammen die beiden Linien der Ernestiner und Albertiner ab); dazu fingen nun auch die Nachbarn Deutschlands an, mächtig und für Deutschland bedrohlich zu werden.

§ 78. Frankreich hatte zwar kurz vorher eine schwere Unglückszeit durchgemacht, als die Engländer ganz Nordfrankreich bis an die Loire erobert hatten. Zur Zeit des Kaisers Siegmund aber war ein junges Bauernmädchen aus Lothringen, Jeanne Darc, aufgetreten (1429—1431), die von Gott berufen zu sein glaubte, ihr Vaterland zu retten. Sie hatte das schwer bedrängte Orleans entsetzt (daher ihr Name Jungfrau von Orleans) und die Franzosen zu solcher Kampfesglut begeistert, daß die

Engländer, zumal sie durch innere Zwietracht gerade damals gelähmt wurden, nach und nach Frankreich hatten räumen müssen. Nun begann das Land unter klugen Königen wieder mächtig aufzublühen, und schon hörte man dort den Gedanken aussprechen, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs gegen Deutschland sei. Zu jener Zeit war es, daß zuchtlose französische Söldnerbanden, die Armagnacs („Arme Gecken"), die bisher dem Könige von Frankreich Kriegsdienste gegen England und Burgund geleistet hatten, sich in die Rheinlande um Basel ergossen. Friedrich III. selbst hatte ihren Einfall veranlaßt, um durch sie die Schweizer zu bezwingen. Sie ließen diese zwar dann in Ruhe, nachdem 1600 Eidgenossen bei St. Jakob an der Birs (unweit von Basel) im Kampfe gegen sie den Heldentod gestorben waren; dafür verwüsteten sie aber nun die Landschaft am Oberrhein und das Elsaß auf das furchtbarste.

§ 79. Burgund. Neben Frankreich war unter einer Seitenlinie der französischen Könige das Herzogtum Burgund zu immer größerer Macht emporgewachsen. Außer dem eigentlichen Herzogtum Burgund und der Freigrafschaft umfaßte es auch Artois und Flandern, Luxemburg und einen großen Teil des heutigen Belgien und der Niederlande, so daß es also deutsche und französische Lehen in sich vereinigte. Der letzte der burgundischen Herzöge, der finstere, harte und rastlos tätige Karl der Kühne, wünschte zu seiner königlichen Macht auch noch den königlichen Titel und suchte ihn durch Kaiser Friedrich zu erlangen. Dieser war auch der Erfüllung dieses Wunsches nicht abgeneigt, denn er hoffte für seinen Sohn Maximilian die Hand der Maria, der einzigen Tochter des reichen Herzogs, zu gewinnen. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen zu Trier, bei denen Friedrichs Armseligkeit von der Pracht und dem Glanze Karls gewaltig abstach. Bald kam der Stolz des Herzogs zu Fall. Mit großem, prächtigem Heere zog er gegen die freien Schweizer: hätte er diese erst unterworfen, glaubte er, so würde es ihm nicht schwer werden, ganz Deutschland zu bezwingen. Aber bei Granson und dann drei Monate später bei Murten schlugen ihn 1476 die mannhaften freien Leute der acht alten Schweizer Kantone im schimpfliche Flucht; und als er im folgenden Jahre gegen den mit den Schweizern verbundenen Herzog von Lothringen zog, wurde er von ihnen bei Nancy 1477 nochmals geschlagen und verlor im Kampfe das Leben.

§ 80. Der Norden und der Osten. Die nordischen Königreiche bedeuteten einzeln wenig gegen die Macht der Hanse (§ 74, 2), und selbst als sich Norwegen und Schweden durch die Kalmarer Union 1397 mit unter das dänische Königshaus gestellt hatten, blieb der mächtige deutsche Städtebund Herr in den nordischen Meeren; erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als die Macht der Fürsten mehr und mehr erstarkte, begann sein Verfall. Früher noch schwand die Macht des Deutschritterordens

(§ 60, 2), der seit dem 13. Jahrhundert das Land an beiden Ufern der Weichselmündung von den heidnischen Preußen erobert und im Bunde mit den Schwertrittern die Ostseeküsten bis weit ins heutige Rußland hinein beherrscht hatte. Nach der Unterwerfung Preußens hatte er den Kampf gegen die heidnischen Litauer aufgenommen. Nachdem sich diese aber dem Christentum zugewandt hatten und ihr neubekehrter Großfürst Wladislaw Jagiello durch seine Vermählung mit Hedwig, der jüngeren Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, auch König von Polen geworden war, war der Orden in schwere Bedrängnis gekommen. Schon 1410 war er in der heißen Schlacht bei Tannenberg geschlagen worden, und nun zwang ihn nach langem Kriege Kasimir IV., der zweite Sohn
1466. Wladislaw Jagiellos, 1466 zum Thorner Frieden, in dem der Orden die Hälfte seines Landes, Westpreußen samt der Residenz Marienburg, an Polen abtreten, das ihm noch bleibende Ostpreußen mit der Hauptstadt Königsberg aber von diesem zu Lehen nehmen mußte. Kaiser Friedrich hatte es weder hindern können noch wollen, daß hier ein so wichtiges, durch deutschen Schweiß und deutsches Blut gewonnenes Land verloren ging.

Der gefährlichste Feind aber nicht bloß des Reichs, sondern der ganzen Christenheit erhob sich im Osten. Die Türken (§ 76) hatten auch
1453. Konstantinopel erobert und bedrohten nun von ihrem großen Reiche aus Ungarn, Kärnten und Krain und selbst das nördliche Italien mit ihren Heeren, wie das Adriatische Meer und seine Küsten mit ihren Schiffen.

§ 81. Das Haus Österreich. So war Deutschland morsch im Innern und rings umher von Feinden gefährdet. Und dennoch gelang es Friedrich III. durch sein zähes Abwarten günstiger Zeitumstände und sein Beharren bei einmal gefaßten Plänen, sein Haus Österreich noch vor seinem Tode auf dem Wege zur höchsten Macht zu sehen. Als nämlich Karl der Kühne gefallen war, griffen alle seine Feinde, namentlich aber der König von Frankreich, nach seinen Besitzungen. Da wußte sich seine verwaiste Tochter, Maria von Burgund, keinen anderen Rat, als den ritterlichen Kaisersohn, der einst um sie geworben hatte, herbeizurufen und ihm mit ihrer Hand auch ihre Lande anzutragen.*) So kamen die Niederlande an das Haus Österreich; und da Maximilian, der noch zu seines Vaters Lebzeiten zum römischen Könige erwählt worden war, in kurzem auch das gesamte Gebiet der Habsburger in seiner Hand vereinen mußte, so stand er in ganz anderem Ansehen, als sein Vater es je genossen hatte. Das Haus Österreich begann seine glänzende Rolle zu spielen.

§ 82. Maximilian I. 1493—1519. Das Haus Habsburg als Weltmacht. 1. Deutschland freilich hatte davon keinen Gewinn.

*) Vgl. den Spruch: Tu, felix Austria, nube (Du, glückliches Österreich, freie!).

Wohl sind unter Maximilian I., einem vielseitigen, hochbegabten und 1493–1519. liebenswürdigen, kühnen und ritterlichen, aber auch unsteten und oft unzuverlässigen Herrscher, der 1493 seinem Vater in der Regierung folgte, Reformen an der deutschen Reichsverfassung vorgenommen worden: ein ewiger Landfriede ward verkündet und im Reichskammergericht ein oberster Gerichtshof geschaffen; ferner wurde ein Reichsregiment (ein ständiger Ausschuß zur Mitregierung des Reiches) gebildet und die Erhebung einer allgemeinen Reichssteuer (des gemeinen Pfennigs) beschlossen — aber nicht dem Kaiser verdankte das Reich diesen Anlauf zur Besserung der verrotteten Zustände, sondern den Kurfürsten. Maximilian sah in den meisten dieser Neuerungen nur Versuche, seine Macht im Reiche zu schmälern, und strebte danach, sie wieder zu beseitigen. So bestand denn das Reichsregiment nur ganz kurze Zeit, auch von der Erhebung der Reichssteuer mußte man bald wieder absehen, und der ebenfalls noch unter Maximilian gefaßte Beschluß, zur besseren Durchführung des Landfriedens das Reich in zehn Kreise einzuteilen, wurde erst unter seinem Nachfolger ausgeführt.

2. Aber je weniger der Kaiser in Deutschland ausrichten konnte — nicht einmal die tatsächliche Loslösung der Schweizer vom Reiche vermochte er zu hindern — um so stolzer gestalteten sich die Aussichten auf die Erweiterung der habsburgischen Hausmacht.*) Maximilians einziger Sohn von Maria von Burgund war Erzherzog Philipp, der die burgundischen Länder erbte. Er vermählte sich mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Isabellas von Kastilien. Auf den ältesten Sohn dieses Paares, Karl, vererbten sich väterlicherseits die burgundischen Lande, mütterlicherseits die spanische Krone, zu der damals auch die von Neapel und Sizilien gehörte, sowie die Herrschaft der durch Kolumbus gerade damals (1492) entdeckten und für Spanien in Besitz genommenen Neuen Welt. Der jüngere Enkel Maximilians, Ferdinand, war mit Anna, der Tochter des Königs von Ungarn und Böhmen, vermählt, während sich deren Bruder, König Ludwig, mit Maria, Ferdinands und Karls Schwester, verheiratete. Ludwigs Ehe blieb kinderlos, und als er 1526 bei Mohacz gegen die Türken gefallen war, gingen Ungarn und Böhmen an

*) 1. Friedrich III., † 1493.
|
2. Maximilian I., † 1519.
Gem.: Maria v. Burgund.
|
Philipp.
Gem.: Johanna v. Spanien.

3. Karl (I.) V., † 1558.	4. Ferdinand I., † 1564. Gem.: Anna v. Ungarn.	Maria. Gem.: Ludwig v. Ungarn.

Ferdinand über, dem sein Bruder Karl auch die gesamten deutsch-österreichischen Länder abgetreten hatte. So entstand hier später unter Ferdinand eine östliche europäische Großmacht des Hauses Habsburg, wie unter Karl eine westliche entstanden war. Diese letzte glänzende Wendung des Schicksals seines Hauses erlebte zwar Kaiser Max nicht mehr, doch konnte schon in seinen letzten Jahren sich kein Fürstengeschlecht Europas mit dem der Habsburger vergleichen.

Vierter Zeitraum.

Von der Reformation bis zum westfälischen Frieden. Von 1517—1648.

A. Die deutsche Reformation und das Kaisertum Karls V.

§ 83. Die Neuzeit. Seitdem die Kreuzzüge die Völker des Abendlandes in Bewegung gebracht und die abendländische Bildung mit der des Morgenlandes durchsetzt hatten, war eine neue Zeit im Werden. Der Blick der Menschen weitete sich, die folgenreichsten Erfindungen wurden gemacht, unbekannte Meere durchfahren und neue Länder entdeckt. In Staat und Verkehr, im geistigen und religiösen Leben trat ein vollständiger Umschwung ein. War diese Neugestaltung ein Werk der gemeinsamen Arbeit aller Kulturvölker, so hatte doch keins größeren Anteil daran als unser deutsches Volk, denn von ihm ging die Reformation aus, d. h. die Umgestaltung unseres religiösen Lebens, deren heilsamen, befreienden Wirkungen alle Völker, selbst die im alten Glauben geblieben sind, unendlich viel verdanken.

§ 84. Erfindungen und Entdeckungen. 1. Heiligenbilder mit kurzen Unterschriften, ja selbst ganze Schrifttäfelchen durch Holzschnitt zu vervielfältigen hatte man schon lange verstanden, aber erst
1440. Johannes Gutenberg aus Mainz kam — um 1440 — auf den Gedanken, durch Guß hergestellte metallene Lettern zusammenzusetzen und durch ihren Abdruck Schriftwerke zu vervielfältigen, so daß das mühsame Abschreiben nun ganz überflüssig wurde. Während Gutenberg selbst dann bald in Not geriet, beuteten Johann Fust und Peter Schöffer die neue Kunst des Buchdrucks, um die sie selbst nur geringe Verdienste haben, weiter aus, und schnell verbreitete sie sich nun über alle Länder Europas. Erst jetzt konnte man an eine allgemeine Volksbildung denken.

2. Wie diese Erfindung einen vollständigen Umschwung des geistigen Lebens anbahnte, so erhielt durch die Anwendung des Schießpulvers,

der Geschütze und Gewehre die Kriegsführung eine ganz andere Gestalt. Doch geschah das nur ganz allmählich. Die Muskete, mit der ein Teil des Fußvolks ausgerüstet war (§ 73), blieb noch lange Zeit eine schwer zu handhabende, unbehilfliche Waffe. Dagegen wurde im Belagerungskrieg bald eine große Änderung durch die Donnerbüchsen (Kartaunen) herbeigeführt. Ihren furchtbaren Geschossen hielten die Mauern der Ritterburgen nicht mehr stand, und der Trotz des Rittertums ward mit seinen Burgen gebrochen. Wollte der Ritter noch etwas gelten, so mußte er sich im Staate bewähren.

3. Während so die Bildung der Masse des Volkes erleichtert ward und die nur auf roher Kraft beruhenden Vorrechte eines Standes beseitigt wurden, fielen auch die Schranken, die den Menschen bisher das unendliche Meer gesetzt hatte. Durch die Verwendung des Kompasses war dem Schiffer die Möglichkeit geschaffen, seinen Weg auch durch die weite Wasserwüste zu finden. Noch im 15. Jahrhundert erreichten und umfuhren portugiesische Schiffe die Südspitze Afrikas, und 1498 kam Vasco da Gama nach Indien, dessen Schätze nun seine Heimat, das kleine Königreich Portugal, bereichern sollten. Zwei Jahre darauf entdeckte ein Landsmann von ihm Brasilien. Schon vorher aber, 1492, **1492.**
hatte der Genuese Christoph Kolumbus in spanischen Diensten auf dem Wege nach Indien, das er nach Westen fahrend erreichen wollte, den neuen Erdteil entdeckt, der nachher Amerika genannt wurde. Die Weltmeere waren nun jedem Kühnen geöffnet. Die Zeiten, in denen das Mittelmeer und die nordischen Meere allen Seehandel umschlossen, waren vorüber.

§ 85. Humanismus und Renaissance. 1. Um die Zeit, wo Gutenberg die Buchdruckerkunst erfand, war Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen (§ 80). Die Reste der griechischen Wissenschaft flüchteten sich nun ins Abendland, vor allem nach Italien. Die Werke der griechischen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, die im Mittelalter fast vergessen gewesen waren, wurden bald wieder eifrig gelesen und durch den Buchdruck immer weiter verbreitet. Der Beschäftigung mit den Alten wandten sich alle strebenden Geister zu. Die Universitäten, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Prag, in Wien, in Heidelberg, in Erfurt, in Leipzig gegründet worden waren, fingen jetzt erst an, durchgreifenden Einfluß zu gewinnen. Die Unwissenheit, wie sie in den letzten Zeiten des Mittelalters in den ehemaligen Stätten der Bildung, den Klöstern, gang und gäbe war, konnte vor dem Drang nach Wissenschaft, der alle Besseren in dieser Zeit beseelte, nicht bestehen; Spott und Hohn ward ihr Teil, und siegreich drang der Humanismus vor, der, auf die Kenntnis des klassischen Altertums gegründet, danach strebte, höhere Bildung zu verleihen und zu edler Menschlichkeit zu erziehen.

2. Es war eine wirkliche Wiedergeburt (Renaissance) des

geistigen und künstlerischen Lebens, die Europa am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts erlebte. In Italien entstanden damals die Meisterwerke des Lionardo da Vinci (Abendmahl), Tizian, Raffael Santi (Madonnen) und Michelangelo, der Maler und Bildhauer (Moses) und Baumeister (Peterskirche) zugleich war; in Deutschland aber schufen zur Zeit Luthers Albrecht Dürer und Hans Holbein der Jüngere ihre echt deutschen Werke. Nach ihnen verdient als eigentlicher Maler der Reformation Lukas Kranach (§ 101) Erwähnung. Auch der Bildhauer Adam Kraft, der Erzgießer Peter Vischer und der Holzschnitzer Veit Stoß, die zu Dürers Zeit neben ihm in seiner Vaterstadt Nürnberg wirkten, erhoben sich aus dem Handwerk zu wahrer Kunst. In der deutschen Baukunst kam dann die Renaissance, den gotischen Baustil (§ 62, 1) verdrängend, seit 1500 ebenfalls zum Durchbruch. Sie nahm hier, wie in den andern Künsten, der deutschen Art entsprechend, etwas andere Formen an als in Italien und hat in der Zeit bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges eine Fülle herrlicher Werke hervorgebracht: als Krone von allen gilt das leider zum Teil zerstörte (§ 152) Heidelberger Schloß, dessen schönste Teile freilich erst aus der Mitte des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammen.

§ 86. Papsttum und Kirche. Auch für das religiöse Leben war die Zeit der Erneuerung gekommen. Durch das Konzil von Konstanz (§ 70, 1. 2) war wohl die Kirchenspaltung beseitigt, eine gründliche Besserung der Kirche aber nicht erreicht worden. Die meisten Päpste am Ende des 15. Jahrhunderts kümmerte der Notstand der Kirche wenig. Als Herrscher des Kirchenstaates wurden sie hineingezogen in die wilden Wirren, die damals die italienischen Staaten erfüllten. Von dem verbrecherischen Tun, zu dem ehrgeiziges Streben in diesen Kämpfen vielfach führte, hielten sich auch einzelne Päpste nicht fern. Um sich Geld zu verschaffen, bedienten sie sich nicht immer der feinsten Mittel. Namentlich der schändliche Mißbrauch des Ablaßhandels empörte alle ernster denkenden Christen. Geistliche und Mönche trieben mit solchem Ablaß ein einträgliches Geschäft für die päpstliche Kasse und brachten so ihren Stand, der schon lange vom Volke wegen seiner rohen Sinnlichkeit verachtet, von den Gelehrten wegen seiner Unwissenheit verspottet wurde, noch mehr in Verruf. Freilich hatte sich über alle Stände damals, was Religion und Sittlichkeit betraf, eine große Leichtfertigkeit verbreitet, die von Italien und zum Teil von der nächsten Umgebung der Päpste ausging und bei allen Völkern Nachahmung fand. Gerade daß Künste und Wissenschaften so aufblühten, daß die Buchdruckerkunst die Verbreitung alter und neuer Schriften so begünstigte, führte die Menschen vielfach zur Selbstüberhebung. Man glaubte in der Bildung Ersatz für die Religion zu finden und konnte sich doch durch alles Schöne nicht geben, was dem Herzen und dem Gewissen not tat.

§ 87. Das Auftreten Luthers. Da trat zu Wittenberg in Kursachsen ein Mann auf, der sich als Priester gedrungen fühlte, seine Stimme gegen den Ablaßhandel zu erheben, der in nächster Nähe durch den Dominikaner-Mönch Tetzel gerade in recht frecher Gestalt getrieben wurde. Das war D. Martin Luther, ein Augustiner-Mönch und geistlicher Professor an der von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen gegründeten Wittenberger Universität, der im Beichtstuhle das Unheil hatte kennen lernen, das der ruchlose Handel in den Gemütern des Volkes anrichtete. Er stellte deshalb 95 lateinische Sätze (Thesen) gegen diesen Mißbrauch auf und schlug sie, indem er sich nach damaliger Gelehrtensitte erbot, sie öffentlich zu verfechten, an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg. **1517, 13. Okt.** Er beabsichtigte damit nicht, die bestehende Kirche anzugreifen, sondern nur einen Auswuchs zu beseitigen, der schon oft auch von anderen frommen Männern erkannt und getadelt worden war.

§ 88. Martin Luthers Jugend. Martin Luther war zu Eisleben am Harz als Sohn eines armen Bergmannes geboren. **1483, 10. Nov.** Unter harter Not und Zucht hatte er seine Knabenzeit verlebt. Zuerst in Magdeburg, dann in Eisenach auf der lateinischen Schule vorgebildet, war er 1501 auf die Universität Erfurt gegangen, um dort die Rechte zu studieren. Zuletzt hatte er sich (1505) aus der Welt in das Erfurter Augustinerkloster geflüchtet, denn ihn ängstigte der Gedanke, wie er vor Gott bestehen solle, wenn ihn sein Ende ereile, an das ihn eigene schwere Krankheit und der jähe Tod eines Freundes gemahnt hatten. Aber in allen Übungen und Büßungen des Klosters hatte er keinen Frieden gefunden, bis er endlich aus den Schriften des Kirchenvaters Augustinus und den Briefen des Apostels Paulus die feste Überzeugung gewann, daß der Mensch gerecht werde vor Gott nicht durch des Gesetzes Werk (äußeres Tun), sondern durch den Glauben, d. h. durch die innigste Hingabe des Herzens an Gott, der dem Menschen um Christi willen alle seine Sünden vergebe, wenn er reuig zu ihm komme. Sein Ordens-Vikar Staupitz hatte ihn dann als Lehrer an die Universität Wittenberg empfohlen, wo er seit 1508 wirkte. Nur einmal (1511) hatte er seine Tätigkeit durch eine Reise nach Rom in Angelegenheiten des Ordens unterbrochen, dann wieder in friedlicher Wirksamkeit gelebt, bis er, von seinem Gewissen gedrängt, die 95 Sätze anschlug.

§ 89. Luthers Verhör vor Kajetan. 1518. Es war ein kühnes Wort zur rechten Zeit. „Als wären die Engel selbst Botenläufer", so schnell verbreiteten sich die Sätze über ganz Deutschland und erregten eine Flut von Schriften für und wider. Der Papst Leo X. forderte Luther zur Verantwortung nach Rom; Kurfürst Friedrich der Weise jedoch, der Luthers Wesen und Wirken wohl zu schätzen wußte, erwirkte, daß er 1518 in Augsburg von dem Kardinal Kajetan (von seinem Geburtsort Gaëta so genannt) verhört wurde. Aber beide Männer, der

Kardinal, der sich auf die Lehren der Kirchenväter und die Beschlüsse der Konzilien berief, und der Mönch, der auf die Heilige Schrift zurückging, kamen nicht überein, und vergeblich verlangte Kajetan, Luther solle widerrufen. Da Luther für seine Sicherheit fürchtete, entfloh er auf den Rat seiner Freunde bei Nacht und kehrte nach Wittenberg zurück. Hier fand er gerade um diese Zeit einen Freund in dem jungen Philipp Melanchthon, der, nächst dem berühmten Erasmus von Rotterdam schon damals der größte Kenner der griechischen Sprache, eine Zierde der Wittenberger Universität wurde. Er war fortan der Gefährte Luthers bei seinen Studien und blieb dessen treuester Freund sein viel angefochtenes Leben hindurch.

§ 90. Die Wahl Karls V. 1519. Im Anfang des Jahres 1519 war Kaiser Maximilian gestorben, und das Reich war ohne Haupt. Maximilian hatte sich bemüht, die Krone schon bei seinen Lebzeiten seinem Enkel Karl zuzuwenden, der bereits König von Spanien, Neapel und Sizilien und Herr der Niederlande war (§ 82, 2). Das war ihm nicht gelungen. Nun aber, nach Maximilians Tode, zogen die Kurfürsten doch den jungen Habsburger, der jetzt auch die österreichischen Lande geerbt hatte, seinem Mitbewerber, dem König Franz I. von Frank-
1519—1556. reich, vor: noch 1519 ward Karl V. gewählt, und im Jahre darauf erhielt er zu Aachen die deutsche Krone. In seinem schwächlichen Körper lebte ein willenskräftiger Geist, und es fehlte ihm nicht an Einsicht, Pflichttreue und staatsmännischem Geschick; aber er war ohne alle Frische und Freudigkeit, verschlossen und hinterhaltig, leicht auch herrisch und vor allen Dingen ohne alles Verständnis für deutsches Wesen.

§ 91. Die Disputation zu Leipzig. 1519. Die Bannbulle. 1520. Eine der ersten Anforderungen, die der Papst an den jungen Kaiser stellte, war die, er solle dem Religionszwiste in Deutschland ein Ende machen. Luther nämlich hatte im Jahre 1519 zu Leipzig eine Disputation (einen öffentlichen gelehrten Redestreit) mit D. Eck aus Ingolstadt gehabt, bei der er kühn bis zu dem Satze vorgeschritten war, daß auch die Konzilien irren könnten. Im Jahre darauf hatte er in zwei gewaltigen Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation" und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" viele Lehren der katholischen Kirche angegriffen, weil sie in der Heiligen Schrift keine Begründung fänden. Da hatte der Papst den Bann über ihn ausgesprochen, falls er seine Irrlehren nicht innerhalb einer bestimmten Zeit widerrufe. Eck hatte die Bannbulle aus Rom mitgebracht und sie nach Kräften verbreitet; seine Freunde hatten an einzelnen Orten Luthers Schriften verbrannt. Da war Luther mit Lehrern und Studenten der Wittenberger Universität hinaus vor das Elstertor gezogen und hatte die Bannbulle des Papstes öffentlich verbrannt mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes (d. i. Christus, vgl. Ev. St. Marc. 1, 24) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!" (10. Dez. 1520).

§ 92. Der Reichstag zu Worms. 1521. Damit war Luther von der allgemeinen Kirche geschieden, und der Papst drang nun darauf, daß auf dem Reichstage, der in Worms zusammentrat, den Gebannten auch des Reiches Acht treffe. Ein kaiserlicher Reichsherold beschied ihn unter freiem Geleit des Kaisers und Reichs nach Worms. Mutig brach er auf, auf dem ganzen Wege von Wittenberg bis zum Rhein hin wurde er wie ein Mann Gottes vom Volke begrüßt. Am 16. April 1521 traf er in Worms ein, und schon am folgenden Tage wurde er vor den Reichstag geführt. Hier verlangte man von ihm, er solle seine Schriften widerrufen. Nachdem er sich deren Titel hatte vorlesen lassen, bat er um Bedenkzeit. Man deutete ihm an, er habe Zeit genug zum Bedenken gehabt, gab ihm jedoch Frist bis zum nächsten Tage. Als er dann wieder **1521, 18. Apr.** vorgeführt wurde, erklärte er mit bewundernswerter Festigkeit, er werde nicht widerrufen, wenn er nicht durch das Zeugnis der Heiligen Schrift oder durch Vernunftgründe überführt werde, „weil weder sicher noch geraten sei, etwas gegen das Gewissen zu tun". Er schloß mit den Worten: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

§ 93. Luther auf der Wartburg. Das Wormser Edikt. 1521. Luther wurde nun entlassen: der Kaiser hielt ihm das freie Geleit. Auf dem Rückwege aber überfielen ihn auf Veranlassung seines Kurfürsten im Thüringer Walde vermummte Ritter und brachten ihn nach der Wartburg bei Eisenach in Sicherheit. Hier, wo er fast ein Jahr lang als Junker Georg verborgen lebte, begann er die Bibelübersetzung. — Der Kaiser sprach zwar die Reichsacht über ihn aus und verbot durch das Wormser Edikt jede weitere Verbreitung der neuen Lehre, aber er **1521.** wurde bald durch auswärtige Kämpfe, besonders durch die Kriege mit König Franz I. von Frankreich, ganz in Anspruch genommen. Jahrelang blieb er Deutschland fern; das aus den Ständen des Reichs von neuem (vgl. § 82, 1) gebildete Reichsregiment, das ihn vertreten sollte, hatte weder die Neigung noch die Macht, Luthers Lehre zu unterdrücken, zumal da mächtige deutsche Fürsten, wie Luthers Landesherr, der gütige und treue Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, und der junge, feurige Landgraf Philipp von Hessen für sie eintraten.

§ 94. Die Bilderstürmer von Wittenberg. 1522. Gewaltsam unterdrückt ward also die Reformation in Deutschland nicht, wohl aber hatte sie schwere innere Stürme zu bestehen. Während Luther auf der Wartburg weilte, waren in Wittenberg Männer aufgetreten (die sogenannten Schwarmgeister), die behaupteten, sie bedürften des Wortes Gottes nicht, auf das sich Luther in seinen Schriften berief, sondern ihre innere Erleuchtung führe sie allein zur Wahrheit. Diese, meist eingewanderte Handwerker aus Zwickau, zu denen sich aber auch Gelehrte wie Luthers früherer Freund D. Karlstadt gesellten, drohten Luthers reines Werk durch ihr wildes Treiben zu schädigen. Sie drangen in die Kirchen,

zerschlugen die Bilder und entfernten gewaltsam alles, was an die Messe und das katholische Priestertum erinnerte. Um diese Bilderstürmer zu bekämpfen, verließ Luther (1522) gegen den Willen seines Kurfürsten die Wartburg und bändigte wirklich mit seines Geistes Gewalt und mit seiner Predigt den bedenklichen Aufruhr.

§ 95. Die Erhebung der Reichsritter. 1522—1523. Der Bauernkrieg. 1524—1525. Ungefähr zu derselben Zeit brachen auch gefährlichere Unruhen anderer Art in Deutschland aus.

1. Zunächst erhoben sich die Reichsritter in Schwaben und Franken, an der Spitze der ehrgeizige Franz von Sickingen und sein Freund, der feurige, mit der Feder wie mit dem Schwerte gleich schlagfertige Ulrich von Hutten, beide eifrige Anhänger Luthers. Sie strebten nach einer Umgestaltung des Reichs, besonders nach Beseitigung der geistlichen Fürstentümer und Schmälerung der Macht auch der weltlichen Landesfürsten. Doch sie erlagen im Kampfe. Sickingen fiel 1523 auf seiner Burg Landstuhl in der Pfalz, wo ihn die Fürsten, die er zuerst angegriffen hatte, belagerten, und Hutten starb in demselben Jahre als heimatloser Flüchtling auf der Insel Ufnau im Züricher See.

2. Auch die Bauern waren mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, und sie hatten Grund dazu; denn ihre Lage, die im 13. Jahrhundert im ganzen recht zufriedenstellend gewesen war, hatte sich dann — vor allem im südlichen Deutschland — mehr und mehr verschlechtert und war fast unerträglich geworden. Schon wiederholt war es deshalb seit dem 15. Jahrhundert zu Erhebungen gekommen: jetzt brach, zuerst in den Schwarzwaldgegenden, ein neuer Aufstand aus, der sich schnell über den ganzen Süden und nach Thüringen verbreitete und einen gewaltigen Um-
1524—1525. fang annahm. Anfangs waren die Forderungen der Bauern noch gemäßigt; in ihren zwölf Artikeln verlangten sie vor allem Aufhebung der Leibeigenschaft und der drückendsten Fronden und Abgaben, Beseitigung der Rechtswillkür und freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden. Damals riet auch Luther, so wenig er für die Aufständischen Partei nahm, den Fürsten und Herren, deren Härte er mißbilligte, zu Zugeständnissen. Bald aber gingen die Bauern, denen sich die niedere Bevölkerung nicht weniger Städte anschloß, weiter und weiter und wurden immer maßloser in ihren Forderungen. Sie begannen gar wild zu hausen und Klöster und Schlösser zu zerstören. Da forderte Luther selbst zu rücksichtsloser Gewalt gegen sie auf. Die zunächst bedrohten Landesherren aber schlossen sich zusammen: die Bauernhaufen in Oberdeutschland wurden vom schwäbischen Bunde geschlagen, und in Thüringen wurden die aufständischen Banden, die sich um den schwärmerischen Prediger Thomas Münzer geschart hatten, von einem Heere verbündeter norddeutscher Fürsten bei Frankenhausen am Kyffhäuser vernichtet (1525). Thomas Münzer wurde gefangen genommen, gefoltert und

hingerichtet. Die Bauern, vollkommen bezwungen, hatten ihre Lage eher verschlimmert als verbessert.

§ 96. Karl V. und Franz I. Inzwischen kämpfte Karl V. in Italien (1521—1526) siegreich gegen Franz I von Frankreich. Es handelte sich dabei vor allem um die Herrschaft in Italien, zunächst um Mailand; auch machte der Kaiser als Nachkomme Karls des Kühnen (§ 82, 2) Anspruch auf das zu Frankreich gezogene Herzogtum Burgund (Bourgogne). Bei Pavia siegte 1525 das kaiserliche Heer, in dem sich besonders die deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg hervortaten. Franz selbst geriet in Gefangenschaft und mußte im Frieden von Madrid 1526 auf Italien und auf die Bourgogne verzichten. Aber er hielt den Frieden nicht lange, und von neuem durchtobte der Krieg Italien (1526—1529). Die deutschen Landsknechte erstürmten Rom, und Franz I. mußte 1529 seinen Ansprüchen auf Italien abermals entsagen, während Karl vorläufig von der Abtretung der Bourgogne absah. Im Jahre darauf empfing Karl als der letzte in Italien und vom Papste gekrönte deutsche König zu Bologna die Kaiserkrone, und Papst und Kaiser, solange in Italien Gegner, vereinten sich zur Unterdrückung der Reformation in Deutschland.

§ 97. Die Türkengefahr. Karl V. konnte dies Ziel jetzt um so eher ins Auge fassen, als auch eine andere Gefahr, die ihn bedroht hatte, glücklich abgewendet worden war. Die Türken, damals geführt von dem mächtigen und kriegerischen Sultan Soliman, hatten sich nämlich nach der Niederlage der Ungarn bei Mohacz (1526), in der König Ludwig von Ungarn und Böhmen seinen Tod gefunden hatte (§ 82, 2), gegen dessen Erben und Nachfolger Ferdinand, Karls V. Bruder, gewandt. Mit gewaltiger Macht überschwemmte Soliman Ungarn und belagerte Wien, aber die Stadt hielt sich, die Türken gingen nach Ungarn 1529
zurück, und Deutschland war diesmal vor dem barbarischen Feinde gerettet.

§ 98. Die beiden Reichstage zu Speier. 1526 und 1529. Um so mehr konnte nun die habsburgische Macht gegen die Reformation vorgehen. Schon 1524 war es einem päpstlichen Abgesandten gelungen, Ferdinand von Österreich und die beiden bayrischen Herzöge zu dem Regensburger Bund gegen die Reformation zu vereinigen. Die Häupter der evangelischen Fürsten, Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen (Friedrichs des Weisen Bruder und Nachfolger seit 1525) und Landgraf Philipp von Hessen, hatten ihm „zum Schutz des Evangeliums" das Torgauer Bündnis entgegengestellt. Auf dem Reichstage zu Speier 1526 hatten sich dann die streitenden Parteien zu einem Beschluß geeinigt, der der weiteren Ausbreitung der neuen Lehre wenigstens nicht hinderlich war. Jetzt aber, bei der glücklichen Wendung, die die Sache des Kaisers und des Hauses Österreich genommen hatte, erfolgte 1529 auf dem zweiten Reichstage zu Speier ein unzweideutiger Bescheid, der

das Wormser Edikt von neuem einschärfte. Dagegen protestierten die der lutherischen Sache zugetanen Stände, da in Religionssachen die Mehrzahl der Stimmen die Gewissen nicht binden könne; seitdem wurden sie Protestanten genannt.

§§ 99. Der Reichstag zu Augsburg. 1530. So standen die Dinge, als Karl V. nach langer Abwesenheit wieder nach Deutschland kam. Vieles war ihm schon gelungen, und er hoffte, daß er auch die Einheit der Kirche wiederherstellen würde. Darum schrieb er einen Reichstag nach Augsburg aus. In großer Pracht hielt er seinen Einzug; die meisten Kurfürsten, Fürsten und Herren waren anwesend, und das alte Reich zeigte sich in einem Glanze, wie seit Jahrhunderten nicht. Hier überreichten nun die protestantischen Stände ihr Glaubensbekenntnis. Philipp Melanchthon hatte es abgefaßt. Er war auch selbst zugegen, während Luther als Geächteter des Reichs auf der Feste Koburg zurück-
1530. geblieben war. Am 25. Juni 1530 ward das Augsburger Bekenntnis vor Kaiser und Reich verlesen. Obgleich es durch seine Milde und Klarheit einen guten Eindruck machte und, ohne das zu verschweigen, was der protestantischen Lehre eigentümlich war, doch die Punkte besonders hervorhob, in denen sie mit der römischen Kirche übereinstimmte, so ließ trotzdem der Kaiser durch D. Eck und andere eine Widerlegung aufsetzen und erklärte die Sache damit für erledigt. Zugleich dachte er mit Prozessen des Reichskammergerichts gegen die protestantischen Fürsten vorzugehen. Da verließen die meisten von diesen den Reichstag, und ein allgemeiner Bruch schien bevorzustehen. Angesichts dieser Gefahr traten die Unterzeichner der Augsburger Konfession in Schmalkalden zusammen und schlossen hier zum Schutz ihres Glaubens einen Verteidigungs-
1531. bund, der der schmalkaldische genannt wird.

§ 100. Der Nürnberger Religionsfriede. 1532. Es kam indessen jetzt noch nicht zum Kriege. Das abermalige Herannahen Solimans mit einem ungeheuren Türkenheer und der Wunsch Karls V., seinem Bruder Ferdinand, dem erwählten Römischen König, die Anerkennung der Protestanten zu verschaffen, machten ihn nachgiebiger. So wurde der
1532. Nürnberger Religionsfriede geschlossen, und wirklich kam nun, da die innere Einigkeit in Deutschland wiederhergestellt war, ein so stattliches Reichsheer zusammen, daß Soliman einen abermaligen Angriff auf Wien nicht wagte.

§ 101. Die Gründung der lutherischen Landeskirchen. Karl V. verließ bald nachher Deutschland wieder auf lange Zeit, und die Reformation konnte sich von nun an ein Jahrzehnt hindurch ungestört ausbreiten. Die weltlichen Fürsten, die sich ihr zuwandten, traten in ihren Gebieten an die Stelle der ehemaligen Bischöfe, ließen die Kirchen visitieren und gründeten Pfarrstellen und Schulen. Luthers Rat gab dabei fast überall den Ausschlag. Er war der Mittelpunkt des neuen kirchlichen Lebens,

er war der volkstümlichste Mann in Deutschland, und sein Bild, wie es Lukas Kranach, der Maler der Reformation, festgehalten hat, lebte in aller Herzen. Die Mittel zu den Umgestaltungen gab das eingezogene Kirchengut, das in die fürstlichen Kassen geflossen war. So wuchsen die Landesfürsten an Unabhängigkeit und Macht; denn auch denen, die katholisch blieben, mußten Papst und Kaiser ähnliche Vorteile zuwenden, um sie bei dem alten Glauben festzuhalten. An die geistlichen Fürsten trat jetzt die Möglichkeit heran, sich zu weltlichen Fürsten zu machen, sich zu verheiraten und die Gebiete, die sie im Namen der Kirche regierten, in erbliche Fürstentümer umzuwandeln (sie zu säkularisieren). Das erste Beispiel hatte 1525 Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des Deutschen Ordens, gegeben, der das Ordensland (Ost-)Preußen zu einem Herzogtum unter polnischer Oberlehnshoheit (§ 80) gemacht hatte. Der Erzbischof von Köln versuchte später Ähnliches, aber ohne Erfolg.

§ 102. Ulrich Zwingli in der Schweiz. Auch außerhalb Deutschlands schritten Fürsten und Völker zu einer Reformation der Kirche. In der Schweiz verkündete fast von derselben Zeit an, wo Luther aufgetreten war, Ulrich Zwingli in Zürich reformatorische Lehren, und allmählich schlossen sich die meisten Kantone ihm an; aber gerade die Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern blieben bei der alten Lehre. So entstanden bald Zwistigkeiten, und es kam zum Bürgerkriege. Die Bewohner der fünf beim alten Glauben gebliebenen Kantone lieferten den Zürichern bei Kappel 1531 eine Schlacht, in der diese besiegt wurden und Zwingli selbst, der als Feldprediger mit ausgezogen war, fiel. Der Friede, der bald nachher zustande kam, befestigte in dem alten Teile der Schweiz den römisch-katholischen Glauben, während sonst meist die Reformation durchgeführt wurde. Wie Deutschland war nunmehr auch die Schweiz konfessionell gespalten.

§ 103. Kalvins Lehre und ihre Verbreitung. Ein Jahr nachher (1536) trat in Genf der Franzose Jean Cauvin (Kalvin) als Reformator auf. Er war in vielen Stücken mit Luther und Zwingli einig, doch war er schroffer als beide und von eiserner Strenge; auch alles staatliche und private Leben wollte er unter die strengen Forderungen der kirchlichen Zucht beugen. Der Kalvinismus begann sich schnell über Frankreich zu verbreiten, wo man seine Bekenner Hugenotten nannte. Es währte nicht lange, so fanden sich auch in den Niederlanden, in Schottland, in Italien, in Spanien und Portugal, in Ungarn, Siebenbürgen und Polen zahlreiche Anhänger Kalvins. Namentlich die romanischen Völker zeigten sich dem Kalvinismus geneigt.

§ 104. Der Norden Europas und die Reformation. Die germanischen Völker des nördlichen Europas wandten sich dagegen mehr dem Luthertum zu. Lutherisch ward noch in der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts Dänemark mit seinem Nebenlande Norwegen. Lutherisch ward auch Schweden durch Gustav Wasa (1523—1560), der sein Vaterland vom dänischen Joche befreite und ein ruhmvolles Königshaus gründete. — Ganz eigenartig gestalteten sich die Dinge in England. König Heinrich VIII. wollte von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien geschieden sein, um deren Hofdame Anna Boleyn heiraten zu können. Der Papst widerstrebte; da sagte sich Heinrich (1532) von Rom los, zog die reichen geistlichen Güter ein und machte sich selber zum Oberhaupte der englischen Kirche, blieb aber freilich dem innersten Wesen der Reformation fremd. Um so mehr ward England später, als es auch den Geist der neuen Lehre erfaßt hatte, deren Schutz und Hort.

§ 105. Die Verbreitung der Reformation in Deutschland. Die Wiedertäufer. 1. In Deutschland, wo der schmalkaldische Bund die protestantischen Fürsten vereinte, breitete sich die Reformation ohne Geräusch und Gewaltsamkeit schnell weiter aus. In Kursachsen war Johann Friedrich, der 1532 seinem Vater Johann gefolgt war. Luther ganz ergeben. Seine Hauptstadt Wittenberg, wo Luther, der sich 1525 verheiratet hatte, lebte und lehrte, blieb die Burg des neuen Glaubens Nicht minder eifrig als der Kurfürst von Sachsen wirkte Philipp von Hessen, das andere Haupt des schmalkaldischen Bundes, für die Reformation. Staat auf Staat schloß sich ihr an. Selbst in manchen Gebieten, wo bisher die neue Lehre hart verfolgt worden war, ward sie nun eingeführt, so in Kurbrandenburg (1539) und im Herzogtum Sachsen. Die Reichsstädte, wo das Bürgertum die Entscheidung in den Händen hatte, wie Nürnberg, Regensburg, Augsburg Frankfurt a. M., Straßburg, erwiesen sich vor allem eifrig.

2. Der wahnsinnige Unfug, den nach Art der früheren Bilderstürmer die Wiedertäufer unter der Anleitung von Fremden, Jan Bockelson (Johann von Leyden) und Jan Matthys, in dem kurz vorher der Reformation gewonnenen Münster trieben (1534—1535), hatte freilich zur Folge, daß nach der Wiedereinnahme der Stadt und der Hinrichtung der Anführer (1535) die römische Kirchenlehre in ihr wieder herrschend wurde. Aber immer mehr neigten sich andere Orte, selbst Paderborn, Köln, Wien und fast alle österreichischen Lande der Reformation zu, und nur an dem Kaiser lag es, daß damals nicht in ganz Deutschland die Reformation siegte.

§ 106. Karls V. Züge gegen Tunis und Algier. Seine letzten Kriege gegen Franz I. 1. Den Kaiser verhinderten inzwischen seine Kämpfe mit Türken und Franzosen, in Deutschland einzugreifen. Die Türken hatten nämlich auch in Algier, Tunis und Tripolis, den sogenannten Barbareskenstaaten, festen Fuß gefaßt, plünderten von hier aus die Küsten des Mittelmeeres und schleppten Tausende von Christen in die Sklaverei. Gegen ihre wichtigste Stadt, Tunis, unternahm Karl V. 1535 einen siegreichen Zug, der mit der Eroberung der Stadt

und der Befreiung der gefangenen Christensklaven endete. Schon im Jahre darauf mußte der Kaiser dann zum drittenmal gegen Franz I. von Frankreich, der sich sogar mit dem Sultan Solimann (§ 97) verbündet hatte, zu Felde ziehen (1536—1538); und als er einige Jahre nach Beendigung dieses Krieges, wie vorher Tunis, so nun auch Algier bezwingen wollte (1541), war er unglücklich, und nur mit Mühe rettete er sich nach Spanien.

2. Dieser Mißerfolg veranlaßte Franz I. zu einem neuen, dem vierten Kriege gegen Karl V. (1542—1544), in dem sich dieser mit Heinrich VIII. von England verband; auch wußte er die deutschen Fürsten zu großen Anstrengungen zu bewegen. Um auch die zu gewinnen, die der neuen Lehre anhingen, war er gegen die Protestanten in jener Zeit sehr schonend aufgetreten. Er hatte von Führern beider religiösen Parteien zu Worms und Regensburg Religionsgespräche halten lassen, um eine Einigung herbeizuführen, und hatte den Papst dazu gedrängt, endlich das lange verheißene Konzil zu berufen. Die Häupter des schmalkaldischen Bundes glaubten wirklich, daß es dem Kaiser um Herstellung der kirchlichen Einheit auf friedlichem Wege zu tun sei, und stellten willig ihre Truppen gegen Frankreich. So konnte Karl mit einem starken Reichsheer auf Paris losgehen. Er kam bis in die Nähe der französischen Hauptstadt — da schloß Franz I. erschreckt Frieden (1544) und überließ Italien endgültig Karl V., der seinerseits auf die Bourgogne nun völlig verzichtete (§ 96).

§ 107. Vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs. Luthers Tod. Nun hatte Karl V. freie Hand, in Deutschland gegen die verhaßten Ketzer vorzugehen, vor allem den schmalkaldischen Bund zu demütigen. Es kam dem Kaiser zustatten, daß gerade damals der Papst sich entschloß, das Konzil zu Trient zu berufen. Karl V. verlangte nun auf dem Reichstage zu Regensburg 1546 auch von den protestantischen Fürsten, daß sie das Konzil beschickten, und als sie sich dessen weigerten, weil es ein italienisches, kein deutsches sei, und weil es gleich mit einer Verwerfung der protestantischen Lehren eröffnet worden war, da griff der Kaiser zu den Waffen. Luther hatte den Ausbruch des Krieges, den er lange mit Sorgen vorausgesehen hatte, nicht mehr erlebt. Am 18. Februar 1546 war er in Eisleben gestorben, bei seinen **1546,**
alten Landesherren, den Grafen von Mansfeld, die ihn als Schieds- 18. Febr.
richter in einem Erbschaftsstreite herbeigerufen hatten; noch im letzten Augenblicke hatte er sich freudig zu allem bekannt, was er gelehrt hatte. Fast unmittelbar nach seinem Tod brach der Religionskrieg aus.

§ 108. Der schmalkaldische Krieg. 1546—1547. A. Der Krieg in Oberdeutschland. Der Kaiser schloß zur Unterdrückung der Ketzer ein Bündnis mit dem Papste, der sich verpflichtete, ihn mit Geld und Truppen zu unterstützen. Als nun auch die Schmalkaldener Verbündeten ihre Streitkräfte instand setzten, da wurden die Häupter des

Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, vom Kaiser geächtet. Obwohl viele evangelische Fürsten, wie der Kurfürst von Brandenburg und die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, dem Kriege fern blieben, wäre der Kaiser doch in eine üble Lage gekommen, wenn Johann Friedrich und Philipp dem kühnen Rate des Landsknechtsführers Sebastian Schärtlin gefolgt wären, der an der Spitze der Truppen der verbündeten protestantischen Reichsstädte Oberdeutschlands stand. Aber anstatt, wie jener riet, den aus Italien und den Niederlanden heranrückenden Truppen Karls V. den Weg zu versperren, vergeudete man an der Donau die Zeit mit unnützem Hin- und Herziehen. Der Herbst kam heran, ohne daß eine Entscheidung erreicht war. Um diese Zeit fiel Herzog Moritz von Sachsen, aus der jüngeren, albertinischen Linie des Hauses Wettin (§ 77), in die Länder seines geächteten Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich, ein. Ein ehrgeiziger junger Fürst, voll kühner Pläne, hatte er sich durch die listige Politik des Kaisers verleiten lassen, gegen die Schmalkaldener in den Kampf einzutreten. Johann Friedrich eilte zurück, um sein Land zu schützen, und Karl V. unterwarf nun, ohne ernsten Widerstand zu finden, ganz Oberdeutschland. Nur Mittel- und Norddeutschland standen noch ungebeugt, ja Kurfürst Johann Friedrich hatte mit leichter Mühe sein Land wieder erobert und Moritz selbst in Bedrängnis gebracht.

§ 109. Der schmalkaldische Krieg. B. Die Unterwerfung Sachsens und Hessens. 1. Freilich die Streitkräfte, mit denen der Kurfürst bei dem Städtchen Mühlberg auf dem rechten Elbufer stand, als der Kaiser im Frühjahr 1547 mit zahlreichen Truppen, Spaniern unter Alba, Ungarn und deutschen Landsknechten, über Böhmen in Sachsen
1547. einbrach, waren durchaus ungenügend. Am Sonntag dem 24. April 1547 überschritt Karls V. Heer, während Johann Friedrich eben nach seiner frommen Weise im Gottesdienste war, auf einer Furt die Elbe; die Kurfürstlichen wurden plötzlich angegriffen, geworfen und zusammengehauen oder gefangen genommen. Auch der Kurfürst selbst, der trotz seiner Schwerfälligkeit tapfer mitgefochten hatte, mußte sich gefangen geben; der Kaiser ließ ihn streng an und führte ihn dann in hartem Gewahrsam mit sich. Das Heer rückte nun vor Wittenberg, das von Johann Friedrichs Gemahlin heldenmütig verteidigt wurde. Hier ließ Karl V. dem Kurfürsten als einem Hochverräter das Todesurteil sprechen, verwandelte aber die Todesstrafe in „ewiges Gefängnis“; doch mußte Johann Friedrich auf die Kurwürde und die sächsischen Kurlande zugunsten des Albertiners Moritz verzichten; nur die thüringischen Gebiete blieben dem unglücklichen Fürsten und somit der älteren, ernestinischen Linie. Nun zog der Kaiser in Wittenberg, der Burg des Luthertums, ein. Doch benahm er sich großmütig, schonte Luthers Grabstätte und störte selbst den lutherischen Gottesdienst nicht.

2. Auch Philipp von Hessen beugte sich nun, als ihm Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg dafür bürgten, daß er nicht gefangen gehalten werden sollte. Aber nachdem er seinen Fußfall vor Karl V. getan hatte, forderte am Abend Alba seinen Degen. Der Kaiser behandelte aus persönlicher Abneigung diesen Feind viel härter als Johann Friedrich, den er hatte achten lernen. — Der schmalkaldische Bund war aufgelöst, und Karl V. gebot wieder bis zum äußersten Norden Deutschlands, mächtiger als seit langer Zeit irgend ein Kaiser.

§ 110. Das Interim. 1548. Karl V. schien am Ziele seiner Wünsche: jetzt mußte es ihm gelingen, Deutschland kirchlich zu einigen und die deutschen Fürsten in volle Abhängigkeit zu bringen. Aber das Trienter Konzil schloß sich so schroff gegen die evangelische Lehre ab, daß der Kaiser es für geboten hielt, durch ein besonderes Edikt festzustellen, wie es bis zur endgültigen Entscheidung in den protestantischen Ländern einstweilen in kirchlicher Beziehung zu halten sei (Augsburger Interim, 1548). Befriedigt wurde dadurch niemand. Den Altgläubigen schienen die Zugeständnisse zu groß, bei den Protestanten aber galt das Wort: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm", und viele von ihren Geistlichen gingen lieber mit Weib und Kind ins Elend, als daß sie dies Interim annahmen, das von den Eigentümlichkeiten ihrer Kirche nicht viel mehr als den Kelch beim Abendmahle und die Priesterehe bewahrte.

§ 111. Karl V. und die deutschen Fürsten. Ebenso scheiterte der Versuch des Kaisers, die deutschen Fürsten wie vordem seine spanischen Großen zu voller Ohnmacht herabzudrücken. Altgläubige wie protestantische Fürsten traten ihm hier entgegen; und als Karl V. darauf hinarbeitete, seinen ganz spanisch erzogenen Sohn Philipp zum deutschen König erwählen zu lassen, fanden sie im Kampf gegen diesen Plan einen Bundesgenossen an dem eigenen Bruder des Kaisers, Ferdinand von Österreich, der für sich und seinen Sohn auf die Nachfolge in Deutschland rechnete. Daß Heinrich II. von Frankreich, der seinem Vater Franz I. 1547 gefolgt war, jeden Widerstand gegen Karl V. unterstützte, war bei der Eifersucht des französischen Herrscherhauses auf die Macht der Habsburger selbstverständlich.

§ 112. Moritz von Sachsen. 1552. So waren die Umstände einem Unternehmen der Fürsten gegen den Kaiser nicht ungünstig; in Moritz von Sachsen fand sich der Mann, der sie zu benutzen verstand. Daß das gesamte protestantische Volk ihn als den Judas Ischariot der evangelischen Sache brandmarkte, wurmte ihn längst; daß Karl V. den Landgrafen von Hessen, Moritzens Schwiegervater, noch immer in schmachvoller und harter Haft hielt (§ 109, 2) und daß er überhaupt die deutschen Fürsten mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelte und seine

spanischen Truppen nach wie vor in Deutschland schalten und walten ließ, trieb ihn zur Erhebung. Ebenso heimlich und plötzlich wie einst gegen seinen Verwandten ging er jetzt gegen den Kaiser vor. An Bundesgenossen unter den deutschen Fürsten fehlte es ihm nicht, und Heinrich II. von Frankreich wurde durch das Versprechen gewonnen, ihm die französisch redenden, aber zum Reiche gehörenden Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun zu überlassen.

§ 113. Der Passauer Vertrag. 1552. Die Belagerung von Magdeburg, die Moritz als Vollstrecker der Reichsacht gegen die dem Interim widerstrebende Stadt, „unseres Herrgotts Kanzlei", leitete, gab ihm Gelegenheit, Truppen zu sammeln; mit ihnen brach er dann 1552 plötzlich gegen Karl V. auf, der in Tirol weilte. So schnell und entschlossen ward der Angriff ausgeführt, daß der gichtkranke Karl V. in Innsbruck beinahe gefangen genommen worden wäre und nur mit Mühe über die Alpen flüchten konnte. Zur Vermittlung trat nun Ferdinand von Österreich ein und brachte noch in demselben Sommer
1552. den Passauer Vertrag zustande, durch den Karl V. den beiden gefangenen Fürsten (von Sachsen und Hessen) die Freiheit zurückgab und den Evangelischen in Deutschland vorläufig freie Religionsübung gestattete.

§ 114. Der Augsburger Religionsfriede. 1555. Das Ende Karls V. und Moritz' von Sachsen. Noch in demselben Jahre unternahm Karl V. einen Feldzug gegen Heinrich II., der sich inzwischen wirklich der Städte Metz, Toul und Verdun bemächtigt hatte. Vor allem das feste Metz suchte der Kaiser dem Reiche wieder zu gewinnen — aber vergeblich. Es gelang ihm nichts mehr. Und nun mußte er es auch geschehen lassen, daß 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg, dessen Verhandlungen in seinem Auftrag sein Bruder Ferdinand leitete, der Augs-
1555. burger Religionsfriede vereinbart wurde, der den Reichsständen Augsburger Konfession mit den katholischen gleiche Rechte und den Landesherren die Befugnis gab, ihr Gebiet zu reformieren. Nur geistliche Fürsten sollten, wenn sie überträten, auf die von ihnen beherrschten Gebiete verzichten, sie also nicht säkularisieren dürfen. Diesen sogenannten Geistlichen Vorbehalt brachte Ferdinand von Österreich noch als besondere Klausel in den Frieden hinein. — Im folgenden Jahre legte Karl V., schon lange kränklich und tief verstimmt über das Scheitern seiner Pläne, die Kaiserkrone nieder, zog sich in ein einsames Haus neben dem spanischen Kloster San Yuste zurück und lebte hier, ohne jedoch auf allen Einfluß auf die Regierung seines Sohnes Philipp in Spanien zu verzichten, meist stiller Betrachtung und religiösen Übungen bis an sein Ende (1558). Sein Gegner Moritz von Sachsen war ihm schon 1553, erst 32 Jahre alt, im Tode vorausgegangen. Bei Sievershausen, unweit von Hannover, hatte er in siegreichem Kampf gegen seinen früheren Waffen-

gefährten Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der in wilden Fehden vor allem die Gebiete der geistlichen Fürsten verheerte, die Todeswunde erhalten.

B. Die Zeiten Philipps II. Europas Kampf um seine Freiheit.

§ 115. Die Gegenreformation. Mit dem Augsburger Religionsfrieden beginnt in Deutschland, äußerlich betrachtet, eine lange Zeit des Friedens. Aber der Kampf der Geister ruhte nicht: im Gegenteil. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die Reformation auch im außerdeutschen Europa immer weitere Fortschritte gemacht. Nun aber trat eine Änderung ein. Auf dem Konzil von Trient (1545—1563) schloß der Katholizismus seine Lehre scharf gegen die protestantische ab und begann dann unter der Führung glaubenseifriger Päpste den entschiedensten Kampf gegen die Reformation. Die alte Einrichtung der Inquisition ward erneuert, und Tausende starben in Italien, Spanien Portugal als Ketzer den Tod durch Henkershand. Vor allem tätig aber **1540.**
zeigte sich der Jesuitenorden, der von einem schwärmerischen Spanier, Ignaz Loyola, in Paris zunächst zum Zweck der Heidenbekehrung gegründet worden war, aber bald von den Päpsten besonders zur Bekämpfung der Reformation verwendet wurde. Er breitete sich mit reißender Geschwindigkeit aus und nahm an den Höfen der Fürsten die Beichtstühle, an den Universitäten die Lehrstühle, in den Städten die Schulen, in den Kirchen mit seiner volksmäßigen Beredsamkeit die Kanzeln ein.

§ 116. Philipp von Spanien. Der Abfall der Niederlande. Der Führer in dem Kampfe gegen die Reformation und gegen jede freiere Entwicklung der Völker wurde Karls V. Sohn, der finstere, unduldsame Philipp II. von Spanien, der mächtigste Herrscher der Zeit. Nach den **1556—1598.**
Niederlanden, wo der Kalvinismus immer weiter um sich griff und die Einführung der Inquisition Unruhen erregte, sandte er den furchtbaren Alba, der zwei der hervorragendsten Männer des Volkes, Egmont und Hoorn, 1568 auf das Schaffot brachte. Als darauf die Niederländer durch zahlreiche Hinrichtungen sowohl wie durch Erpressungen und Steuern, die zugleich ihren Handel zu vernichten drohten, fast zur Verzweiflung getrieben wurden, trat an ihre Spitze Wilhelm von Oranien, ein deutscher Fürstensohn; sieben niederländische Staaten schlossen 1579 zu Utrecht einen Bund (die Utrechter Union) und sagten sich zwei Jahre später förmlich von Spanien los. In der Not, in die sie durch Philipps **1581.**
Statthalter und Heere gebracht wurden, gedachten sie ihrer alten Zugehörigkeit zum deutschen Reiche und riefen Kaiser und Stände um Hilfe an. Aber die Kaiser waren selbst Habsburger, Philipps II. Verwandte, und das Reich war durch die religiöse Zwietracht gelähmt. So konnte es

keine Hilfe bringen, und als die Niederländer gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihre Freiheit erkämpft hatten, sahen sie sich nicht mehr als ein deutsches, sondern als ein eigenes europäisches Volk an: das wertvolle, an Häfen und Handelsplätzen so reiche Mündungsland des schönsten deutschen Stromes war für Deutschland verloren.

§ 117. Elisabeth von England. 1558—1603. Die Stütze
1558—1603. der Protestanten in ganz Europa war damals die Königin Elisabeth von England, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn (§ 104) und Nachfolgerin ihrer Stiefschwester Maria („der Blutigen"), die wie ihr Gemahl Philipp II. ganz dem katholischen Glauben ergeben gewesen war. Elisabeth dagegen stand durchaus auf der Seite der Reformation. Sie unterstützte die Niederlande und ließ die katholische Königin Maria Stuart von Schottland, die, von ihrem Volke vertrieben, in England Schutz gesucht und doch der Königin nach Krone und Leben getrachtet hatte, nach 19jähriger Gefangenschaft 1587 hinrichten. Dadurch zog sie sich den bitteren Haß Philipps II. und (1588) einen Angriff seiner „unüberwindlichen Armada" zu, der jedoch scheiterte, mehr noch an der vaterländischen Begeisterung der protestantischen Engländer als an Wind, Wellen und Klippen. Es war eine große Zeit für England. Damals wurde der Grund zu seiner Handelsgröße und Seemacht gelegt; in Europa nahm es eine Stellung ein wie nie zuvor, und auch die Wissenschaft und die schönen Künste blühten auf: William Shakespeare ist Elisabeths Zeitgenosse.

§ 118. Heinrich IV. von Frankreich. 1589—1610. Philipps II. Unterliegen. In Frankreich hatten die Söhne Heinrichs II., die nacheinander in der Königswürde folgten, und noch mehr ihre Mutter Katharina von Medici, sowie die streng katholische Familie Guise (Verwandte des lothringischen Herzogshauses) eine Reihe von Bürgerkriegen entzündet, um die zahlreichen und mächtigen Hugenotten (§ 103) zu unterdrücken. Ja zuletzt hatten sie zu einem Massenmorde in der
1572. Bartholomäusnacht (24. August) ihre verbrecherische Zuflucht genommen. Aber die Bluttat gedieh ihnen nicht zum Segen; die Sieger zerfielen unter sich und wüteten mit Krieg und Meuchelmord gegeneinander, bis das Königsgeschlecht der Valois erlosch und mit dem reformierten
1589—1610. Heinrich IV. 1589 die Bourbonen den Thron bestiegen. Zwar trat dieser, um Frankreich zu versöhnen und zu gewinnen, zum katholischen
1598. Glauben über, verlieh aber den Hugenotten durch das Edikt von Nantes Religionsfreiheit (wenn auch mit gewissen Einschränkungen) und gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken. Nun schloß er sich den Feinden Philipps II., der ihn zu stürzen gesucht hatte, den Niederlanden und England an, und allen drei Mächten zusammen unterlag Philipp, der das vor kurzem noch so reiche Spanien verarmt und seine Macht im Hinwelken sah, als er 1598 an einer qualvollen Krankheit starb.

§ 119. Deutschland. So war draußen in Europa der Protestantismus gerettet. Aber in Deutschland, dem Ausgangspunkte der großen weltgeschichtlichen Bewegung, war noch alles unentschieden. Zwar hatte sich Karls V. Bruder und Nachfolger, Ferdinand I. (1558—1564)*), **1558—1564.**
in seinen letzten Lebensjahren milde und nachgiebig gezeigt, und auch sein gutmütiger Sohn Maximilian II. (1564—1576), der den reformatorischen **1564—1576.**
Grundsätzen so zugetan war, daß man lange auf seinen Übertritt hoffte, ging nicht scharf gegen die Andersgläubigen vor. So konnte sich auch in Österreich das Luthertum ungehindert ausbreiten: in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren die österreichischen Stände (der Adel und die Städte) fast durchgehends protestantisch, und in noch höherem Grade war dies in Böhmen und Ungarn der Fall. Kaum aber war Maximilian gestorben, als unter seinem Sohne Rudolf II. (1576—1612), der in Spanien von **1576—1612.**
Jesuiten erzogen worden und ganz in deren Anschauungen befangen war, in den österreichischen Erblanden den Protestanten ihre Rechte verkümmert wurden. So entstanden zunächst in Siebenbürgen und Ungarn Aufstände, und später kam auch in Deutschland der Kampf zum Ausbruch.

§ 120. Die Glaubensbekenntnisse in Deutschland. Drei Parteien, nach ihrem Glaubensbekenntnis bestimmt, sind um diese Zeit in Deutschland zu unterscheiden. Die Protestanten zerfielen in Lutherische und Reformierte (Kalvinisten), die gegeneinander in unchristlichem Haß haderten; beiden gegenüber standen die Katholiken.

1. **Die Lutheraner.** Der Mehrzahl nach waren die Protestanten Lutheraner, Anhänger des Augsburger Bekenntnisses. Die lutherischen Stände waren seit dem Religionsfrieden im Reiche mit den katholischen gleichberechtigt. Zwei mächtige Kurfürsten, die von Sachsen und Brandenburg, gehörten zu ihnen, außerdem die meisten norddeutschen Fürsten und Städte. Sie schlossen sich indes dem Kaiserhofe im ganzen willig an und verzichteten darauf, eine selbständige Stellung einzunehmen.

---

*) Fortsetzung der Tabelle zu § 82:

4. Ferdinand I., † 1564.
- 5. Maximilian II., † 1576.
  - 6. Rudolf II., † 1612.
  - 7. Matthias, † 1619.
- Karl v. Steiermark.
  - 8. Ferdinand II., † 1637.
    - 9. Ferdinand III., † 1657.
      - 10. Leopold I., † 1705.
        - 11. Joseph I., † 1711.
        - 12. Karl VI., † 1740.
          - Maria Theresia.

2. **Die Kalvinisten.** Zu den deutschen Kalvinisten, deren Bekenntnisschrift der Heidelberger Katechismus war, gehörte nur ein Kurhaus, das pfälzische; neben ihm standen die Landgrafen von Hessen-Kassel, die Nachkommen Philipps. Da die Kalvinisten im Reiche rechtlos waren, so schlossen sie sich dem Auslande, namentlich Frankreich und den Niederlanden an und standen wie diese dem Hause Habsburg und seiner europäischen Macht feindselig gegenüber.

3. **Die Katholiken.** An der Spitze der Katholiken stand das Kaiserhaus der Habsburger. Mit ihm ging das bayrische Herzogshaus, dem Pfälzer Hause verwandt (beide waren Wittelsbacher), aber politisch wie religiös sein Gegner. Die Erzbischöfe und Bischöfe, die meist aus den jüngeren Söhnen der angesehenen Fürstenhäuser gewählt wurden und zum Teil sehr bedeutende Gebiete beherrschten, machten diese katholische Partei zahlreich und mächtig.

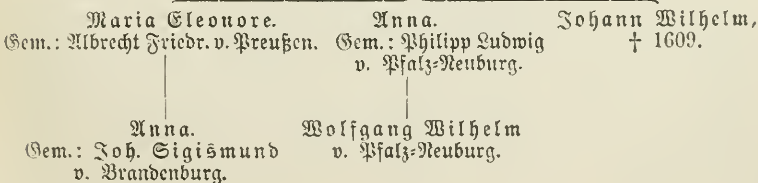
§ 121. Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark. Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts nun waren zwei Männer die Führer der Katholiken, die es als ihre heilige Pflicht ansahen, den ketzerischen Glauben zunächst in ihren Landesgebieten, dann aber auch im übrigen Reiche, wo sie konnten, auszurotten. Das waren der junge Herzog Maximilian von Bayern und sein Verwandter und Jugendfreund, der zugleich mit ihm auf der Universität Ingolstadt bei den Jesuiten studiert hatte, der Habsburger Ferdinand von Steiermark. Als dieser in seinem Lande zur Regierung kam, war es vorwiegend protestantisch. Er aber ließ die evangelischen Kirchen schließen, die Bibeln auf offenem Markte verbrennen und seinen evangelischen Adel durch fremde Soldtruppen zum Gehorsam bringen, getreu seinem Grundsatz, er wolle lieber über eine Wüste als über ein Land voller Ketzer herrschen. Maximilian überkam sein Bayern als ein katholisches Land, aber die lutherischen Gebiete an seinen Grenzen gaben auch ihm bald Gelegenheit, seinen kirchlichen Eifer zu zeigen. In der fast ganz protestantischen Reichsstadt Donauwörth waren wiederholt herausfordernde katholische Prozessionen von dem Volke gestört worden. Infolgedessen verhängte Kaiser Rudolf über die Stadt die Acht und übertrug deren Vollziehung dem Herzog Maximilian. Dieser besetzte 1607 Donauwörth und berechnete ihm die Kriegskosten so hoch, daß er es für immer in seiner Hand behielt; er begann dort sofort mit Ausrottung des lutherischen Glaubens und Herstellung der katholischen Kirche.

§ 122. Union und Liga. Der Zwist im Kaiserhause. 1. Durch diese Gewalttat sahen sich die süddeutschen Protestanten in ihrem Glauben und ihrer Freiheit bedroht und schlossen deshalb unter der Führung des kalvinistischen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz 1608 einen Bund, die Union. Dagegen gründete Maximilian von Bayern 1609 die katholische Liga, der zunächst die geistlichen Fürsten Süddeutsch-

lands, dann fast alle katholischen Reichsstände beitraten. Zwei bewaffnete Bünde standen sich so im Widerspruch mit der Reichsordnung in Deutschland gegenüber.

2. Auch im Kaiserhause selbst herrschte Zwietracht. Kaiser Rudolf war von Anfang an trotz seines Selbstbewußtseins zu tatkräftigem Handeln ungeeignet gewesen und immer mehr einem krankhaften Hang, sich mißtrauisch von der Außenwelt abzuschließen, verfallen; nur ab und zu raffte er sich zu plötzlichem, oft genug rücksichtslos gewalttätigem Handeln auf. Endlich entzogen ihm wegen seiner immer mehr zunehmenden „Gemütsblödigkeiten" die österreichischen Erzherzöge alle Macht in den Erblanden und übertrugen sie dem freilich auch wenig tatkräftigen und unselbständigen Matthias, Rudolfs jüngerem Bruder. Mit Hilfe der protestantischen Stände gewann dieser bald allenthalben die Oberhand; um sich wenigstens Böhmen, das damals fast ganz protestantisch war, zu erhalten, sah sich Rudolf genötigt, in dem sogenannten Majestätsbriefe 1609 den böhmischen Ständen Religionsfreiheit zu verbürgen. Gleichwohl ward ihm zuletzt selbst Böhmen durch Matthias entrissen, und als er 1612 starb, folgte ihm dieser auch als Kaiser. **1612—1619.**

§ 123. Der jülich-klevische Erbfolgestreit. 1619—1614. Inzwischen hatte sich durch den jülich-klevischen Erbfolgestreit die Lage drohend genug gestaltet. Die niederrheinischen Länder Jülich, Kleve, Berg, Mark und das zwischen Ems und Weser gelegene Ravensberg waren fast hundert Jahre unter einem Fürstenhause vereinigt gewesen, das sich eine Zeitlang der Reformation zugeneigt hatte, dann aber durch Karl V. zum Festhalten am katholischen Glauben gebracht worden war. Damals war ihm das Recht gegeben worden, daß seine Länder beim Erlöschen der männlichen Linie ungeteilt auch auf die weiblichen Verwandten forterben sollten. Als nun 1609 der letzte männliche Sproß dieses Hauses, der Herzog Johann Wilhelm, starb, traten als nächste Verwandte*) mit Erbansprüchen vor allem der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg auf. Das Kaiserhaus aber, von der Liga und den Spaniern in den nahen Niederlanden unterstützt, machte Miene, die klevischen Länder, wenigstens vorläufig, in Verwaltung zu nehmen. Deshalb einigten sich die beiden protestantischen Bewerber zunächst zu gemeinsamer Besetzung der streitigen

*)


Länder, und die Union, die Niederlande und Frankreich traten für sie ein. Nur die Ermordung König Heinrichs IV. verhinderte den Ausbruch des drohenden Krieges. Die beiden Haupterben entzweiten sich dann, Wolfgang Wilhelm ward katholisch, vermählte sich mit einer Schwester Maximilians von Bayern (§ 122,1) und gewann dadurch die Liga für sich; Johann Sigismund aber trat, obwohl die brandenburgischen Lande lutherisch waren, von der lutherischen Kirche zur reformierten über und schloß sich damit an Holland und England an, d. h. an die Staaten, die damals die Vorkämpfer der reformatorischen Gedanken waren. Dann aber kam es 1614 doch zu einem (erst später, 1666, endgültig bestätigten) Vergleich, durch den an Brandenburg Kleve, Mark und Ravensberg fielen, an Pfalz-Neuburg Jülich und Berg.

1618—1648. C. Der dreißigjährige Krieg. 1618—1648.

§ 124. Die böhmischen Wirren. In den österreichischen Ländern selbst und zwar in Böhmen brach der lange drohende Streit aus. Der Erzbischof von Prag hatte auf seinem Gebiete eine vor kurzem vollendete protestantische Kirche niederreißen, der Abt von Braunau (an der schlesischen Grenze) eine ebenfalls neu erbaute schließen lassen. Darin sahen die protestantischen Stände eine Verletzung ihrer Religionsfreiheit. Da sie aber bei Matthias mit ihren Klagen abgewiesen wurden, so berief der Graf Matthias Thurn die Unzufriedenen zu einer Zusammenkunft nach Prag (1618); dort drangen sie aufs Schloß, ergriffen zwei der kaiserlichen Statthalter, die sie für Anstifter des ungnädigen Bescheides hielten, Martinitz und Slavata, und stürzten sie nach einem heftigen Wortwechsel samt ihrem Geheimschreiber zum Fenster hinaus. Nun war auf einen friedlichen Ausgleich nicht mehr zu rechnen, und die protestantischen Böhmen traten unter die Waffen. Sie verbanden ihre Klagen und Forderungen mit denen der österreichischen Stände sowie der Aufständischen in Ungarn und Siebenbürgen, und des Kaisers Sache schien verloren, als Matthias 1619 starb.

§ 125. Regierungsanfang Ferdinands II. Der böhmische Krieg. Ferdinand von Steiermark, dem Matthias noch bei seinen Lebzeiten die Anerkennung der Nachfolge in allen österreichischen Erblanden erwirkt hatte, übernahm eine schwere Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Lebenslustig und heiter trotz seiner großen kirchlichen Befangenheit, hatte er weder staatsmännische noch Feldherrn-Eigenschaften und war unentschlossen und immer abhängig von seinen Beratern. Von allen Seiten umgab ihn Aufstand und Empörung, und selbst seine österreichischen Edelleute bedrängten ihn in der Hofburg in Wien; aber seine zähe Beharrlichkeit und die Uneinigkeit der Aufständischen halfen ihm über alle Ge-
1619—1637. fahren hinweg. Noch 1619 wählten ihn die Kurfürsten auch zum Kaiser.

Es war ein bloßer Scheinerfolg seiner Gegner, daß die aufständischen Böhmen ihn der Krone für verlustig erklärten und den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, den Schwiegersohn Jakobs I. von England, zu ihrem Könige wählten. Die Herrschaft Friedrichs V. war nur der kurze Traum eines Winters („Winterkönig"). In Böhmen erwarb sich Friedrich keine Hingebung, und die Hoffnung auf die Hilfe der Union und des Auslandes, namentlich Englands, erwies sich als eitel. Ferdinand hingegen fand tätige Helfer an Maximilian von Bayern und an der Liga. Unter Führung des aus Belgien stammenden entschlossenen und gerechten, fast mönchisch lebenden Tilly drangen die vereinten Heere der Katholischen in Böhmen ein und rückten auf Prag. Am Weißen Berge unter den Mauern Prags kam es 1620 **1620.**
zur entscheidenden Schlacht. Friedrich V. war eben von der Tafel aufgestanden, um zu seinen Truppen hinauszureiten, als ihm unter dem Tore schon die Flüchtigen begegneten. Nur auf seine eigene Rettung bedacht, eilte er nach den Niederlanden. In Böhmen aber wurde die Herrschaft Ferdinands II. hergestellt, der Majestätsbrief für verwirkt erklärt, die Führer des Aufstandes hingerichtet und der Protestantismus im ganzen Lande ausgerottet.

§ 126. Der Pfälzer Krieg, 1622—1623, und seine nächsten Folgen. 1. Die Niederlage des kalvinistischen „Winterkönigs" fand im protestantischen Lager nicht die rechte Würdigung, ja manche Lutheraner begrüßten sie mit Freuden. Wohl wurden die Fürsten stutzig, als Ferdinand die Gegenreformation in Böhmen mit rücksichtsloser Gewalt durchführte und den Besiegten ächtete, um ihn dann auch seiner Erblande zu berauben — aber zu tatkräftiger Unterstützung Friedrichs V. entschlossen sie sich nicht, und nicht einmal er selbst raffte sich zu entschiedenem Kampf für die bedrohte Pfalz auf. Die Union, deren Haupt er gewesen war, löste sich auf, und die wenigen, die für den unglücklichen Fürsten zu den Waffen griffen, wie der ritterliche Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der abenteuernde Graf Ernst von Mansfeld, konnten nicht viel helfen. Es gelang ihnen zwar, mit ihren vereinten Heeren Erfolge zu erfechten, aber auf die Dauer waren sie dem zweifachen Angriff der Spanier und Tillys nicht gewachsen, zumal sie nicht einig blieben. Bald hielten sich Friedrichs V. Truppen nur noch in den festen Plätzen, wie Heidelberg und Mannheim. Vergeblich versuchte ein anderer Führer, der wilde und abenteuerliche Administrator von Halberstadt, Christian von Braunschweig, sich mit Ernst von Mansfeld zu verbinden: Tilly schlug ihn am Main und eroberte schnell die gesamte Pfalz. Friedrich V. war schon vorher nach Holland geflüchtet, und seine pfälzische Kurwürde wurde 1623 an Maximilian von Bayern übertragen.

2. Tilly aber begnügte sich nicht mit seinen Erfolgen. Er besetzte das verhaßte Hessen, schlug (1623) Christian von Braunschweig, der

damals von den Niederlanden her in Westfalen eingefallen war, im Münsterschen und bedrohte, indem er bis zur Weser vorrückte, auch Niedersachsen. Die Herstellung der katholischen Stifter, die er vornahm, wohin er kam, zeigte, was Norddeutschland zu erwarten hatte. Die Fürsten dort erkannten die Gefahr wohl, konnten sich jedoch nicht zu einmütigem und tatkräftigem Handeln erheben.

§ 127. Der niedersächsisch-dänische Krieg. 1625—1629. A. Wallenstein. Da trat im Sommer 1625 der kraftvolle und unternehmungslustige König Christian IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein dem niedersächsischen Kreise angehörte und jetzt zum Kreisobersten gewählt wurde, den katholischen Siegern entgegen. Aber er hatte außer dem Heere der Liga unter Tilly noch einen neuen Gegner zu bekämpfen: ein kaiserliches Heer unter Albrecht von Waldstein oder Wallenstein. Böhme von Geburt, war dieser in seiner Jugend vom protestantischen zum katholischen Glauben übergetreten, hatte durch eine reiche Heirat den Grund zu einem fürstlichen Vermögen gelegt, sich in dem Kriege gegen die ungarischen und böhmischen Aufrührer an der Spitze eines Regiments ausgezeichnet und seinen Reichtum noch durch den Ankauf eingezogener Güter vermehrt. Jetzt erbot er sich, dem Kaiser ein eigenes Heer zu stellen, für dessen Unterhalt er allein sorgen wollte. Wie Mansfeld und Christian von Braunschweig, nur in noch größerem Maßstabe, wollte er das Heer durch Plünderung und Brandschatzung ernähren. Der Kaiser ging darauf ein, und nun sammelte Wallenstein vor allem im schwäbischen und fränkischen Kreise, also in meist protestantischem Gebiet, durch Werbungen ein Heer von etwa 60000 Mann, mit dem er 1625 an Tillys Seite, südlich und östlich vom Harz, auftrat. Erst durch diese zügellosen und gewalttätigen Heere nahm der unheilvolle Krieg seinen furchtbaren Charakter an.

§ 128. Der niedersächsisch-dänische Krieg. B. Die Jahre 1626 und 1627. Im folgenden Jahre kam es zu schlimmen Niederlagen der Evangelischen. Ernst von Mansfeld, der die Elblinie zu sichern hatte, ward an der Dessauer Brücke von Wallenstein geschlagen. Freilich zog Mansfeld den kaiserlichen Feldherrn sich nach, als er nach Schlesien und Ungarn zurückwich, aber er konnte doch nicht verhindern, daß Wallenstein einen Teil seines Heeres zu Tilly stoßen ließ, der nun, so verstärkt, gegen Christian von Dänemark vordrang. Der König ging auf Braunschweig zurück, wurde aber, noch ehe er die Engpässe des westlichen Harzes hinter sich hatte, bei Lutter am Barenberge (1626) vollständig besiegt. Tillys verfolgende Truppen drangen nun über den Harz bis zur Niederelbe vor. Inzwischen war Ernst von Mansfeld, getäuscht in seiner Hoffnung, den aufständischen Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu einem Angriff auf den Kaiser von Osten her bewegen zu können, in Bosnien gestorben (November 1626); Wallenstein

kehrte deshalb nach dem deutschen Kriegsschauplatze zurück, verband sich mit Tilly und trieb den Dänenkönig aus Holstein, Schleswig und Jütland auf seine Inseln hinüber. Zum Lohn für seine Taten wurde er mit Mecklenburg belehnt, dessen Herzöge vertrieben worden waren.

§ 129. Der niedersächsisch-dänische Krieg. C. Machthöhe des Kaisers. Da Wallenstein den Dänen ohne Schiffe nicht beikommen konnte, so beschloß er, eine große Flotte in der Ost- und Nordsee zu schaffen, und ließ sich deshalb bereits zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des Baltischen und Ozeanischen Meeres General" ernennen. Um einen festen Platz an der Ostseeküste als Stützpunkt für seine Unternehmungen zu gewinnen, warf er sich 1628 auf Stralsund; er machte die größten Anstrengungen, um die Stadt zu bezwingen, aber hier zum erstenmal war ihm das Glück untreu: die heldenmütigen Verteidiger widerstanden allen Angriffen. Trotzdem hatte Wallenstein für Ferdinand II. Großes erreicht. Aber er wollte noch mehr; zugleich ein großer Feldherr und ein weitschauender Staatsmann, dachte er dem Kaiser eine Macht zu erwerben, wie sie die glänzendsten seiner Vorgänger auf dem Kaiserthron gehabt hatten: die ganze abendländische Christenheit sollte mehr oder weniger von ihm abhängig werden.

§ 130. Der niedersächsisch-dänische Krieg. D. Widerstand gegen den Kaiser. Das Restitutionsedikt. 1629. Da regte sich allenthalben der Widerstand gegen Ferdinand II., wie ehedem gegen Karl V. und Philipp II.: Frankreich, damals von einem seiner größten Staatsmänner, dem Kardinal Richelieu, gelenkt, nahm die Politik **1624—1642.**
Franz' I. und Heinrichs IV. gegen das Haus Habsburg wieder auf; in den Niederlanden bekämpften die großen Oranier, die Söhne Wilhelms von Oranien, Moritz und nach dessen Tode sein jüngerer Bruder Friedrich Heinrich, die spanischen Habsburger; den Vorkampf aber übernahm bald der damals noch wenig beachtete Schwedenkönig Gustav Adolf. In Deutschland fand dieser Sturm gegen das Haus Habsburg mächtige Unterstützung. Die deutschen Fürsten, und nicht bloß die protestantischen, fürchteten für ihre Unabhängigkeit. Auf katholischer Seite war vor allem Maximilian von Bayern unzufrieden, durch dessen Hilfe Ferdinand II. seine ersten Siege gewonnen hatte und der sich nun von Wallenstein ganz überflügelt sah. Er und die anderen Fürsten der Liga drängten den Kaiser zum Erlaß des Restitutionsedikts, **1629.**
durch das bestimmt wurde, daß alle nach dem Passauer Vertrage (1552, § 113) von den Protestanten eingezogenen und säkularisierten Kirchengüter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wallenstein hatte abgemahnt, soviel er konnte, denn er wußte wohl, daß die Protestanten dieses Edikt nicht annehmen konnten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten, aber er war nicht durchgedrungen. Es befestigte

seine Stellung nicht, daß er bald nachher zu Lübeck Frieden mit den Dänen schloß (1629). Auf das Drängen Maximilians und seiner Verbündeten gab dann der Kaiser, um die Nachfolge seines Sohnes zu sichern, seinen General auf dem Kurfürstentage zu Regensburg preis: Wallenstein wurde entlassen.

§ 131. Der schwedische Krieg. A. Gustav Adolf. Der Fall Magdeburgs. 1. Kurz ehe dies geschah, war ein neuer Kämpfer im Felde erschienen. Das war Gustav Adolf, ein Enkel jenes Gustav Wasa, der einst die Selbständigkeit Schwedens begründet und die Reformation dort eingeführt hatte (§ 104). Kaum siebzehn Jahre alt war er zur Regierung gekommen und hatte früh auch die Gefahren und Wechselfälle des Krieges kennen gelernt. Zum Eingreifen in Deutschland trieb ihn zunächst die Sorge, die Herrschaft über das Baltische Meer möchte in die Hände des Kaisers fallen und dadurch die Selbständigkeit und der Wohlstand Schwedens bedroht werden; außerdem aber wurde sein frommes und mannhaftes Herz auch durch die Gefahr bewegt, der der Protestantismus gerade in dem Mutterlande der Reformation ausgesetzt war. Der Kardinal Richelieu in Frankreich tat das Seine, um ihn zum Einschreiten zu veranlassen, und unterstützte ihn später sogar mit Geld. Gustav Adolf hatte schon früher Stralsund mit Schiffen und Zufuhr beigestanden; so waren die Anfänge des Krieges wie von selbst gegeben.

1630. 2. Mit 13000 Mann landete Gustav Adolf im Sommer 1630 an der Peenemündung. Auf große Heere des Feindes stieß er hier zunächst nicht, aber der Anschluß der protestantischen Fürsten Norddeutschlands, auf den er doch gerechnet hatte, erfolgte auch nicht. Der Pommernherzog Bogislaw XIV. öffnete dem König die Tore seiner Hauptstadt Stettin erst, als er mit Gewalt drohte, und auch der schwache und unselbständige Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zögerte, sich ihm anzuschließen, obwohl er Gustav Adolfs Schwager war: er traute ihm wohl mit Recht Absichten auf Pommern zu, das kraft alter Verträge nach dem Tode Bogislaws, der der Letzte seines Stammes war, an Brandenburg fallen sollte. Johann Georg von Sachsen endlich, der andere protestantische Kurfürst Norddeutschlands, war, wenn ihn auch das Restitutionsedikt etwas beunruhigt hatte, doch noch immer eng an den Kaiser geknüpft, mit dessen Zustimmung er seit der Unterwerfung Böhmens die Lausitzen besetzt hielt.

3. Gustav Adolf mußte also jeden Fußbreit Landes erkämpfen. Aus Pommern vertrieb er die Kaiserlichen im Laufe des Winters ganz, im Frühjahr 1631 entriß er ihnen Frankfurt a. d. Oder und rückte nun auf Berlin, um von dort Magdeburg zu entsetzen. Diese mächtige Stadt, schon lange die Hauptburg des Protestantismus in Norddeutschland, hatte sich dem Restitutionsedikt (wie einst dem Interim, § 113) widersetzt, war vom Kaiser geächtet und schon den ganzen Winter hindurch von

Pappenheim belagert worden. Als Tilly sich mit diesem vereint hatte, wurde die Stadt erstürmt. Sie brannte bis auf zwei Kirchen und einige 1631. Fischerhütten nieder, und Tillys Scharen verübten furchtbare Greuel. Schrecken ergriff die gesamte evangelische Welt. Gustav Adolf beschuldigte die protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, daß ihre kurzsichtige Selbstsucht ihn an der Errettung der bedrängten Stadt gehindert habe. Er ging nun, nachdem ihm die Festungen Brandenburgs eingeräumt worden waren, über die Elbe vor, schlug Tillys Angriff auf sein festes Lager bei Werben (der Havelmündung gegenüber) ab und vereinigte sich auch mit dem Kurfürsten von Sachsen, dessen Land, nachdem er sich für neutral erklärt hatte, von Tillys Scharen furchtbar verheert worden war.

§ 132. Der schwedische Krieg. B. Gustav Adolfs Siege und Tod. 1. Auf sächsischem Boden, bei Breitenfeld unweit von Leipzig, wurde dann Tilly, der Sieger in 36 Schlachten (wie er sich 1631. rühmte), von Gustav Adolf vollständig geschlagen. Das Reich lag wehrlos vor dem Sieger. Dieser rückte zuerst durch Thüringen nach dem Main zu, besetzte die reichen bischöflichen Gebiete in jener Gegend (Bamberg, Würzburg, Mainz) und nahm am Mittelrhein seine Winterquartiere. Im Frühjahr 1632 durchzog er von hier aus die Kreise Franken und Schwaben, überall von den Protestanten mit Jubel begrüßt. Am Lech fiel Tilly bei der Verteidigung Bayerns, das Gustav Adolf nun ebenfalls besetzte. Auch München nahm er. Der Weg auf Wien, die Donau abwärts, stand ihm offen.

2. Da zog Wallenstein, der sich vom Kaiser nach langem Bitten durch die Zusicherung außerordentlicher Machtbefugnisse hatte bewegen lassen, ein neues Heer aufzustellen, von Böhmen nach Franken und bedrohte die protestantische Stadt Nürnberg. Um sie vor dem Schicksale Magdeburgs zu bewahren, eilte Gustav Adolf rasch herbei. Aber der Sturm auf Wallensteins festes Lager bei Nürnberg, den er nach längerer Zeit, von der Not gedrängt, unternahm, ward abgeschlagen, und der König ließ hier den Ruhm seiner Unbesieglichkeit. Als Wallenstein dann plündernd und raubend durch Sachsen zog, war Gustav Adolf genötigt, ihm zum Schutze dieses Landes dahin zu folgen. Schon glaubten beide Feldherrn, es werde in diesem Winter zu keiner Schlacht mehr kommen: da hörte Gustav Adolf, daß Pappenheim mit einer Abteilung Reiterei und Fußvolk abmarschiert sei, und sofort griff er Wallenstein bei Lützen an. Die Schweden errangen den Sieg, aber ihr König fiel (16. November). 1632. Daß auch Pappenheim, der noch rechtzeitig zurückgekehrt war, tödlich verwundet wurde und tags darauf starb, wog Gustav Adolfs Tod nicht auf mit ihm hatte die protestantische Sache ihren größten Vorkämpfer verloren.

§ 133. Der schwedische Krieg. C. 1. Das Ermatten des Krieges. An die Spitze des schwedischen Heeres trat nun der tapfere, gut

deutsch gesinnte Bernhard von Weimar, der fast noch als Knabe schon für den „Winterkönig" gekämpft hatte, und neben ihm der Schwede Horn; die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm Gustav Adolfs Kanzler Oxenstierna. Gustav Adolf hatte alles allein geleitet: jetzt geboten mehrere, die oft untereinander uneins waren. So war es natürlich, daß die Macht der Schweden zurückging und Frankreich unter Richelieus starker Führung allmählich den Vorkampf gegen die Habsburger übernahm.

2. **Wallensteins Tod.** Auch auf der Seite des Kaisers vollzogen sich tiefgreifende Umwälzungen. Wallenstein war allzuhoch gestiegen: seine Macht war fast größer als die des Kaisers. Die Stellung eines Oberfeldherrn der kaiserlichen Armee genügte ihm nicht mehr; er trieb auf eigene Faust Politik, und sein Streben ging dahin, den Jammer des Kriegs zu enden. Auch wider den Willen des Kaisers wollte er den Frieden herbeiführen und dabei für sich selbst ein deutsches Land gewinnen, wie es ihm bei der Wiederübernahme des Oberbefehls als Ersatz für Mecklenburg (§ 128) versprochen worden war. So unterhandelte er mit den Sachsen, Franzosen und Schweden, was er seiner Stellung nach wohl durfte, was aber doch den Kaiser mißtrauisch machen mußte. Als Wallenstein erfuhr, daß man ihm den Oberbefehl nehmen wollte, entschloß er sich zu einem gefährlichen Schritte. Er versammelte seine Generale zu einem Kriegsrate in Pilsen und ließ sie dort eine Schrift unterzeichnen, in der sie sich verpflichteten, ihn nicht zu verlassen. Der Kaiser aber entledigte sich nach den Grundsätzen der versteckten spanischen Politik des gefährlichen Mannes. Er gewann die Generale für sich und entsetzte dann Wallenstein. Nur von wenigen Getreuen begleitet, kam dieser zuletzt nach Eger, um nun offen zu dem Feinde überzugehen. Hier aber wurde er auf Anstiften des Obersten Buttler, eines geborenen Irländers, mit seinen
1634. Getreuen Trzka, Illow, Kinsky ermordet.

3. **Der Prager Friede.** Den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres übernahm nun Ferdinands II. gleichnamiger Sohn, dem die Generale Gallas und Piccolomini zur Seite standen. Bei Nördlingen siegte er 1634 über Bernhard von Weimar und Horn. Die Schweden mußten den ganzen Südwesten des Reichs räumen und eine Zeitlang sogar bis an die Ostsee zurückweichen. Sachsen aber schloß 1635 mit dem Kaiser den Prager Sonderfrieden, und die Mehrzahl der protestantischen Stände Deutschlands, auch Brandenburg, folgte ihm.

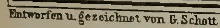
§ 134. Bernhard von Weimar. Der schwedisch-französische Krieg. Nun traten die Franzosen offen in den Krieg ein. Von ihnen erhielt auch Bernhard von Weimar die Mittel zur Unterhaltung seiner Truppen. Seine Macht am Oberrhein wurde immer bedeutender, und von ihm schien die Entscheidung des Kampfes kommen zu müssen. Er gedachte sich im Elsaß und der spanischen Franche-Comté ein Reich zu gründen: da raffte ihn bald nach der glücklichen Eroberung von

MITTEL-EUROPA NACH DEM WESTFÄLISCHEN FRIEDEN 1648.

Maßstab 1:6.000.000

I Brandenburg
Ia Minden Ravensberg
Ib Mark
Ic Kleve
Id Herzogtum Preussen
(Ia–Id: zu Brandenburg)
IIa Vorpommern-Rügen
IIb Wismar
IIc Bremen Verden
(IIa–IIc: zu Schweden)
III Polen
IV Kursachsen
V Holland
VI Span. Niederlande
VII Frankreich
VIIa Metz
VIIb Ober Elsass
(VIIa–VIIb: zu Frankreich)
VIII Lothringen
IX Franche Comté, spanisch
X Bayern
XI Österreichische Lande
XII Schweiz
XIII Ungarn
XIV Türkisches Reich
Gebiet des deutschen Reiches

Östl. 6 v. Greenwich


Entworfen u. gezeichnet von G. Schott.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes Leipzig

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Breisach in der Blüte seiner Kraft ein schneller Tod dahin (1639). Seine Pläne fielen mit ihm, und sein Heer trat nun ganz in französische Dienste. Der unheilvolle Krieg dauerte fort. Auf der schwedischen Seite zeichneten sich nacheinander die Generale Banér, Torstenson, Wrangel aus; auf französischer die nachmals so berühmt gewordenen Turenne und Condé, bei den Kaiserlichen und Ligisten Gallas, Piccolomini, Johann von Werth. Es wurde noch manche blutige Schlacht geschlagen; zweimal (1642 und 1645) rückte der trotz seiner Krankheit blitzschnelle Torstenson bis in die Nähe von Wien, während andererseits Johann von Werth einmal bis in die Nähe von Paris vordrang: aber eine Entscheidung wurde durch keine Schlacht und keinen Feldzug herbeigeführt. Die Heere verwilderten immer mehr, das ganze Deutschland lag aufs fürchterlichste verwüstet da, die Völker waren die Beute entmenschter Soldaten.

§ 135. Der westfälische Friede. 1648. 1. Das Friedensbedürfnis machte sich mehr und mehr geltend, und auch Kaiser Ferdinand III., der seit 1637 regierte, dem Vater nicht unähnlich, aber **1637—1657.** duldsamer und weitsichtiger als dieser, neigte dem Frieden zu. Aber die Selbstsucht der Kriegführenden, die Ländergier der Fremden, die vielen Förmlichkeiten, auf die das größte Gewicht gelegt wurde, brachten jahrelang immer neuen Aufschub. Endlich aber begannen im Frühling 1645 in Münster und Osnabrück ernstliche Friedensverhandlungen. Noch immer hoffte indes der Kaiser, der Krieg könne sich wieder glücklich für ihn wenden. Erst als Wien selbst bedroht wurde, als die Kleinseite von Prag (auf dem westlichen Moldauufer) durch den schwedischen General Königsmark schon genommen war, kam der Friedensschluß zustande.

2. Der zu Münster und Osnabrück abgeschlossene westfälische **1648,** Friede gab den deutschen Fürsten volle Landeshoheit (Souveränität) und **24. Okt.** das Recht, untereinander und auch mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen — nur nicht gegen Kaiser und Reich. Damit wurde der Reichsverband aufgelöst, wenn er auch dem Namen nach noch bestehen blieb. Das Reichsgebiet erlitt große Einbußen. Zunächst wurden zwei deutsche, freilich in Wahrheit schon lange vom Reiche gelöste Länder für selbständig erklärt: Holland an der Rheinmündung, die Schweiz an den Rheinquellen. Weiter wurden abgetreten: an Frankreich außer den schon früher verlorenen lothringischen Städten Metz, Toul und Verdun (§§ 112. 114) alle Besitzungen und Rechte des Hauses Österreich im Elsaß (der Sundgau, die Landgrafschaft im Ober- und Unter-Elsaß, die Landvogtei in den zehn zu einem Bunde vereinten Reichsstädten und in den vierzig Reichsdörfern des Elsaß) und dazu das ebenfalls österreichische Breisach; an Schweden außer 5 Mill. Talern Vorpommern und Rügen und von Hinterpommern das rechte Oderufer, ferner Wismar und die Stifter Bremen und Verden; alle

diese Lande blieben aber Teile des Reichs, so daß Schweden also für sie als Reichsstand in Deutschland eintrat. Auch der Gebietsstand der deutschen Fürsten erfuhr manche Veränderung: Brandenburg wurde für den ihm entzogenen Teil von Vorpommern mit den Stiftern Magdeburg, Halberstadt und Minden entschädigt, auch verblieb ihm fast ganz Hinterpommern mit dem Bistum Kammin; Sachsen behielt die Lausitz; Hessen-Kassel bekam Hersfeld und Rinteln und eine Geldsumme. Die Pfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde kam an den Sohn Friedrichs V. zurück. Das Restitutionsedikt wurde aufgehoben, der Augsburger Religionsfriede bestätigt und auf die Reformierten ausgedehnt. Hinsichtlich der Regelung der Besitzverhältnisse wurde das Jahr 1624 als Normaljahr, d. h. als das entscheidende Jahr, angenommen.

Fünfter Zeitraum.

Von 1648 bis auf unsere Zeit.

A. Emporkommen Preußens. Sinken der habsburgischen Macht. 1648—1740.

§ 136. Deutschland vor und nach dem großen Kriege. A. Bauern, Bürger, Adel. 1. Die große Bewegung der Bauern (§ 95, 2) hatte die rechten Grenzen überschritten und war zu wilder Revolution ausgeartet. Die ersehnte Freiheit der Person und des Eigentums hatte sie den Bauern nicht gebracht, sondern ihre Lage eher verschlechtert. In dem dann folgenden Jahrhundert bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs aber war der Bauernstand allmählich wieder erstarkt. Denn im allgemeinen herrschte damals doch Frieden im deutschen Lande, das Fehdewesen hatte fast ganz aufgehört, die Bauern konnten in Ruhe säen und ernten, und manche waren leidlich wohlhabend geworden. Da kam der große Krieg und damit eine Zeit der Not für den Bauern wie nie vorher. Entmenschte Soldaten und Parteigänger, Hunger und Seuche wüteten furchtbar. Als der Friede geschlossen war, waren die Äcker unbebaut, Hab und Gut vernichtet, die Dörfer niedergebrannt. Die Menschen, die ihr Leben noch gefristet hatten, waren verwildert, fast nicht minder die wenigen Haustiere, die man in Sumpf und Wald vor der Gier der Plünderer gerettet hatte.

2. Auch die Bürger hatten den Wandel der Zeit schwer an sich empfunden. Dahin war die Macht, verblichen der Glanz der früheren Zeiten (§ 74). Schon die Änderungen der Handelswege und das Emporkommen der Seemächte Spanien und Portugal, Holland und England hatten den deutschen Handel schwer geschädigt, und die Städte waren

zurückgegangen: der große Krieg vernichtete ihre Blüte völlig. Den kleinen Städten erging es wenig besser als den Dörfern, und die großen wurden durch Brandschatzungen, Belagerungen und Plünderungen furchtbar heimgesucht. Und was das Schlimmste war: der schnelle Fall brach alles Selbstgefühl und alle Unternehmungslust.

3. Durch das klägliche Scheitern des Anlaufs, den der Adel in der Reformationszeit gegen die seine Stellung am schwersten bedrohende Übermacht der Fürsten genommen hatte (§ 95, 1), war offenbar geworden, wie schwach seine innere Kraft war. Mit der Selbständigkeit der Ritter war es von da an vorbei. Wer nicht auf seiner Burg verarmen und verbauern wollte, der mußte dienen, dem Landesherrn oder dem Kaiser, im Rat oder im Felde, er mußte Söldnerführer oder Höfling werden.

§ 137. Deutschland vor und nach dem großen Kriege. B. Religion, Bildung und Wissenschaft. Aber so furchtbar die Folgen des großen Krieges für alle Stände in Deutschland waren, so war doch wenigstens der Ansturm gegen den Protestantismus und gegen die freie Bewegung der Geister, die wir der Reformation verdanken, abgeschlagen. Freilich die Schulen, die die Reformation in Stadt und Land für Knaben und Mädchen geschaffen hatte, waren größtenteils verödet; die Lateinschulen, die Luthers Freund Philipp Melanchthon gegründet hatte, fristeten vielfach nur noch ein kümmerliches Dasein. Der schlimme Aberglaube, von dem die traurigen Hexenprozesse zeugten, war nicht ausgerottet, sondern eher gewachsen — aber es war doch der Zusammenhang mit der Bildung der großen Reformationszeit erhalten. Auf Kopernikus († 1543) war der große Kepler (um 1600) gefolgt, und wenn auch Luther, der gewaltige Meister des Worts, dessen Streitschriften und Predigten, dessen Briefe und Tischgespräche alle in gleicher Weise seine Herrschaft über die Sprache zeigen, keinen ebenbürtigen Nachfolger in der Prosa gefunden hatte, so hatten doch seine Kirchenlieder Anstoß zu manchem schönen und tiefempfundenen Liede gegeben, und gerade in den letzten Zeiten des großen Krieges erstand ihm auf diesem Gebiete in Paul Gerhard ein würdiger Nachfolger.

§ 138. Deutschland vor und nach dem großen Kriege. C. Das Reich und die Fürsten. Die Versuche, die Verfassung des Reichs zu bessern, die zu Maximilians I. Zeiten die Kurfürsten unternommen hatten (§ 82, 1), waren ohne rechten Erfolg geblieben. Da die Kaiser im Gegensatz zur Überzahl des Volkes und seiner Fürsten der Reformation feindlich gegenüberstanden, so konnten die Protestanten eine Stärkung der Reichsgewalt schon deshalb nicht wünschen, mußten vielmehr darin eine Gefahr für ihre Sicherheit sehen. Aber auch die katholischen Landesfürsten wollten von einer Steigerung der kaiserlichen Macht nichts wissen, und vergeblich hatten Karl V. (§ 111) und Ferdinand II. (§ 129) danach gestrebt. Der Kaiser bedeutete seit dem westfälischen Frieden

außerhalb der österreichischen Lande nur noch wenig, die Fürsten, denen Ritterschaft und Städte meist erlegen waren, in ihren Gebieten alles. Noch hatte der Kaiser viele geistliche Fürstentümer, seine letzte Stütze im Reiche, dem alten Glauben erhalten, aber es war nur eine Frage der Zeit, wann auch sie säkularisiert werden würden. Die Zukunft Deutschlands lag in den Händen der weltlichen Fürsten, die der Mehrzahl nach evangelisch waren. Auch an den Höfen war der große Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Vorher meist frei von fremden Einflüssen, hatten viele Fürsten in dem langen Kriege unter dem Drucke gewalttätiger Heerführer und ihrer Horden ihren Stolz verloren und während der Friedensverhandlungen, um Entschädigungen zu erhalten, vor Fremden kriechen und schmeicheln gelernt. Im Hofe zu Paris erblickten sie jetzt das Musterbild eines Fürstenhofes und äfften nach, was dort geschah.

Ein Glück, daß gerade der evangelische Staat, der durch seine Lage und Gestaltung, durch die Ausdehnung seiner Länder vom fernsten Osten bis zum äußersten Westen Deutschlands dazu berufen war, ein neues deutsches Reich zu gründen, am Ausgange des großen Krieges von einem Fürsten regiert wurde, der weit über seine Standesgenossen emporragte. Er und seine Nachkommen haben Brandenburg-Preußen für seine Aufgabe herangebildet.

§ 139. Vorgeschichte des brandenburgischen Staates.

A. Brandenburg vor den Hohenzollern. 1. Die brandenburgischen Marken (die Altmark, westlich von der Elbe, nördlich von Magdeburg; die Priegnitz, zwischen der Elbe im Westen und Mecklenburg im Osten; die Mittelmark, zwischen der unteren Havel und der Oder; die Uckermark, im Westen von Mecklenburg, im Osten von der Oder begrenzt; die Neumark, östlich von der Oder) erwuchsen aus den Ansiedlungen der Deutschen im Wendenlande zuerst unter den sächsischen Königen Heinrich I. und Otto I., dann unter Lothar dem Sachsen und Friedrich Barbarossa. Der Gründer des brandenburgischen Staates
1134—1170. war Markgraf Albrecht der Bär (§§ 50. 52), der kühne Sproß eines Fürstengeschlechts, dessen Stammburg Askanien auf den nordöstlichen Vorhöhen des Harzes (nahe bei Aschersleben) gelegen war. Von der Nordmark (Altmark) aus, die ihm der Kaiser Lothar 1134 verliehen hatte, unterwarf er die Priegnitz und erhielt später durch Erbschaft von dem Wendenfürsten Pribislaw auch das Havelland mit Brandenburg: er nannte sich deshalb zuerst Markgraf von Brandenburg. Er war ein Mann des Schwertes — ein niederdeutsches Volkslied stellt ihn neben „Hinrik den Leuwen" und „Frederik mit dem roden Har" —, aber er verstand nicht bloß mit kriegerischen Waffen zu erobern, sondern ebenso mit den Waffen des Geistes und mit der Pflugschar. Die Glaubensboten, die das Christentum in seinen Landen verbreiteten, fanden bei ihm die eifrigste Unterstützung. Die Bistümer Havelberg und Brandenburg erstanden

neu, und ihre Dome wurden die Sammelpunkte der neuen Gemeinden. Um das ungastliche, von Wald und Moor bedeckte Land urbar zu machen, zog er Ansiedler aus deutschen Ländern, vor allem aus Niedersachsen (Flamänder, vgl. Fläming) herbei, belehnte Ritter, die ihm im Kampfe gegen die Slawen geholfen hatten, mit größeren Gütern, um sie an das Land zu fesseln, und begünstigte die Gründung von Klöstern, die bald Musterwirtschaften für die Umgegend wurden. Seine Nachkommen, die Askanier (1170—1320), erweiterten nicht bloß durch Eroberungen den überkommenen Besitz, sondern setzten auch die Bemühungen, dem Lande immer reicheren Ertrag abzugewinnen, mit Erfolg fort, und so erwuchs hier in der Arbeit des Ackerbaues wie in strenger kriegerischer Zucht ein kräftiger, echt deutscher Stamm. Dem Reiche war das glänzende Geschlecht der Askanier stets getreu. Auf Albrecht den Bären folgten: Otto I., sein Sohn (1170—1184), der Stifter des Zisterzienser-Klosters Lehnin, Otto II. (1184—1205) und sein Bruder Albrecht II. (1205—1220), die harte Kämpfe mit dem Erzbistum Magdeburg und um die Lehnshoheit über Pommern ausfochten, weiter Albrechts II. Söhne Johann I. (1220—1266), der Stifter von Chorin, und Otto III. (1220—1267), die zu den mächtigsten Fürsten ihrer Zeit gehörten und die Grenzen Brandenburgs bis über die Oder ausdehnten. Nach ihrem Tode begründeten ihre Söhne die Linien Stendal (johanneische) und Salzwedel (ottonische). Eine Zeitlang konnte es scheinen, als wenn bei den fortgesetzten Teilungen die Marken völlig zersplittert werden würden, aber das schnelle Hinsterben der Askanier machte solchen Besorgnissen ein rasches Ende. Die jüngere, salzwedelsche Linie, aus der bedeutende Männer nicht hervorgegangen sind, starb 1317 aus, und 1320 auch die ältere, stendalsche, der Otto IV. mit dem Pfeile, der eifrige Bekämpfer des Magdeburger Erzbischofs, und der kühne Waldemar (1308 bis 1319) angehörte, der vor allem dem askanischen Namen Ehre gemacht hat: er führte einen ruhmvollen Krieg gegen die verbündeten Könige von Dänemark, Schweden und Polen und mehrere deutsche Fürsten und behauptete, obwohl er bei Gransee (1316) in hartem Kampfe unterlag, in dem ehrenvollen Frieden von Templin doch seinen Besitz.

2. Nachdem der letzte Sproß der brandenburgischen Askanier, Heinrich das Kind, verschieden war (1320), zog Kaiser Ludwig der Bayer die Marken als erledigtes Reichslehen ein und gab sie 1324 seinem Sohne Ludwig dem Älteren. Nun kamen schwere Zeiten über Brandenburg. Der neue Markgraf war noch ein Knabe. Das war schlimm, denn die Unbotmäßigkeit der Ritter wuchs, und die Nachbarn gewöhnten sich daran, die Marken als herrenloses Land anzusehen, das sie mit ihren Einfällen ungestraft verwüsten könnten; aber schlimmer war, daß der Streit des Kaisers Ludwig mit dem Papste die Geistlichen des Landes den Bayern zu Feinden machte, und daß der junge Markgraf,

auch als er herangewachsen war, kein rechtes Herz für die brandenburgischen Lande zeigte. So war es natürlich, daß das neue Herrscherhaus nur wenig Zuneigung in den Marken gewann, und daß der falsche Waldemar, den anfangs selbst Kaiser Karl IV. anerkannte, viel Anhang fand. Auch Ludwigs des Älteren jüngere Brüder, die nach ihm Markgrafen waren, Ludwig der Römer und Otto der Faule, konnten nicht recht Herren im Lande werden.

3. Kaiser Karl IV., unter dem durch die Goldene Bulle (§ 68, 2) den Markgrafen von Brandenburg die Kurwürde endgültig zuerkannt wurde, trachtete selbst nach dem Besitze der Marken und nötigte endlich seinen Schwiegersohn Otto den Faulen, sie ihm im Fürstenwalder Vertrag 1373 abzutreten. Fast 50 Jahre hatten die Bayern über die Mark geherrscht (1324—1373), und ihr Walten war nicht segensreich gewesen: die nun folgende kürzere Regierung der Lützelburger (1373 bis 1415) sollte trotz des vielversprechenden Anfangs noch Schwereres bringen. Zwar Karl IV. selbst regierte die Lande für seinen Sohn Wenzel trefflich; nach seinem Tode aber (1378) verpfändete sie sein zweiter Sohn Siegmund, dem sie jetzt zufielen, an seinen Vetter Jost von Mähren, und der Trotz des schloßgesessenen Adels und die Verwirrung stieg aufs höchste. Da ernannte der inzwischen zum Kaiser erwählte Siegmund nach Josts Tode im Jahre 1411 den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, den Hohenzollern, „zu einem rechten Obristen und gemeinen Verweser" der Marken, übertrug dann 1415 das Land samt der Kurwürde und dem Amt eines Erzkämmerers auf ihn und vollzog zwei Jahre später zu Konstanz die feierliche Belehnung. So kamen die Hohenzollern nach Brandenburg, und ihr Aar begann seinen Flug „vom Fels zum Meer".

1415.

§ 140. Die Vorgeschichte des brandenburgischen Staates. B. Preußen. Um dieselbe Zeit, als Brandenburg, das so vielversprechend begonnen hatte, unter den Wittelsbachern so traurig verfiel, gedieh weiter östlich eine Schöpfung deutscher Kraft und deutschen Fleißes, der Ordensstaat Preußen, zur höchsten Blüte. Zum Deutschen Orden, der ihn schuf, war während des dritten Kreuzzuges der Grund gelegt worden (§§ 55. 60, 2). Als im Morgenlande eine ersprießliche Wirksamkeit für ihn unmöglich wurde, fand er ein neues Feld der Tätigkeit an der Mündung der Weichsel, wohin ihn 1226 ein polnischer Herzog zum Kampf gegen die heidnischen Preußen rief. Wenige Jahre darauf zogen die ersten Ordensritter nach Preußen, und die Eroberung des Landes begann. Nach und nach siedelte der Orden ganz dahin über, und 1309 nahm der Hochmeister selbst in der Marienburg an der Nogat seinen Sitz. Vereinigt mit dem livländischen Orden der Schwertbrüder, unterwarfen die Deutschritter, allmählich immer weiter vordringend, die Preußen und siedelten in ihrem Lande in derselben Weise, wie die Askanier es in Brandenburg getan hatten, Deutsche an. In

Kraft und Ehren herrschte der Orden lange Zeit über ein blühendes, gewerb- und handelsreiches Land. Seine glänzendste Zeit sah er in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode. Aber im 15. Jahrhundert verfiel allmählich die Zucht des Ordens; die Städte trachteten nach Selbständigkeit, und der nicht dem Orden angehörende Landadel machte sogar mit den Polen verräterisch gemeinsame Sache. Diese, unter Wladislaw Jagiello (§ 80) mit den Litauern zu einem Volke verschmolzen, besiegten bei Tannenberg (nahe den Allequellen) den Deutschen Orden, der sich seitdem nur 1410.
noch mit Mühe aufrecht erhielt, bis er im Frieden von Thorn Westpreußen mit der Marienburg an Polen abtreten und den Rest seines 1466.
Gebietes (Ostpreußen mit Königsberg) von ihm zu Lehen nehmen mußte.

§ 141. Die Vorgeschichte des brandenburgischen Staates. C. Die Ahnen der Hohenzollern. So wären die Gebiete im Nordosten für Deutschland wohl ganz verloren gewesen und slawisches Wesen bis zur Elbe hin wie in alten Zeiten herrschend geworden, wären nicht in diesem Jahrhundert der Bedrängung die Hohenzollern nach Brandenburg verpflanzt worden. Sie stammten von der gleichbenannten Burg in Schwaben an der Rauhen Alb und werden zuerst unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV., ungefähr gleichzeitig mit den Staufern, genannt. Ein Zweig der Familie hatte dann um 1190 das Burggrafenamt (§ 62, 1) in der wichtigen Reichsstadt Nürnberg erhalten. In dieser Stellung leisteten die Hohenzollern in Krieg und Frieden den Kaisern die wichtigsten Dienste und waren wiederholt von großem Einfluß bei der Wahl eines neuen Herrschers (§ 64). So erwuchs das Geschlecht im Dienst des alten Reichs. Von Karl IV. erhielt es die reichsfürstliche Würde, nachdem es klug, sparsam und weitstrebend sich von der kleinen Feste am Nürnberger Burgfelsen aus bereits die Herrschaften Ansbach und Baireuth erworben hatte. Kaiser Siegmund endlich belohnte, wie erwähnt (§ 139, 3), die Treue und die Verdienste Friedrichs VI. mit der Markgrafschaft und der Kurwürde von Brandenburg.

§ 142. Die Vorgeschichte des brandenburgischen Staates. D. Die ersten Hohenzollern in den Marken und in Preußen. 1. Als Friedrich (VI.) I. (Markgraf 1415—1440), zunächst noch als „Verweser" der Mark (sie umfaßte damals Alt-, Mittel-, Ucker-Mark, Priegnitz und das Land Sternberg) 1412 nach den brandenburgischen Landen kam, da fand der „Fremde" eine wenig freundliche Aufnahme. Zwar die Städte waren zur Huldigung bereit, denn sie seufzten unter dem Druck des wilden Adels, der sich zum Herrn des Landes gemacht hatte, der Quitzows, der Putlitze, der Rochows, aber von den Rittern wollte zuerst keiner die verlangte Huldigung leisten; dann bequemten sie sich wohl dazu, doch Friedrich sah bald, daß er ihrer nur dann wirklich Herr werden würde, wenn er ihnen den Herrn zeigte. Und wie er die äußeren Feinde, die

Pommern, auf dem Kremmer Damm in blutigem Kampfe tapfer zurückwarf, so mußten nun auch die widerspenstigen Ritter, deren Burgen er durch Geschütze brach, seine Faust spüren. So erzwang er sich im Innern Gehorsam und schaffte nach außen etwas Ruhe. Freilich von langer Dauer war dieser Zustand nicht. Dazu war Friedrich zu sehr mit den Geschäften des Reichs (§§ 69—72, 76) und seiner fränkischen Herzogtümer belastet; sein ältester Sohn Johann aber, der lange Zeit für ihn die brandenburgischen Lande verwaltete, war nicht mächtig genug. Von der Hussitennot blieb auch die Mark nicht verschont; doch wurden die schlimmen Gäste von Frankfurt a. O. und von Bernau durch die tapferen Bürger zurückgeschlagen und zogen bald wieder ab.

2. In den letzten Jahren kam Friedrich I. überhaupt nicht mehr in die Marken und übertrug ihre Regierung zuletzt seinem zweiten Sohne, der denn auch nach des Vaters Tode als Friedrich II. (1440—1470) in der Kurwürde folgte. Seine Aufgabe war schwer. Nach außen hatte er immer neue Kämpfe zu bestehen, denn von den benachbarten Fürsten wurden die Hohenzollern noch als Eindringlinge angesehen: sie mußten sich ihre Stellung erst erkämpfen. Friedrich mit seiner Beharrlichkeit und Zähigkeit — den Eisenzahn oder den Eisernen hat man ihn genannt — war der rechte Mann dazu. Es gelang ihm nicht bloß, die Stellung der Mark nach außen zu sichern, sondern auch die Neumark vom Deutschritterorden (1455) wiederzugewinnen und andere kleine Gebiete, wie Kottbus und Peitz und die Grafschaft Wernigerode am Harz, seinem Besitze hinzuzufügen. Im Innern aber brach er den Trotz der Städte, vor allem dadurch, daß er die Doppelstadt Berlin-Kölln nach langem Widerstreben nötigte, sich den Bau einer landesherrlichen Burg, des alten Schlosses, gefallen zu lassen.

3. Aber schwere Schicksalsschläge in seiner Familie — die Gattin und den einzigen Sohn raffte der Tod ihm hinweg — verleideten ihm die Regierung; er übergab sie deshalb 1470 seinem einzigen noch lebenden Bruder, dem waffenberühmten Albrecht Achilles (1470—1486), und zog sich nach Franken zurück, wo er 1471 starb. Albrecht, von den Reichsangelegenheiten und von seinen Kämpfen in Süddeutschland stark in Anspruch genommen, seiner ganzen Art nach mehr Franke als Märker, sandte zunächst seinen Sohn Johann als seinen Vertreter in die Marken; erst 1471 kam er selbst, um sich huldigen zu lassen und die Stände zur Übernahme eines Teils der Schulden zu nötigen, die sein Bruder infolge seiner Kriege ihm hinterlassen hatte. Die Mißstimmung, die darüber in der Mark entstand, erschwerte dem jungen Johann, den Albrecht 1476 förmlich zum Statthalter in Brandenburg einsetzte, seine Aufgabe um so mehr, als neue Kämpfe mit Pommern und Schlesien ausbrachen, die er nur, wenn die Stände ihn mit allen Kräften unterstützt hätten, glücklich hätte bestehen können. Aus seiner Bedrängnis retteten ihn die Siege seines

Vaters, der (1478) den Herzog Hans von Sagan schlug, die Abtretung von Krossen (a. d. Oder) erzwang und auch die Pommern nötigte, sich der Oberhoheit Brandenburgs zu fügen. So kam die Waffentüchtigkeit Albrechts auch den Marken zugute, aber ein größeres Geschenk als durch seine kriegerischen Erfolge hat er Brandenburg wohl durch sein Hausgesetz, die Dispositio Achillea, gemacht. Danach sollten die hohenzollernschen **1473.** Lande nie in mehr als drei Teile zerfallen; der älteste Sohn und dessen Nachkommen sollten das Kurfürstentum Brandenburg, der zweite Ansbach, der dritte Baireuth erhalten.

4. Als Albrecht 1486 starb, folgte ihm sein milder, den Wissenschaften geneigter Sohn Johann, bekannt unter dem Beinamen Cicero (1486—1499), der schon lange Statthalter in den Marken gewesen war. Er gewann durch Kauf die Herrschaft Zossen. Auswärtige Feinde hatte er nicht zu bekämpfen, aber innere Unruhen, die durch die Auflegung einer indirekten Steuer, der Bierziese (Akzise), in den Städten der Altmark, namentlich in Stendal, hervorgerufen wurden, nötigten ihn zu scharfem Einschreiten. Während der Vorbereitungen zur Gründung einer Universität, die ihren Sitz in Frankfurt a. O. haben sollte, starb er 1499 und fand seine letzte Ruhestätte im Dom zu Kölln a. d. Spree — der erste Hohenzoller, der in den Marken dauernd geweilt hat und dort begraben ist. Sein ältester Sohn Joachim I. (1499—1535), der ihm folgte, war kaum 15 Jahre alt, aber über sein Alter reif und ernst. Er war kein Mann des Schwertes, sondern wie sein Vater vor allem darauf bedacht, im Innern des Landes Ordnung und Ruhe zu schaffen. Zu tun fand er da genug. Die Wegelagerei hatte sehr überhand genommen, viele Ritter hielten vom „Stegreif" zu leben nicht für unehrenhaft, und es bedurfte des schärfsten Einschreitens, um die Straßen sicherer zu machen. Den Städten gab er eine neue Verwaltungsordnung und gleiches Maß und Gewicht, und um in die Behandlung der Rechtssachen Einheitlichkeit zu bringen, schuf er (1516) das Kammergericht. Dadurch, daß er die schon von seinem Vorgänger in die Wege geleitete Gründung der Universität in Frankfurt a. d. Oder zur Ausführung brachte (1506), sorgte er für das geistige Leben der Marken, das noch recht tief stand. Auch an äußeren Erfolgen fehlte es ihm nicht. So fiel ihm die Grafschaft Ruppin zu (1524), und den langen Hader mit Pommern, über das Brandenburg die Oberlehnshoheit beanspruchte, beendete er 1529 durch den Grimnitzer Vertrag, in dem er zwar auf die Lehnshoheit verzichtete, aber für den Fall des Aussterbens der pommerschen Herzogslinie die Nachfolge in ihrem Herzogtum für sein Haus zugesichert erhielt. Der Reformation stellte er sich schroff gegenüber, obwohl sie in seinem Lande nicht wenige Anhänger zählte; ja seine Gemahlin, die sich zu ihr bekannte, mußte darum das Land meiden.

5. Entgegen der Dispositio Achillea hatte Joachim I. in seinem Testa-

mente die Marken unter seine beiden Söhne so geteilt, daß der ältere, Joachim II. (1535—1571), den Hauptteil mit der Kurwürde, der jüngere, Johann, gewöhnlich Hans von Küstrin genannt, die Gebiete rechts von der Oder, vor allem die Neumark erhielt. Beide Söhne hatten dem Vater geloben müssen, der katholischen Kirche treu zu bleiben. Doch das Fortschreiten der Reformation war auch in Brandenburg nicht aufzuhalten. Johann wandte sich der lutherischen Lehre sofort nach seinem Regierungsantritte zu; Joachim II. hielt sich zwar noch eine Zeitlang zurück, aber
1539. 1539 führte auch er die Reformation in seinem Gebiete ein (§ 105, 1), nachdem tatsächlich schon in den meisten Kirchen der Gottesdienst lutherisch geordnet worden war. Joachim war kein Kriegsmann, aber durch Verhandlungen und Verträge sorgte er eifrig für die Größe seines Hauses. 1537 schloß er mit dem Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau den Erbvertrag ab, der die Erwerbung Schlesiens vorbereitete, und 1569 gelang es ihm durch die klugen Maßnahmen seines Kanzlers Lamprecht Diestelmeyer, die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen vom König von Polen zu erlangen. Das waren gewiß bedeutende Erfolge, aber freilich fehlte auch die Kehrseite nicht. Joachims II. Liebe zu Glanz und Pracht brachte ihn in Abhängigkeit von seinen Ständen[1]), die geben und wieder geben mußten. Die Macht des Kurfürsten erlitt dadurch schwere Einbuße. Sein Sohn Johann Georg (1571—1598) vereinte die gesamten Marken wieder in seiner Hand, da sein Oheim Hans von Küstrin wenige Tage nach Joachim II. ohne männliche Erben starb, aber trotzdem und trotz seiner Sparsamkeit vermochte er sich aus der Abhängigkeit von den Ständen nicht zu befreien. Wichtig war es, daß er seinen ältesten Enkel Johann Sigismund mit Anna, der älteren Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen und Nichte des kinderlosen letzten Herzogs von Jülich-Kleve-Berg, vermählte, denn dadurch verstärkte er nicht nur die Ansprüche seines Hauses auf Preußen, sondern gewann zugleich die Aussicht auf den Erwerb der wichtigen jülich-klevischen Lande (§ 123). Auch sein ältester Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich (1598—1608) erhob die Marken nicht aus dem Stilleben des letzten Jahrhunderts. Zwar eine neue Teilung, die Johann Georg geplant hatte, verhinderte er (Geraer Hausvertrag), aber eine leitende Stellung im Reiche, wie sie die drei ersten hohenzollerschen Kurfürsten eingenommen hatten, konnte auch er nicht erringen. Von großer Bedeutung für eine gesunde Verwaltung und gedeihliche Entwicklung des Staates war es, daß Joachim Friedrich eine oberste Regierungsbehörde, den Geheimen Rat, ins Leben rief.

[1]) Unter Ständen (Landständen) sind zu verstehen die Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und der Städte (später auch der Bauern) eines Territorialstaats. In den weltlichen Gebieten tritt die Geistlichkeit sehr zurück; am mächtigsten ist der Adel.

6. Schon früher (§ 101) wurde erwähnt, daß ein Zweig der Hohenzollern in den Besitz des Ordenslandes Preußen kam. Ein Enkel Albrecht Achilles' nämlich, Albrecht von Brandenburg, war Hochmeister des Deutschen Ordens, als die Reformation begann. Als einer der ersten Fürsten schloß er sich ihr an und verwandelte sein Ordensland in ein erbliches Herzogtum Preußen, das sich vom Papste und der 1525. katholischen Kirche lossagte, jedoch unter polnischer Lehnshoheit (vgl. §§ 80. 140) blieb. Auf Albrecht folgte nur noch sein oben schon genannter Sohn Albrecht Friedrich, mit dessen Tode Preußen als ein von Polen lehnsabhängiges Herzogtum an seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, fiel. 1618.

§ 143. Die Vorgeschichte des brandenburgischen Staates. E. Johann Sigismund und Georg Wilhelm. Die Regierung des pflichteifrigen und umsichtigen Kurfürsten Johann Sigismund 1608—1619 ist in mehrfacher Beziehung wichtig. Denn außer Preußen gewann er für Brandenburg durch Erbschaft (§§ 123. 142, 5) auch Kleve, Mark und Ravensberg, so daß sich seine Besitzungen von der Memel bis 1614. über den Rhein, wenngleich noch zersplittert, ausdehnten; und indem er vom lutherischen zum reformierten Bekenntnisse übertrat, schloß er sich den Gegnern des Hauses Habsburg (Holland, England, der Pfalz) an und nahm diesem gegenüber eine selbständigere Stellung ein. Auch wurden dadurch seine Nachfolger, da ihr Glaube von dem der Mehrzahl ihrer (lutherischen) Untertanen abwich, zur Duldung der verschiedenen Bekenntnisse veranlaßt, und der Grundsatz der religiösen Duldung hat sich dann für den Hohenzollernstaat sehr heilsam erwiesen und seine Größe mit herbeigeführt. Johann Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm (1619—1640) brachte dann freilich durch seine unentschlossene Haltung im dreißigjährigen Krieg (§§ 131, 2,3. 133,3) großes Unheil über sich und sein Land; ihm folgte aber ein Sohn, der die bedeutenden Gebiete, die Brandenburg bereits umfaßte, zu einem einheitlichen Staate zusammenschließen und diesen zu hoher Macht erheben sollte.

§ 144. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 1640—1688. Jugend. Regierungsanfang. Friedrich Wilhelm*) war, als 1640—1688. sein Vater in Preußen starb, erst zwanzig Jahre alt. In den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs zum Jüngling herangewachsen, hatte er an dem Hof der Oranier in Holland, wohin ihn sein Vater gesandt hatte, unter dem frommen Helden Friedrich Heinrich (§ 130) seine Regentenschule durchgemacht. Er sah hier einen kleinen, durch Handel blühenden, bei aller Freiheit wohlgeordneten Staat, der ihm für sein Brandenburg als Muster vorschwebte, als er nun selbst die Regierung unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm. Er fand sein Land verwüstet und arm; die Offiziere

*) Stammtafel siehe umstehend.

seines Heeres hatten infolge des Prager Sonderfriedens (§ 133, 3) dem Kaiser gehuldigt, seine Festungen waren in fremden Händen, die Schweden hatten Pommern und Teile von Brandenburg in ihrer Gewalt, in den klevischen Landen herrschten die Fremden. Sehr bald löste der junge Kurfürst seine Politik von der des Kaisers; ohne geradezu mit ihm zu brechen, schloß er mit den Schweden Waffenstillstand. Bald begann er sich dann ein kleines stehendes Heer zu bilden, und als der
1648. westfälische Friede geschlossen wurde, konnte er bereits nachdrücklich seine Stimme mit erheben. Von Pommern, das schon 1637, nach dem Tode des letzten Herzogs, an Brandenburg hätte fallen müssen (§§ 131, 2. 142,4), konnte er freilich nur das weniger wichtige Hinterpommern behaupten: Vorpommern mit Rügen und der Odermündung samt Stettin kam an die Schweden. Aber für diesen Verlust wurde Friedrich Wilhelm mit geistlichem Gebiet, mit Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kammin, entschädigt. Unablässig arbeitete er an der Verstärkung und besseren Schulung seines Heeres, denn er erkannte, daß allein auf seiner Waffenmacht seine Stellung in Europa beruhte. An der Spitze seiner Truppen stand der spätere Generalfeldmarschall von Derfflinger, der erst im sächsischen, dann im schwedischen Heere von der Pike auf gedient hatte; auch ein neues Geschlecht tüchtiger Staatsmänner, wie der Graf von Waldeck und Otto von Schwerin, wuchs heran. Für die geistige und wirtschaftliche Kultur des Landes sorgte neben ihm seine fromme Gemahlin Luise Henriette von Oranien, die Tochter Friedrich Heinrichs.

§ 145. Schwedisch-polnischer Krieg. Bald sollte sich die Neuordnung des Staates und des Heeres bewähren. In Schweden hatte die Tochter Gustav Adolfs, Christine, des Herrschens überdrüssig, 1654 ihrer Würde entsagt (sie trat später zum Katholizismus über); ihr folgte in der Regierung ihr ehrgeiziger und kriegerischer Vetter, Karl X.

Stammtafel der Hohenzollern seit 1640:
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, † 1688.

1. Friedrich (III.) I., † 1713.

2. Friedrich Wilhelm I., † 1740.

Wilhelmine. 3. Friedrich II. d. Große, † 1786. August Wilhelm. Heinrich.

4. Friedrich Wilhelm II., † 1797.

5. Friedrich Wilhelm III., † 1840

6. Friedrich Wilhelm IV., † 1861. **7. Wilhelm I.**, † 1888. Karl.

8. **Friedrich III.**, † 1888. Friedrich Karl.

9. **Wilhelm II.**

Gustav von Pfalz-Zweibrücken. Da der König von Polen, Johann Kasimir, der letzte Wasa, ihn nicht als König von Schweden anerkennen wollte, so kam es zum Kriege. Friedrich Wilhelm war als Herzog von Preußen polnischer Lehnsträger, ward aber durch die Verhältnisse dazu getrieben, sich mit Karl X. gegen Polen zu verbünden: brandenburgische Truppen gewannen an der Seite der Schweden über den Polenkönig 1656 in der dreitägigen Schlacht bei Warschau einen vollständigen Sieg. Um den Kurfürsten dauernd an sich zu fesseln, versprach nun der Schwedenkönig 1656 im Vertrage zu Labiau, ihm Preußen als souveränes, von aller Lehnsholheit befreites Land zu überlassen. Als aber dann Dänemark, die günstige Gelegenheit benutzend, den verhaßten Schweden 1657 den Krieg erklärte, eilte Karl X. sogleich mit dem Kern seines Heeres gegen den neuen Feind und ließ dem Kurfürsten nur schwache Teile seiner Truppen zurück. Dieser war schon vorher der Wiederherstellung eines friedlichen Verhältnisses zu Polen nicht abgeneigt gewesen; nun schloß er mit Johann Kasimir den Vertrag von Wehlau (1657) ab, in dem auch dieser ihm die Souveränität Preußens zugestand. Karl X. aber kehrte nicht mehr nach Preußen und Polen zurück; er unternahm 1658 von Schleswig aus einen Zug über die dänischen Inseln und zum Teil über das Eis des Beltes bis in das Herz von Seeland und zwang Dänemark zum Frieden, den er aber bald nachher selbst wieder brach. Doch nun kehrte das Kriegsglück den Schweden den Rücken. Karl X. schien verloren; da starb er unerwartet schnell (1660). Der Friede von Oliva — ebenso wie der mit Dänemark **1660.** zu Kopenhagen geschlossene — ordnete 1660 die nordischen Angelegenheiten noch sehr vorteilhaft für Schweden. Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aber bestätigte er die völlige Unabhängigkeit Preußens von Polen.

§ 146. Ludwig XIV. und Europa. Die Vorherrschaft des **1643—1715.** Hauses Habsburg in Europa, die durch das ganze Reformationszeitalter gedauert hatte, war durch den Ausgang des dreißigjährigen Krieges gebrochen worden, zugleich aber auch die Deutschlands und Spaniens. Der mächtigste Staat der Christenheit war nun Frankreich, das schon durch Heinrich IV. (§ 118), dann durch Ludwigs XIII. großen Minister Richelieu (§ 130) und während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit durch Richelieus Nachfolger Mazarin, endlich durch Ludwig XIV. selbst zum größten Ansehen erhoben worden war. In Frankreich diente der ganze mächtige und reiche Adel nur dem höchsten Willen des unbeschränkten Herrschers, für dessen Anschauungen das ihm zugeschriebene Wort: L'état c'est moi (Der Staat bin ich) bezeichnend ist. Durch eine wohlgeordnete Polizei, durch ein starkes stehendes Heer, durch glückliche Feldherren (Condé, Turenne) und bedeutende Minister (Colbert und Louvois) wurde die unbeschränkte Herrschermacht Ludwigs XIV. auf den höchsten Gipfel gehoben. Für fast alle Fürsten Europas, große und kleine, war der „Sonnenkönig"

Vorbild. In England, wo seit dem Tode Elisabeths 1603 (§ 117) die Stuarts regierten, hatte zwar um dieselbe Zeit, wo in Deutschland der dreißigjährige Krieg endete, eine gewaltige Revolution, in der das Haupt König Karls I. 1649 auf dem Schafotte gefallen war, unter dem mächtigen Protektor Oliver Cromwell die entgegengesetzten Regierungsgrundsätze zur Herrschaft gebracht; aber zwei Jahre nach Cromwells Tode († 1658) wurde das vertriebene Herrscherhaus der Stuarts wiederhergestellt, und die Begünstigung der katholischen Kirche durch Karl II. (1660—1685) und sein Streben nach absoluter Herrschaft brachten ihn bald in das Schlepptau der französischen Politik. Dagegen lebten in den Niederlanden (öfter auch nach dem Hauptstaate Holland oder nach der ständischen Vertretung die Generalstaaten genannt) noch die Grundsätze der von den großen Oraniern begründeten Freiheit, obwohl sich auch dieses Land nach dem Tode (1650) Wilhelms II., des Sohnes Friedrich Heinrichs und Enkels Wilhelms des Befreiers, matter und lässiger zeigte und unter der Regierung der Brüder de Witt sich mehr der Pflege der materiellen Interessen hingab. Spanien, schon lange im Zurückgehen begriffen, war unter dem letzten der spanischen Habsburger, Karl II. (1665—1700), nur noch ein Schatten seiner früheren Größe, und der Kaiser, der auf dem
1658—1705. deutschen Throne saß, Leopold I., war groß nur in religiöser Unduldsamkeit, als Herrscher langsam und unbedeutend.

§ 147. Die ersten Raubkriege Ludwigs XIV. So war es begreiflich, daß der ehrgeizige und mächtige Ludwig XIV. nicht nur der ganzen Zeit seinen Charakter aufdrückte (siècle de Louis XIV), sondern auch gegen seine Nachbarn eine Reihe von Raubkriegen eröffnen konnte, durch die Frankreichs Grenzen namentlich gegen Osten hin ausgedehnt wurden. Durch den ersten, den er gegen die spanischen Niederlande (das heutige Belgien) führte (1667—1668), gewann er von diesen im Aachener Frieden (1668) eine Reihe wichtiger Grenzplätze. Dann überfiel er in einem zweiten Kriege (1672—1679) Holland, das ihn gehindert hatte, die spanischen Niederlande ganz zu nehmen. Die Gefahr für die Republik war groß. Da erstand ihr ein Retter in dem jungen Oranier Wilhelm III., dem Urenkel Wilhelms I. (§ 116), den eine Revolution gegen die Brüder de Witt (§ 146) an die Spitze erhoben hatte. Mit unermüdlicher Tatkraft leitete er den Widerstand gegen die französischen Eindringlinge. Wieder wurden, wie schon im Befreiungskrieg gegen Spanien, die Dämme durchstochen, die das Meer abhielten, und so die Feinde gehemmt. Dazu eilte nun Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg dem bedrängten Staate, zunächst allein, zu Hilfe. Bald verbündete sich dann zwar der Kaiser mit ihm, aber das Heer, das er an den Rhein sandte, hatte den geheimen Auftrag, den Krieg nur zum Schein zu führen und einen entschiedenen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Empört über dies Verhalten, dazu auch mit den Niederlanden entzweit, schloß der Branden-

burger Kurfürst nach einem unglücklichen Feldzug mit Frankreich den Sonderfrieden von Vossem bei Brüssel (1673): er wie andere Fürsten jenes Zeitalters wechselten schnell und unbedenklich die Partei, wenn der Vorteil ihres Staates ihnen dies rätlich erscheinen ließ. Doch gelang es bald darauf Wilhelm III., einen großen Bund gegen Ludwig XIV. zustande zu bringen, an dem sich auch das Reich beteiligte.

§ 148. Der große Kurfürst im Kampf mit den Schweden. Als Reichsfürst nahm nun auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg wieder am Kriege teil (1674). Da brachen die mit Frankreich verbündeten Schweden auf Ludwigs XIV. Veranlassung von Vorpommern aus brennend und sengend in die Marken ein. In Geschwindmärschen eilte der Große Kurfürst — damals zuerst wurde er so genannt — vom Rhein aus in die Heimat; zuletzt folgte ihm nur noch die Reiterei und eine Abteilung Fußvolk (1200 Mann), die er auf Wagen mit sich führte. Am 21. Juni 1675 war er in Magdeburg, am 25. überfiel er die Schweden in Rathenow an der Havel und schnitt ihren rechten Flügel von dem linken ab, der sich nun eilig aus dem havelländischen Luch herausziehen wollte. Aber stürmisch folgte ihm der Kurfürst mit seinen 5600 Reitern und ereilte den 11 000 Mann starken Feind am 28. Juni bei Fehrbellin. Mit Ungestüm warf sich die **1675.**
Vorhut unter dem Prinzen von Homburg auf die Schweden, und nach heißem Kampfe schlug Friedrich Wilhelm die feindliche Übermacht. Das junge brandenburgische Kriegsheer hatte die berühmten Sieger des dreißigjährigen Krieges überwunden: ein großartiger Erfolg war erkämpft. Binnen sieben Tagen reinigte der Kurfürst sein Land von den Feinden; in den folgenden Jahren eroberte er das ganze schwedische Pommern, selbst Stettin und Stralsund, vor dem einst Wallensteins Anstrengungen zu schanden geworden waren. Und als dann im November 1678 die Schweden mitten im Winter von ihren Ostseeprovinzen aus einen Einfall in Preußen machten, eilte er, obwohl selbst gichtkrank, mit seiner Reiterei und den auf Schlitten folgenden Fußtruppen über die Schneefelder an der Ostsee und über das Eis des Frischen Haffs; dann führte er seine Scharen auch über das Kurische Haff: die Schweden wagten keinen Widerstand zu leisten, und der ganze Feldzug bestand nur noch in der Verfolgung der aufgelösten schwedischen Truppen, die der nordische Winter vollends aufrieb.

§ 149. Die Friedensschlüsse von Nymwegen und von St. Germain. Die Reunionen. Aber was halfen dem Großen Kurfürsten so ruhmvolle Siege? Bereits 1678 hatte das Reich samt seinen Verbündeten mit Ludwig XIV. den Frieden von Nymwegen geschlossen, in dem außer der Franche-Comté und wichtigen Punkten in den Niederlanden auch Freiburg im Breisgau den Franzosen überlassen ward. Der Kurfürst stand allein. Von Ludwig XIV. mit einem Angriff auf seine Länder am Rhein und in Westfalen bedroht, mußte er sich endlich 1679

im Frieden von St. Germain (bei Paris) schweren Herzens in Ludwigs Bedingungen fügen und das von Schweden eroberte Gebiet, auch Stettin, wieder herausgeben. Während des Krieges hatte der Kaiser die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, deren Herrscherhaus 1675 ausgestorben war, trotz der Erbansprüche Brandenburgs (§ 142, 5) eingezogen, in Nymwegen hatte er den Kurfürsten preisgegeben: Friedrich Wilhelm war tief erbittert. Daß ihm dereinst ein Rächer erstehen möge*), war sein heißester Wunsch. Er fürchtete das Schlimmste von den Habsburgern und schloß in seinem Zorn sogar ein enges Bündnis mit Ludwig XIV. Um so ungestörter setzte dieser seine Beraubung Deutschlands fort. Er ließ durch die Gerichtshöfe in Breisach und Besançon und durch eine besonders gebildete Reunionskammer in Metz untersuchen, welche Ländereien früher einmal zu den Gebieten gehört hatten, deren Abtretung der westfälische Friede bestimmt und der Frieden zu Nymwegen bestätigt hatte: die wurden jetzt ebenfalls für Frankreich in Anspruch genommen und, wenn sie sich nicht fügen wollten, mit Gewalt besetzt. Mitten im
1681. Frieden überfiel Ludwig dann auch Straßburg, die Perle des Oberrheins, das seitdem Deutschland fast zweihundert Jahre entrissen blieb.

§ 150. Die spätere Regierungszeit des Großen Kurfürsten. Das unnatürliche Bündnis Friedrich Wilhelms mit Frankreich dauerte nicht lange. Als Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes (§ 118) aufhob und die Hugenotten in seinem Reiche aufs grausamste verfolgte, da öffnete der Große Kurfürst seinen unglücklichen reformierten Glaubensgenossen seine Lande. Das war ein Segen für den Staat. Denn die französischen Flüchtlinge (Refugiés) brachten ihren Fleiß und ihre Kunstfertigkeiten mit; vor allem in Berlin ließen sich viele nieder, und die französische Kolonie blühte hier schnell empor. Der Bruch mit Ludwig XIV. war seitdem entschieden. Der stolze König von Frankreich zürnte dem Kurfürsten um so mehr, als dieser in dem englischen Thronstreit, der damals ausbrach, eine der französischen widersprechende Politik verfolgte. Jakob II. nämlich, der letzte Stuart auf Englands Thron, als Katholik von der Masse des Volkes von vornherein mit Mißtrauen aufgenommen, hatte sich durch die Verfolgung der Protestanten und Mißachtung der Verfassung allgemein verhaßt gemacht, zumal er mit Ludwig XIV. in enger Verbindung stand. Die Großen Englands suchten Beistand bei Jakobs Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien, dem Erbstatthalter von Holland (§ 147); dieser aber war der Neffe der Luise Henriette, der ersten Gemahlin des Großen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm sah indes in ihm noch mehr als einen Verwandten; er wußte, daß Wilhelm III., wenn er erst beide Seemächte, Holland und England, beherrschte, nur um so entschiedener als Schützer des Protestantismus und als Vorkämpfer

*) Vergil, Äneis, IV. 625: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

gegen die Übermacht Ludwigs XIV. auftreten würde. Darum unterstützte er diese zweite englische Revolution, die sich vorbereitete. — Dem Kaiser hatte sich der Große Kurfürst nach dem Bruch mit Frankreich wieder genähert; er hatte ihm ein Hilfskorps zur Unterstützung im Kampfe gegen die Türken (§ 155) geschickt, ihm auch sonst Unterstützung seiner Politik zugesagt und sich mit ihm über seine schlesischen Ansprüche (§ 149) geeinigt: der Kaiser trat dem Kurfürsten gegen Verzicht auf Liegnitz, Brieg und Wohlau den Kreis Schwiebus (im Osten der Provinz Brandenburg) ab, hatte aber freilich schon vorher hinter dessen Rücken mit dem Kurprinzen Friedrich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, in dem sich dieser zur späteren Wiederherausgabe des Schwiebuser Kreises verpflichtete, die dann auch (1695) erfolgte.

§ 151. Die Verdienste des Großen Kurfürsten um die innere Entwicklung des Staates. Sein Ende. Der Große Kurfürst ist der eigentliche Gründer des preußischen Staates und hat — freilich ohne es zu ahnen — auch der großen Zukunft ganz Deutschlands vorgearbeitet. Er hat aus seinem Lande, das bisher nur eine Vereinigung vieler einzelner kleiner Gebiete mit besonderer Verfassung gewesen war, einen einheitlichen Staat mit trefflicher Verwaltung geschaffen. Der Preuße und der Pommer, der Brandenburger und der Klever, sie alle sollten sich nur als „Glieder eines Hauptes" fühlen. Den Trotz der Stände, die sich dieser Ausgleichung am meisten widersetzten, brach er, wo es zum Wohle des Ganzen nötig war, auch mit gewaltsamen Mitteln. So wurde der Schöppenmeister Hieronymus Roth in Königsberg wegen Hochverrats bis zu seinem Tode in Haft gehalten und der Oberst von Kalckstein wegen desselben Verbrechens schließlich enthauptet. Mit der ständischen Herrschaft war es vorbei. Mit Hilfe der Akzise, einer indirekten Steuer, die auf Lebensbedürfnisse und Handelsartikel gelegt wurde, machte der Kurfürst die Geldbewilligung der Stände entbehrlich und nahm ihnen so ihre Bedeutung. Das ursprünglich nur kleine stehende Heer (§ 144) verstärkte er fort und fort und brachte es schließlich auf 28000 Mann. Immer unumschränkter (absoluter) ward seine Herrschaft. Aber er benutzte seine steigende Macht nicht zur Befriedigung von Herrschsucht und Eitelkeit, wie der Götze der Zeit, Ludwig XIV., sondern zum Heile seines Staates. Ein echter Landesvater, sorgte er für ihn mit weiser Sparsamkeit, und obwohl er die Steuerkraft der Bevölkerung stark anspannte, wuchs doch ihr Wohlstand. Für den Landbau wurden Ansiedler in die menschenleeren Dörfer gezogen, namentlich holländische Bauern, die gerade für die Marken als die besten Lehrmeister gelten konnten. Durch die schon erwähnte Aufnahme der vertriebenen Hugenotten hob er die noch ganz unentwickelte Industrie; durch regelrechte Postverbindungen und vor allem durch Anlegung von Straßen und Kanälen erleichterte und stärkte er den Verkehr. Vor allem verdient hier der Friedrich-Wilhelms-

oder Müllroser Kanal genannt zu werden, der Oder und Spree und somit Oder und Elbe verbindet. Ja er hat sogar schon eine kleine Kriegsflotte zum Schutze seiner Handelsschiffe geschaffen und seiner Zeit weit vorauseilend eine afrikanische Handelskompanie gegründet und Kolonien — besonders an der Guineaküste — ins Leben gerufen, die freilich nicht lange bestanden. Nicht minder war er um die Hebung des geistigen Lebens bemüht; er gründete eine Universität (in Duisburg) und höhere und niedere Schulen und zog Künstler und Gelehrte (Samuel Pufendorf, § 161) herbei. Vor allem aber ward er seinem Volke ein Segen durch die Duldung, die er, selbst ein überzeugter reformierter Christ, den Andersgläubigen in seinen Landen erwies.

Die letzten Jahre des Großen Kurfürsten, der sich in zweiter Ehe mit Dorothea von Holstein vermählt hatte, waren durch Krankheit und durch mancherlei unerquickliche Vorgänge in der Familie getrübt. Am
1688. 29. April 1688 ist er in christlichem Gottvertrauen verschieden.

§ 152. Friedrich III. 1688—(1701)1713. Anfänge. Friedrich
1688—1713. Wilhelms Sohn und Nachfolger Friedrich III. führte aus, was sein Vater vorbereitet hatte, dem er freilich nur an fürstlichem Stolze, nicht aber an Willensstärke und Herrscherkraft ähnlich war. Preußische Truppen halfen Wilhelm III. von Oranien den englischen Königsthron gewinnen und die Jakobiten (Anhänger der Stuarts) in Irland besiegen (1688—1690). Als dann Ludwig XIV. den dritten (letzten) Raubkrieg (1688—1697) gegen die deutsche Pfalz begann, auf die er im Namen seines Bruders ganz unberechtigte Ansprüche erhob, da nahm Friedrich III. sogleich viel eifriger als der Kaiser den Kampf gegen ihn auf. Die Einnahme von Bonn war sein Verdienst. Freilich, daß Ludwig XIV. die schöne, gesegnete Pfalz mit ihren blühenden Städten verwüstete, daß er Heidelberg mit seinem stolzen Schloß, Worms und Speier mit ihren Domen und den alten Kaisergräbern, sowie die festen Burgen am Rhein in Asche legen ließ, daß er endlich 1697 den noch immer günstigen Frieden von Ryswick erlangte, das konnte der Kurfürst nicht hindern. Für alle seine Opfer wurde ihm nur schlechter Dank, und als infolge häßlicher Umtriebe der würdige und tüchtige Danckelmann von seinem Ministerposten entfernt wurde (1697) und unwürdige Günstlinge die Milde Friedrichs III. mißbrauchten, da litt das äußere Ansehen wie die innere Ordnung des Staates. Nur das Heer, die Säule der Macht Brandenburgs, blieb davon unberührt, ja gerade damals wurde es unter der Leitung des Fürsten Leopold von Dessau für andere Staaten ein unerreichtes Vorbild.

§ 153. Die Türkenkriege. Glücklicher als gegen Ludwig XIV. war Kaiser Leopold gegen die Türken. Diese waren seit der Schlacht von Mohacz (§§ 82. 97) Herren des größten Teiles von Ungarn; auch Ofen und Pest waren in ihren Händen. Da die Habsburger seit

Rudolf II. in Ungarn ebenso wie in ihren anderen Ländern die zahlreichen Protestanten unterdrückten und die Rechte und Freiheiten des Adels zu beschränken suchten, so fehlte es den Türken in Ungarn nicht an Bundesgenossen. Zum Glück für Österreich aber war die Türkenmacht selbst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr gesunken, und erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts betraten eine Reihe kräftiger Großwesire (d. h. Feldherren und Minister) wieder die Bahn der Eroberung. Aber noch sah die gesamte Christenheit Europas den Kampf gegen die Ungläubigen als Ehrensache an. Von allen Seiten, von Katholiken wie von Protestanten, kam den Habsburgern Hilfe und Zuzug, und bei St. Gotthard an der Raab widerstanden sie zum erstenmal den Ungläubigen in offener Schlacht (1664).

§ 154. Belagerung und Rettung Wiens 1683. Benutzt wurde dieser Sieg freilich nicht. Man begnügte sich mit einem zwanzigjährigen Waffenstillstande, während dessen fortgesetzte Gewaltmaßregeln in Ungarn unaufhörliche innere Unruhen hervorriefen. Deshalb brachen die Türken noch vor Ablauf der zwanzig Jahre wieder vor und drangen unter der Führung des Großwesirs Kara Mustafa mit einem großen Heer, gerade auf Wien los. Und wenig fehlte, so wäre, wie zwei Jahre früher 1683.
Straßburg an die Franzosen, so jetzt die herrliche Kaiserstadt Wien an die Türken verloren gegangen. Der Kaiser floh, aber die ganze Stadt, die geringe Besatzung unter dem tapferen Rüdiger von Starhemberge die Studenten, die Bürgerschaft, bewährten ihrer Vorfahren würdig (§ 97) den begeistertsten Mut. So hielt sich Wien acht Wochen lang; endlich, als bereits Bresche geschossen und die Wälle unterminiert waren, kam, von dem ritterlichen Karl von Lothringen geführt, ein Reichsheer zum Entsatz, bei dem sich auch die Kurfürsten von Bayern und Sachsen befanden; zu ihnen stieß der Polenkönig Johann Sobieski mit einem starken Heere. Unter den Mauern Wiens entbrannte am 12. September die Schlacht, die zu einem herrlichen Siege und zur Befreiung der Kaiserstadt führte.

§ 155. Weitere Erfolge. Prinz Eugen von Savoyen. Diesem „Mirakel von Wien" folgten bald neue Siege. Ofen wurde (1686) genommen — das brandenburgische Hilfskorps (§ 150) zeichnete sich dabei besonders aus —, dann das südliche Ungarn bis an die Donau; endlich siegte Prinz Eugen von Savoyen 1697 bei Zenta an der 1697.
Theiß entscheidend über die Türken und vertrieb sie völlig aus Ungarn. Im Frieden zu Karlowitz (an der Donau nahe der Theißmündung) mußten sie 1699 auf Ungarn und Siebenbürgen verzichten. — Prinz Eugen, der Feldherr und Staatsmann, dem Österreich diese letzten großartigen Erfolge verdankte, war ein Anverwandter des savoyischen Herzogshauses und des Kardinals Mazarin; in Frankreich 1663 geboren, hatte er seine Dienste zuerst Ludwig XIV. widmen wollen, war aber zurück-

gewiesen worden. Da war er, kurz vor der Befreiung von Wien, in die Dienste des Kaisers getreten, hatte sich rasch ausgezeichnet und war nun die Stütze des Hauses Habsburg. Bald fand er Gelegenheit, sich weiter zu bewähren.

§ 156. Die spanische Erbfolge. Karl II. nämlich, der letzte Habsburger auf Spaniens Thron, war kinderlos, und sein Tod stand in naher Aussicht. Die Bourbonen in Frankreich und die Habsburger in Österreich waren fast gleichnahe mit ihm verwandt. Beide Herrscherhäuser machten Ansprüche auf die gesamte spanische Monarchie, die damals Spanien, Neapel und Sizilien, Mailand, die spanischen Niederlande (das heutige Belgien) und die ungeheuren Kolonialbesitzungen (hauptsächlich in Amerika) umfaßte. Die Seemächte, d. h. England und Holland, beide unter der Regierung des Oraniers Wilhelm III., wollten einen Krieg vermeiden und betrieben deshalb eine Teilung des spanischen Reichs. Lange Unterhandlungen wurden darüber gepflogen, aber bei dem Tode Karls II. (1700) zeigte es sich, daß er seine Länder ungeteilt dem zweiten Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, vermacht hatte. Trotzdem forderte Kaiser Leopold Spanien für seinen zweiten Sohn Karl. Darüber brach der spanische Erbfolgekrieg (§ 159) aus. Auf die Seite Österreichs wußte Wilhelm III. erst Holland, später auch England zu bringen, dessen hochbegabter Feldherr und Staatsmann Marlborough auch dann den Krieg eifrig fortbetrieb, als Wilhelm III. 1702 starb und seine Schwägerin Anna zur Regierung gelangte. Der Kaiser riß auch das deutsche Reich zu einer Kriegserklärung fort; der Kurfürst von Bayern und sein Bruder, der Erzbischof von Köln, kämpften freilich trotzdem auf Ludwigs XIV. Seite.

§ 157. Preußen Königreich. 18. Januar 1701. Dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg brachte das Bestreben Österreichs, sich für den Krieg das wohlgeschulte brandenburgische Heer zu sichern, die Erfüllung seines Lieblingswunsches. Denn dafür, daß Friedrich ihm seine Truppen zur Verfügung stellte, gab der Kaiser seine Zustimmung dazu, daß der Kurfürst für sein außerdeutsches Land Preußen die Königswürde annahm. Es war begreiflich, daß Friedrich III. danach strebte: Wilhelm von Oranien war König von England (§ 152), der Kurfürst August der Starke von Sachsen 1697 König von Polen geworden (er war deshalb zum katholischen Glauben übergetreten), und dem seit 1697 mit der Kurwürde bedachten Hause Hannover mußte nach dem Tode der Königin Anna die englische Krone zufallen — da
1701, wollte der prachtliebende Friedrich nicht zurückstehen. In Königsberg
18. Januar. in Preußen setzte er sich und seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von Hannover, die Königskrone auf und trat als Friedrich I. König in Preußen, in die Reihe der europäischen Könige.

§ 158. Der nordische Krieg. 1700—1721. 1. Leider machte die

eifrige Teilnahme am spanischen Erbfolgekriege Preußen nach einer anderen Seite hin wehrlos und schwach. Gerade damals nämlich tobte auch im Nordosten Europas ein gewaltiger Krieg, der nordische, in dem sich 1700—1721. der junge König Karl XII. von Schweden gegen Polen, Dänemark und Rußland zu verteidigen hatte. Die Seele des Bundes dieser drei Mächte war der Zar Peter der Große, durch den Rußland zur Groß- 1689—1725. macht geworden ist. Deutsche besonders waren es, oft bloß kühne und kluge Abenteurer, die sich ihm als Werkzeuge boten bei seinem erfolgreichen Streben, sein bisher noch barbarisches Land nach westeuropäischem Muster umzugestalten.

2. Peter der Große hoffte in dem Kriege gegen Karl XII. wenigstens einen Teil der schwedischen Ostseeprovinzen zu gewinnen; Polen rechnete auf die Erwerbung von Livland, und Dänemark wollte Schleswig haben. Doch der junge Karl XII. entfaltete unerwartet die Eigenschaften eines kriegerischen Helden, stürzte sich zuerst (1700) auf Dänemark und nötigte es zum Frieden von Travendal (bei Lübeck), schlug noch im Herbste desselben Jahres Peter bei Narwa (nördlich vom Peipussee), drang in Polen ein, verjagte August II., den Starken, aus diesem Lande, ließ hier einen anderen König, Stanislaus Leszczynski, wählen und folgte August bis in das Herz Deutschlands, bis nach Sachsen, wo er ihm 1706 den Frieden von Altranstädt aufzwang. — Dann freilich verdarb er alle seine Erfolge wieder, als er sich mit seinem kleinen Heere in die öden Weiten Rußlands wagte: denn er wurde hier bei Poltawa von Peter 1709. völlig geschlagen; durch seinen Sieg sicherte sich dieser sowohl den Besitz der Ostseeprovinzen wie auch das Bestehen seiner inzwischen (1703) dort gegründeten Hauptstadt St. Petersburg. Karl XII. aber vertrotzte bei den Türken, mit deren Hilfe er sich an Rußland zu rächen hoffte, fruchtlos fünf volle Jahre, ehe er in seine Lande, zunächst nach Schwedisch-Pommern, heimkehrte; unterdessen aber hatten seine Feinde alle seine außerschwedischen Provinzen besetzt. Auch Friedrichs I. Staat blieb, obwohl der König ängstlich seine Neutralität zu wahren suchte, vom Kriege nicht unberührt; vor allem hatte Pommern schwer zu leiden. Das hat dem König die letzte Zeit seines Lebens verbittert.

§ 159. Der spanische Erbfolgekrieg. 1701—1713. Dagegen brachte ihm die Teilnahme am spanischen Erbfolgekriege glänzende 1701—1713. Kriegsehre, wenngleich geringe politische Erfolge. Ludwig XIV. hatte gegen die Menge seiner Gegner zuerst nicht ohne Glück gekämpft; als aber 1704 Marlborough seine Truppen aus den Niederlanden zum Prinzen Eugen nach Oberdeutschland geführt hatte, da trat durch den glänzenden Sieg bei Höchstädt und Blindheim, zu dessen Entscheidung 1704. besonders die Preußen unter Leopold von Dessau beitrugen, ein vollkommener Umschwung ein. Die Verbündeten erfochten dann in Italien (Turin 1706) und in den Niederlanden (Ramillies 1706, Oudenarde

1708, Malplaquet 1709) Sieg auf Sieg; in Spanien faßte Kaiser Leopolds Sohn, Karl (III.), festen Fuß, und die Engländer nahmen Gibraltar. Ludwig XIV. wurde in solche Not gebracht, daß er sich bereit erklärte, alle Eroberungen, auch das Elsaß mit Straßburg, herauszugeben und allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie zu entsagen. Aber die Sieger wollten ihn sogar nötigen, seinen Enkel Philipp mit eigenen Truppen aus Spanien zu vertreiben. Ludwig XIV. weigerte sich, in dieses Äußerste sich zu fügen, und die Gunst des Schicksals befreite ihn dann aus seiner schlimmen Lage. In England nämlich ward die Partei Marlboroughs gestürzt und der Feldherr selbst abberufen; das neue Ministerium aber neigte zum Frieden. Und damit fand es bei den andern
1705—1711. Staaten um so mehr Anklang, als Kaiser Joseph I., Leopolds I. ältester, ihm an Tatkraft und Begabung weit überlegener Sohn, ganz unerwartet starb. Denn nun kam sein Bruder, der bisherige König Karl III. von
1711—1740. Spanien, als Karl VI. auf den deutschen Thron; eine Vereinigung von Spanien und Österreich aber, d. h. eine Wiederherstellung des Reichs Karls V., konnten die anderen Mächte nicht wünschen. So kam es 1713 zum Frieden von Utrecht, durch den Spanien selbst mit den Kolonien an Ludwigs XIV. Enkel Philipp V. fiel, die Nebenländer Belgien, Mailand und Neapel dagegen an Österreich kommen sollten. Preußen erhielt einen Teil Gelderns, England Gibraltar. Österreich mußte sich nach vergeblichem Widerstreben diesem Frieden zu Rastatt, das deutsche Reich zu Baden (im Aargau) anschließen (1714).

§ 160. Österreich unter Karl VI. Durch den spanischen Erbfolgekrieg war die Übermacht Ludwigs XIV. und Frankreichs gebrochen und das europäische Gleichgewicht hergestellt. Österreich hielt sich unter Kaiser Karl VI. mühsam in der errungenen Stellung. Steifen und gemessenen Wesens hatte er einen hohen Begriff von seiner kaiserlichen Würde, ohne doch seinen Ansprüchen die gewünschte Geltung verschaffen zu können. Durch den Prinzen Eugen erlangte er zwar nach den glänzenden Siegen von Peterwardein (1716) und Belgrad (1717) von den Türken einen äußerst günstigen Frieden, mußte ihnen aber nach einem späteren Kriege, den er mit Rußland gemeinsam führte, 1739 fast alles Gewonnene zurückgeben. Für Karl VI., mit dem der Mannesstamm der Habsburger aussterben mußte, war die Hauptaufgabe seines Lebens, durch Verträge mit den europäischen Regierungen die Anerkennung der sogenannten Pragmatischen Sanktion zu erlangen, durch die die Nachfolge seiner ältesten Tochter Maria Theresia in den gesamten österreichischen Ländern festgesetzt wurde. — Den englischen Thron bestieg nach Annas Tode 1714 Georg I. aus dem Hause Hannover, in Frankreich aber folgte auf Ludwig XIV. sein Urenkel Ludwig XV. (1715—1774), anfangs unter der Vormundschaft des lasterhaften Regenten, des Herzogs von Orleans, dann geleitet von

dem Kardinal Fleury, der das Ansehen Frankreichs wieder zu heben begann.

§ 161. König Friedrichs I. Ausgang. Seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft. Der erste König in Preußen, Friedrich I., hatte das Ende des spanischen Erbfolgekrieges nicht mehr erlebt: im Februar 1713 war er gestorben. Seine Prunksucht, seine Nachsicht und Schwäche gegen unwürdige Günstlinge, dazu Seuchen und Hungersnot, die in den letzten Jahren seiner Regierung in Preußen wüteten, hatten dem Lande schwere Wunden geschlagen, und doch schuldet ihm sein Volk großen Dank, nicht bloß darum, weil er die Königskrone gewonnen, sondern auch weil er im Verein mit seiner Gemahlin Sophie Charlotte Kunst und Wissenschaft gehoben hat. An der von ihm gegründeten Universität Halle wirkten August Hermann Franke, der fromme Stifter des hallischen Waisenhauses, und Christian Thomasius, der Bekämpfer der Folter und der Hexenprozesse, der erste Universitätslehrer, der in deutscher Sprache lehrte. Präsident der in Berlin gegründeten Akademie der Wissenschaften wurde der große Leibniz, Samuel Pufendorf schrieb die Geschichte des Großen Kurfürsten, und Andreas Schlüter, Baumeister und Bildhauer zugleich, schuf, abgesehen von anderen Werken, unter denen der Erneuerungsbau des Berliner Schlosses hervorragt, besonders das gewaltige Reiterstandbild des Großen Kurfürsten für die damals aus Stein erbaute Lange Brücke in Berlin; auch die berühmten Masken der sterbenden Krieger im Zeughause (der jetzigen Ruhmeshalle) stammen von ihm.

§ 162. Die Anfänge Friedrich Wilhelms I. 1. Freilich überstiegen die Aufwendungen, die Friedrich I. für seine Bauten und ihre Ausschmückung wie für die Wissenschaften machte, die Kräfte des Landes. Es war also ein Glück für den Staat, daß sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. die Bahnen des Vaters verließ. Er war eine **1713—1740.**
echt deutsche, schlichte und gerade Natur, ohne falschen Schein, auf das Nützliche und Wesentliche gerichtet, religiös und sittlich in seinem häuslichen Leben, soldatisch, unermüdlich tätig und streng gegen sich selbst. Er fast allein unter den Fürsten seiner Zeit folgte nicht dem verderblichen Beispiele des Versailler Hofes, sondern hielt sich frei von den Ausschweifungen, der Verschwendung und der Prunksucht, die als ein neues Unheil nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges in Deutschland und besonders an den Höfen Eingang gefunden hatten.

2. Die Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges machte es Preußen möglich, sich an dem nordischen Kriege zu beteiligen. Die preußischen Waffen waren auch hier siegreich. Nachdem Karl XII. vor der Festung Frederikshald in Norwegen 1718 ein plötzliches Ende gefunden hatte, erhielt Friedrich Wilhelm I. im Frieden von Stockholm (1720), was schon seinem Großvater gebührt hätte, Stettin und Vorpommern bis zur Peene; Stralsund nebst

Rügen wurde erst 1815 preußisch. Schweden sank nach dem nordischen Kriege von der Höhe einer Großmacht herab; an seine Stelle trat für die Folgezeit Rußland. Friedrich Wilhelm aber freute sich, daß ihm nun Stettin und die Odermündung gehörten und daß er so „einen Fuß am Meere habe, um am Commercio der ganzen weiten Welt teilnehmen zu können".

§ 163. Verwaltung. Unermüdlich arbeitete er nun für die Wohlfahrt seines Landes. An der Havel und Warthe wurden durch Kanalisierungen neue Ackergebiete gewonnen. Ostpreußen, die Neumark, Pommern blühten nach den Kriegsverheerungen wieder auf; nach Ostpreußen zog er die wegen ihrer protestantischen Religion vertriebenen Salzburger; in den Marken und in Berlin siedelte er andere um des Glaubens willen Vertriebene an: sie wurden freie Eigentümer. Auch die bisher leibeigenen Bauern frei zu machen, gelang dem König leider nicht: an dem Widerstande der Gutsherren und dem Mißtrauen der Bauern selbst scheiterten seine Versuche. Er mußte sich begnügen, die schlimmsten Zustände zu beseitigen, vor allem die gewaltsame Entfernung der Bauern von ihrer Hufe zu verhindern. Die Domänen des Königlichen Hauses (Krongüter) vermehrte er fortwährend; durch die Art ihrer Bewirtschaftung wurden sie ein Vorbild für die Landwirtschaft überhaupt, vornehmlich für die Güter des Adels. Daß seine Vorschriften pünktlich befolgt wurden, davon überzeugte er sich selbst auf seinen alljährlichen Reisen durchs Land. Die gesamte Verwaltung des Staates, damals noch nach Provinzen und einzelnen Geschäftszweigen zerrissen, erhielt durch ihn 1723 eine einheitlich zusammenfassende Leitung im General-Direktorium. Eine einfache, klare Rechtspflege förderte er nach Kräften, und vor allem tat er Schritte, das „konfuse und auf unsere Lande nicht quadrierende" (passende) römische Recht durch ein eigenes Landrecht zu ersetzen. Durch strenge Zucht suchte er seine Untertanen zur Einfachheit und Arbeitsamkeit zurückzuführen und sorgte eifrig für christliche Erziehung der Kinder. Er stellte den Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht auf und wurde so der Begründer der Volksschule und der Volksbildung.

§ 164. Heerwesen. Besondere Vorliebe zeigte Friedrich Wilhelm für seine Armee. Er und sein Freund, der Fürst Leopold von Dessau (§§ 152, 159), waren unablässig bemüht, das preußische Heer, namentlich die Infanterie, immer mehr zu vervollkommnen. Wohl hatte seine Vorliebe für „lange Kerls", für seine „blauen Kinder", abgesehen von den Gewaltsamkeiten, zu denen sie ihn oft veranlaßte, ihre komische Seite; aber der Gedanke, daß die Geltung seines neuen Staates in der Welt abhängig sei von der Macht, die er mit seinem Heere ausüben könne, war doch sehr richtig. Deshalb verstärkte er es allmählich bis auf 83 000 Mann; er ließ die Leute teils in anderen Ländern anwerben, teils in seinem eigenen Staate ausheben (Kantonsystem). Als Grundsatz galt — das war ein großer Fortschritt — daß eigentlich alle Söhne des Landes

dienstpflichtig seien; doch wurden eine Menge Ausnahmen gemacht, und tatsächlich lastete die Wehrpflicht noch fast allein auf den Bauern und auf den Handwerkern. Unermüdlich wurden die Truppen von tüchtigen Offizieren geübt, die der König selbst ernannte. In der Kunst des Schnellfeuerns bereiteten sich die künftigen Siege des Heeres vor, und in der harten Schule der eisernen Zucht erstarkte die Willenskraft der Leute.

§ 165. Äußere Politik. Um die Bundesgenossenschaft dieses in Europa verkannten, oftmals in Wien und London bespöttelten und doch beneideten Staates warben die Mächte Europas mit ihren Versprechungen, und seine Ehrlichkeit wurde durch die diplomatischen Künste jener Zeit oft gemißbraucht, nicht zum wenigsten von Österreich. Trotzdem aber gelang es dem kaiserlichen Gesandten von Seckendorf und dem von diesem durch reiche Geschenke gewonnenen preußischen General von Grumbkow immer wieder, Friedrich Wilhelm ins Fahrwasser der österreichischen Politik hineinzulocken. So beteiligte er sich denn trotz des unfreundlichen Verhaltens des Kaisers zu dessen Gunsten am polnischen Thronfolgekrieg (1733 bis 1735)*) und sandte seine Truppen gegen Frankreich an den Rhein. Aber auch dafür erntete er von Österreich keinen Dank; der Kaiser sorgte nur für den Vorteil seines Hauses und gab infolge jenes ruhmlosen Krieges sogar Lothringen, ein altes deutsches Land, preis. Um nämlich von Frankreich die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zu erlangen, trat Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia, sein Land gegen das italienische Großherzogtum Toskana an Stanislaus Leszczynski († 1766) mit der Bedingung ab, daß es nach dessen Tode an Frankreich fallen sollte. Noch in der letzten Lebenszeit Friedrich Wilhelms I. wurden seine Erwartungen vom Kaiser aufs gröblichste getäuscht. Dieser hatte früher versprochen, dafür zu sorgen, daß Berg, auf das wie auf Jülich die Hohenzollern schon vor langer Zeit Anspruch gemacht hatten (§ 123), bei dem bevorstehenden Aussterben der Linie Pfalz-Neuburg an Preußen fiele; für diesen Fall hatte der König die Pragmatische Sanktion anerkannt. Statt aber Wort zu halten, wirkte der Kaiser dahin, daß Berg wie Jülich an das Haus Pfalz-Sulzbach kommen sollte, was später (1742) auch geschah. So hatte dem König sein treues Festhalten am Kaiser nur Kränkungen eingebracht. Tiefe Erbitterung ergriff ihn, und diese Stimmung war's, die ihn einst mit Beziehung auf den Kronprinzen in die Worte ausbrechen ließ: „Da steht einer, der mich rächen soll!"

*) Der polnische Thronfolgekrieg entstand nach dem Tode Augusts II., des Starken. Frankreich wollte den einst schon von Karl XII. zum polnischen Könige erhobenen Stanislaus Leszczynski, der inzwischen der Schwiegervater Ludwigs XV. geworden war, wieder auf den polnischen Thron bringen, während Österreich und Rußland für Augusts II. Sohn, den nachmaligen August III., eintraten.

B. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

§ 166. Friedrichs des Großen Jugend. Am 31. Mai 1740
1740—1786. starb Friedrich Wilhelm I. Ihm folgte sein Sohn Friedrich II., nachmals der Große genannt. Er war geboren am 24. Januar 1712 und wurde unter der strengen soldatischen Zucht seines Vaters in alter, christlicher Sitte erzogen. Früh zeigte er bedeutende Anlagen, aber die allzu eifrige Strenge des Vaters, die Nachgiebigkeit der Mutter und Verführung brachten den Jüngling auf Irrwege; immer weniger schien er die Hoffnungen des Königs zu rechtfertigen, und dessen oft maßlose Heftigkeit, die auch vor groben Mißhandlungen nicht zurückschreckte, führten schließlich zu einer gänzlichen Entfremdung zwischen Vater und Sohn. Der Versuch des Kronprinzen, auf einer Reise, die er mit dem König 1730 nach Süddeutschland machte, nach England zu entfliehen, scheiterte. Als Gefangener ward er nach Küstrin geführt und als Deserteur auf Leben und Tod angeklagt. Das Kriegsgericht wollte über den Königssohn nicht richten; den Beförderer des Fluchtplanes und Freund des Prinzen aber, den Leutnant von Katte, verurteilte es zu lebenslänglicher Festungshaft. Damit war der König jedoch nicht einverstanden: er ließ den Unglücklichen vor dem Gefängnis des Prinzen vorüber zum Tode führen. Der Trotz Friedrichs war gebrochen; er fügte sich seinem Vater, arbeitete, nachdem er aus der Haft entlassen worden war, fleißig auf der Domänenkammer in Küstrin, zeigte Eifer für das Heer und gewann so allmählich die Gnade des Königs wieder. Vollkommen wurde die Aussöhnung, als der Prinz sich nach dem Wunsche seines Vaters mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern vermählte. In Rheinsberg, wo ihm der König seinen Hofhalt eingerichtet hatte, führte er im Kreise geistvoller Freunde ein der Wissenschaft, der Poesie und Musik, wie der heiteren Geselligkeit gewidmetes Leben; nur der polnische Thronfolgekrieg (§ 165), der ihn zu seinem ersten Feldzug unter dem Prinzen Eugen an den Rhein rief, veranlaßte eine kurze Unterbrechung. Der König erkannte, daß in Friedrich trotz seiner französischen Bildung doch ein tüchtiger Kern stecke; seine Beziehungen zu dem Sohne wurden immer herzlicher, und in seinen letzten Tagen war dieser sein Trost und seine Hoffnung.

§ 167. Der Regierungsantritt Friedrichs II. Schon das erste Auftreten Friedrichs zeigte, daß er entschlossen war, Preußens Ansehen nirgends verkürzen zu lassen. Da gab ihm der Tod Karls VI. (20. Oktober) Gelegenheit zu einer entscheidenden Tat. Laut der Pragmatischen Sanktion folgte als Herrscherin aller österreichischen Erblande Maria
1740—1780. Theresia mit dem Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen. Preußen war an die Pragmatische Sanktion nicht gebunden, da Österreich die Bedingungen, an die Friedrich Wilhelm I. deren Anerkennung ge-

knüpft hatte, nicht erfüllt hatte (§ 165). Außerdem war jetzt Gelegenheit geboten, Abrechnung für alle Schädigungen zu halten, die Preußen seit einem Jahrhundert von dem Kaiserhofe erlitten hatte, und Jugend und Tatenlust trieben den jungen Herrscher zu kühnen Unternehmungen. Ohne vorhergegangene Verhandlungen besetzte Friedrich mit seinem schlagfertigen Heere Schlesien und bot nun der Maria Theresia ein Bündnis zum Schutze der Pragmatischen Sanktion an, wenn sie seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau (§§ 142, 5. 149. 150), sowie auf das ebenfalls schlesische Jägerndorf, das früher schon im Besitz der Hohenzollern gewesen war, anerkenne.

§ 168. Der erste schlesische Krieg. 1740—1742. Anfang des österreichischen Erbfolgekrieges. 1740—1742. 1. Obwohl Österreich ganz unvorbereitet war, wiesen Maria Theresia und ihr Gemahl doch die Vorschläge Preußens entrüstet ab und sandten ein schnell zusammengerafftes Heer nach Schlesien. Überall weissagte man dem tollkühnen Beginnen des jungen Preußenkönigs einen unheilvollen Ausgang. Da erfocht seine treffliche Infanterie am 10. April 1741 über die Österreicher den Sieg bei Mollwitz (westlich von Brieg): Schlesien war vorläufig gewonnen.

Und nun brach auch der österreichische Erbfolgekrieg (1741 bis 1748) aus. Der Kurfürst Karl Albert von Bayern nämlich, der von einer Tochter Kaiser Ferdinands I. abstammte und mit einer Tochter Kaiser Josephs I. vermählt war, erhob Anspruch auf die österreichischen Erblande und fand Unterstützung bei Spanien und vor allem bei Frankreich, und in Deutschland selbst außer bei Preußen auch bei Sachsen, dessen Kurfürst auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen zu den Habsburgern ebenfalls österreichisches Gebiet in Anspruch nahm. So vielen Feinden gegenüber geriet Maria Theresia in die äußerste Bedrängnis. Wien schien bedroht, Böhmen ging wirklich verloren, doch ihr Mut und ihre Seelengröße retteten die Herrscherin. Die Herzen der Ungarn, die den Habsburgern lange feind gewesen waren (§§ 153. 154), gewann sie so, daß das ganze Volk sich begeistert für seine Königin erhob. Schnell wurde nun Österreich von den Feinden befreit und Böhmen wieder gewonnen; ja um dieselbe Zeit, als der Kurfürst von Bayern in Frankfurt als Karl VII. die Kaiserkrone erhielt, drangen die öster- 1742—1745. reichischen Freiwilligenscharen in seine Landeshauptstadt München ein.

3. Friedrich II. hatte den Sommer und Herbst 1741 auf die völlige Besitznahme Schlesiens verwendet und war dann im Winter in Mähren eingerückt. Die Niederlagen der Franzosen und Bayern nötigten ihn jedoch, sein Heer durch einen Rückmarsch nach Schlesien in Sicherheit zu bringen. Als er durch Böhmen zog, wandte sich der Schwager der Maria Theresia, Karl von Lothringen, gegen ihn, aber bei Czaslau und Chotusitz (1742) besiegte ihn Friedrich und gelangte sicher nach Schlesien. Auf Englands Rat schloß darauf Maria Theresia (1742) mit ihm als

ihrem gefährlichsten Gegner den Frieden zu Breslau (Berlin), indem sie ihm Schlesien mit der Grafschaft Glatz abtrat.

1744—1745. **§ 169. Der zweite schlesische Krieg. 1745—1745. Ende des österreichischen Erbfolgekriegs.** 1. Maria Theresia gewann nun, unterstützt durch Georg II. von England und Hannover, schnell große Vorteile über ihre anderen Gegner, und da bald auch Sachsen auf die Seite Österreichs trat, so fürchtete Friedrich, daß dessen Herrscherin in kurzem versuchen werde, ihm Schlesien wieder zu nehmen. Darum beschloß er, dem Kaiser Karl VII., der ihn damals (1744) in dem Besitz des eben erledigten Ostfrieslands anerkannte, mit seiner ganzen Truppenmacht Hilfe zu leisten. Er rückte in Böhmen ein, nahm Prag und besetzte fast das ganze Land. Aber sehr bald sah er sich genötigt, es wieder zu räumen, ja er konnte nicht hindern, daß die Österreicher und Sachsen in Schlesien eindrangen. Da wendete die siegreiche Schlacht
1745. von Hohenfriedeberg (nordwestlich von Schweidnitz, 4. Juni), in der sich neben dem Fußvolk auch die neugeschaffene preußische Reiterei glänzend bewährte, Friedrichs Geschick.

2. Weitere Siege folgten, so bei Soor in Böhmen über die Österreicher und in der Lausitz über die Sachsen, und endlich führte die Niederlage, die der „alte Dessauer" bei Kesselsdorf (nahe bei Dresden) am 15. Dezember den Sachsen beibrachte, zum Frieden von Dresden. Friedrich behielt Schlesien, erkannte aber den bereits zum Nachfolger des 1745 verstorbenen Kaisers Karl VII. gewählten Gemahl der Maria
1745—1765. Theresia, den recht unbedeutenden Franz I., als Kaiser an.

3. Nun hatte Maria Theresia mit ihren Verbündeten noch gegen Frankreich und Spanien zu kämpfen. Auf dem wichtigsten Kriegsschauplatz, in den Niederlanden, waren die französischen Truppen unter Moritz von Sachsen zwar glücklich, aber trotzdem wurde bald auch Frankreich ebenso wie das verbündete Spanien des Krieges müde, und so kam es denn 1748 zum Frieden von Aachen. Er war für Maria Theresia nicht ungünstig, und wenn sie auch einige Gebiete in Italien an einen spanischen Prinzen abtreten mußte, so ertrug sie dies viel leichter, als daß sie Schlesien eingebüßt hatte: diesen Verlust konnte sie nicht verschmerzen.

§ 170. Die erste Friedenszeit. 1. Friedrich der Große hatte nach dem zweiten schlesischen Kriege seine Haupttätigkeit den Arbeiten des Friedens zugewandt. Er suchte besonders Schlesien wieder emporzubringen, das durch die Feldzüge schwer gelitten hatte, und es gelang ihm bald, dies Land mit seiner zahlreichen protestantischen Bevölkerung fest an sein Reich zu ketten. Die schlesischen Städte blühten durch neu begründete industrielle Unternehmungen auf, der Ackerbau hob sich wieder, neue Festungen wurden angelegt. Der König entfaltete eine rastlose Tätigkeit. Er war in der Tat „der erste Diener des Staates". Die strenge Einteilung des Tages,

in der schon die frühesten Morgenstunden den Regierungsgeschäften gewidmet waren, die ebenso strenge Einteilung des Jahres, die bis auf den Tag genau innegehalten wurde, die Reisen zur Musterung der Heeresabteilungen, die ihm zugleich auch den wirtschaftlichen Zustand jeder Provinz zeigten, ermöglichten dem König, der mit hellem Auge um sich sah, eine genaue Beaufsichtigung des ganzen Staatswesens. Jeder seiner Untertanen konnte sich mündlich oder schriftlich an ihn persönlich wenden und war einer pünktlichen Antwort und genauen Untersuchung und Beurteilung seiner Sache sicher. Keine Angelegenheit achtete Friedrich zu gering, um sie seiner persönlichen Entscheidung zu unterziehen. Man merkte seinen scharfen, tatkräftigen Geist in dem Gerichtswesen, in der Verwaltung der Provinzen und der einzelnen Städte — man merkte seine gestaltende Kraft besonders im Heere, das noch vermehrt und unablässig geübt wurde, obgleich Friedrich zur Zeit des Dresdener Friedens hoffte, er werde keinen Krieg mehr zu führen haben.

§ 171. Österreich unter Maria Theresia. Ähnlich wirkten in Österreich die treffliche Verwaltung und die landesmütterliche Tätigkeit Maria Theresias. Das Heer ward nach preußischem Vorbild vollkommen umgestaltet, und die Regierung und Verwaltung wurden dem bisher entscheidenden Einflusse des hohen Adels und der Geistlichkeit entzogen, denn Maria Theresia, so fromm katholisch sie persönlich war, wollte doch von einem Eingreifen der Kirche in den Staat nichts wissen. Ferner begann sie, obwohl schonend und vorsichtig, die vielen österreichischen Länder in einen mehr einheitlichen Staat unter dem leitenden deutschen Einfluß umzubilden. So brach auch für Österreich eine neue Zeit an.

Selbst viele der kleineren deutschen Höfe kehrten nun, da sie im eigenen Vaterlande so ausgezeichnete Fürsten wie Friedrich und Maria Theresia hatten, ihren Blick nicht mehr nach Paris und Frankreich, das unter Ludwigs XV. sittenloser Regierung mehr und mehr sank.

§ 172. Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Die glückliche Friedenszeit sollte nicht lange dauern. Zu tief schmerzte Maria Theresia der Verlust Schlesiens. Sie suchte und fand Bundesgenossen gegen Friedrich. In Rußland, das trotz innerer Mißregierung und Zerrüttung nach außen hin fort und fort an Macht und Einfluß gewonnen hatte, herrschte Peters des Großen lasterhafte und träge Tochter Elisabeth, die Friedrich der Große durch beißenden Spott sich zur bittersten Feindin gemacht hatte. Schon 1746 hatte sie mit Maria Theresia ein Bündnis geschlossen, das seine Spitze gegen Friedrich kehrte. In Frankreich, wo früher Maria Theresias kluger Staatsmann Kaunitz Gesandter gewesen war und die Stimmung zu Österreichs Gunsten gewendet hatte, leitete den König und die Minister ein herrschsüchtiges Weib, die Marquise von Pompadour, die von Maria Theresia gegen Friedrich gewonnen wurde, und so kam, obwohl dieser mit Frankreich noch in einem Bündnis stand,

das erst 1756 ablief, das Unerhörte zustande: ein heimliches Bündnis Österreichs und Frankreichs, der so lange feindlichen Mächte.

So deutete schon alles auf die kommenden Verwickelungen hin, als zwischen Frankreich und England in den amerikanischen Kolonien ein Krieg ausbrach. Nun schloß Georg II. von England, um sein Stammland Hannover vor einem Angriff der Franzosen zu schützen, ein Bündnis mit Friedrich, der noch immer glaubte, den Frieden in Deutschland erhalten zu können. Er mußte aber bald einsehen, daß dies unmöglich sei. Durch Verräter erhielt er Kenntnis davon, daß ein Angriff Rußlands und Österreichs auf ihn bevorstand. Er verlangte deshalb von Österreich die Erklärung, daß es weder in dem gegenwärtigen noch in dem folgenden Jahre ihn bekriegen würde, und als diese verweigert wurde, griff er zu den Waffen, um seinen Feinden zuvorzukommen.

1756—1763. **§ 173. Der siebenjährige Krieg. Die Anfänge.** 1. Im August 1756 rückte Friedrich der Große in Sachsen ein, dessen mächtiger Minister Brühl ihm ebenfalls feindlich war und ohne dessen Besitz er einen erfolgreichen Kampf gegen Österreich nicht führen konnte. Das sächsische Heer, an 20000 Mann stark, aber wenig gerüstet, konnte keine Schlacht wagen, hoffte aber in seinem festen Lager bei Pirna das Herankommen der österreichischen Entsatzarmee abwarten zu können. Doch Friedrich schlug nach heißem Kampfe die Österreicher bei Lobositz (an der Elbe), und nun mußte sich die sächsische Armee ergeben (16. Oktober). Sachsen war damit ganz in Friedrichs Hand und konnte der Ausgangspunkt seiner weiteren Bewegungen werden, aber freilich die Hoffnung des Königs, den Krieg mit wenigen Schlägen schnell zu beenden, war durch den zähen Widerstand der Sachsen vereitelt worden.

2. Während Friedrich in Sachsen überwinterte, erhielt das Gesamtbündnis fast aller europäischen Mächte gegen ihn feste Gestalt. Ihrer Übermacht sicher, verteilten Friedrichs Feinde schon seine Länder unter sich: Österreich sollte Schlesien, Rußland die Provinz Preußen haben; auch Frankreich, Sachsen, Schweden sollten für ihre Teilnahme am Kriege durch preußische Gebiete entschädigt werden. Wohin Friedrich blickte, sah er Feinde, selbst das Reich erklärte ihm den Krieg. Von den größeren Mächten war nur England mit ihm verbündet.

1757. **§ 174. Das Jahr 1757. Prag und Kolin. Roßbach. Leuthen.** 1. Dennoch verzweifelte Friedrich nicht. Seine Heere rückten im Frühjahr 1757 von Sachsen und Schlesien nach Böhmen und gewannen vereint am 6. Mai über die Österreicher den glänzenden, aber blutigen Sieg bei Prag. Der Feldmarschall Schwerin starb hier den Heldentod. Das österreichische Heer warf sich nun nach Prag hinein und wurde hier von Friedrich belagert; als dann Daun mit einer Entsatzarmee heranzog, griff ihn der König am 18. Juni in seiner festen Stellung auf den Bergen bei Kolin (an der Elbe) an, erlitt aber hier zum erstenmale eine schwere Niederlage.

Sie hatte die schlimmsten Folgen, denn nun mußte Friedrich die Belagerung von Prag aufgeben, Böhmen verlassen und sich auf die Verteidigung beschränken.

2. Von allen Seiten brachen jetzt seine Feinde los. Die Russen schlugen den greisen General Lehwaldt bei Groß-Jägersdorf (am Pregel) und bemächtigten sich Preußens. Die Franzosen drangen über den Rhein gegen Hannover vor, siegten bei Hastenbeck an der Weser und bekamen durch die Konvention von Kloster Zeven alles Land bis zur Elbe in ihre Hand. Ein zweites französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise vereinte sich mit der Reichsarmee und bedrohte Sachsen. Die Schweden rückten in Vorpommern vor, die Österreicher drangen unter Karl von Lothringen in Schlesien ein; österreichische leichte Reiter schweiften sogar schon bis nach Berlin. Friedrich schien verloren. Aber er verzagte nicht. Einen Teil seines Heeres sandte er unter dem Prinzen von Braunschweig-Bevern und seinem persönlichen Freunde Winterfeld gegen die Österreicher nach Schlesien, er selbst wandte sich gegen Soubise und schlug ihn nahe der Saale in der ruhmreichen Schlacht bei Roßbach, in der sich **5. November.** besonders der Reitergeneral Seydlitz auszeichnete. In wenigen Stunden waren die Franzosen und die Reichstruppen in schimpflicher Flucht zerstoben.

3. Dann zog Friedrich in Eilmärschen nach Schlesien, wo Winterfeld bei Moys (unweit von Görlitz) gefallen, Bevern gefangen, Breslau verloren gegangen war. Mit 14000 Mann stieß er zu den 20000, die sich noch in Schlesien hielten. Mit 70000 Mann standen Karl von Lothringen und Daun ihm gegenüber. Aber Friedrich wußte mit gewaltigen Worten seine Generale und Stabsoffiziere zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte zu entflammen und schlug in der meisterhaft geleiteten Schlacht bei Leuthen **5. Dezember.** den doppelt so starken, überlegenen Feind. Über das Heer kam das Gefühl, aus schwerer Gefahr wie durch ein Wunder gerettet worden zu sein, und das feierliche „Nun danket alle Gott“, das am Abend vieltausendstimmig von dem blutgetränkten, winterlichen Schlachtfelde gen Himmel drang, kam aus vollen, gläubigen Herzen. Friedrich war wieder Herr von Schlesien und Sachsen, aber den Frieden herbeizuführen, gelang ihm nicht.

§ 175. Die Jahre 1758–1760. 1. Den Feldzug des Jahres 1758 begann Friedrich mit einem Einfall in Mähren, mußte sich aber dann gegen die Russen wenden, die durch Preußen und Pommern bis zur Oder vorgedrungen waren. Bei Zorndorf (am 25. August) über- **1758.** wand er ihren hartnäckigen Widerstand in einer blutigen Schlacht, in der wieder Seydlitz das Beste tat. Die Russen gingen an die Weichsel zurück. Die Franzosen hatte inzwischen Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Feldherr des englisch-deutschen Heeres, das ihnen gegenüberstand, bis über den Rhein zurückgedrängt und bei Krefeld geschlagen, aber Friedrich selbst, der allzusehr auf Dauns Zaghaftigkeit baute, wurde

von diesem bei Hochkirch am 14. Oktober 1758, noch ehe der Morgen graute, überfallen und trotz ruhmvoller Gegenwehr besiegt. Dennoch behauptete er auch jetzt noch Sachsen und Schlesien.

2. Aber Friedrichs Kassen waren erschöpft, seine Truppen nicht mehr die alten. Seine Gegner wußten das wohl, und mit einem Hauptschlage wollten sie dem Kriege ein Ende machen. Die Österreicher unter Laudon vereinigten sich mit den Russen unter Saltykow; mit allen verfügbaren Truppen, etwa 48000 Mann, griff der König die weit stärkeren Feinde
1759. (sie zählten fast 70000 Mann) am 12. August bei Kunersdorf (östlich der Oder nahe bei Frankfurt) an und erlitt hier die schwerste Niederlage seines Lebens. Er glaubte sich verloren und wäre es gewesen, wenn Russen und Österreicher einträchtig gehandelt hätten. So behauptete sich Friedrich, aber Dresden und damit der südliche Teil Sachsens blieben in der Hand der Österreicher, nachdem sich General Fink bei Maxen (unweit von Dresden), vom Feinde umzingelt, mit seinem Korps nach verlustreichem Kampf ergeben hatte. Ein Glück, daß wenigstens die Franzosen, die im Anfang des Jahres bei Bergen unweit von Frankfurt a. M. gesiegt hatten, durch Ferdinand von Braunschweig am 1. August bei Minden zurückgeschlagen worden waren.

1760. 3. Schwer, aber glücklicher waren die Kämpfe des Jahres 1760. Zwar wurde noch einmal ein preußisches Korps — freilich erst nach heldenmütiger Gegenwehr bis zum äußersten — zur Ergebung gezwungen (Fouqué bei Landeshut), und Friedrichs Angriff auf Dresden scheiterte, aber gegen Laudon gelang ihm der Überfall bei Liegnitz (15. August), und wenn er auch die vorübergehende Besetzung Berlins durch Russen, Österreicher und Sachsen nicht hindern konnte, so errang er doch mit dem alten Zieten am 3. November bei Torgau, freilich erst nach schwerem Ringen — er selbst war in der größten Lebensgefahr —, den Sieg über Daun und erkämpfte sich damit die Winterquartiere in Sachsen.

§ 176. Die letzten Jahre des Krieges. Ergebnis. 1. Trotzdem war Friedrichs Lage furchtbar, und seine Not wuchs noch, als nun auch die Hilfsgelder, die er bisher von England bezogen hatte, ausblieben, nachdem Georgs II. Nachfolger 1761 den Minister Pitt, Friedrichs beste Stütze, entlassen hatte. Eine offene Schlacht konnte der König 1761 nicht mehr wagen, und so verschanzte er sich in einem festen Lager bei Bunzelwitz, wo er sich auch hielt. Aber Schweidnitz konnte er nicht retten, Kolberg nahmen die Russen, und am Ende des Feldzuges waren halb Schlesien und halb Pommern in den Händen der Feinde. Friedrichs Untergang schien gewiß. Da starb in den ersten Tagen des Jahres 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und dieser Todesfall änderte den ganzen Gang des Krieges. Ihr Neffe und Nachfolger Peter III., ein holsteinischer Prinz, war ein eifriger Bewunderer Friedrichs; er schloß so-

fort mit ihm Frieden, gab ihm alles Eroberte zurück und ließ sogar einen Teil seiner Truppen unter dem General Tschernyschew zu ihm stoßen. Freilich ward er noch im Sommer desselben Jahres entthront und dann ermordet, aber seine Gemahlin, die ihm als Katharina II. folgte, hielt 1762—1796. wenigstens den Frieden, und Tschernyschew, der den Befehl bekommen hatte, heimzukehren, blieb mit seinen Truppen noch einige Tage bei Friedrich und half ihm so, wenn er auch nicht in den Kampf eingriff, den Sieg bei Burkersdorf (in Schlesien) über die Österreicher erfechten. Bald darauf machten England und Frankreich ihrem siebenjährigen Seekrieg um die Kolonien in Amerika und Indien ein Ende; Schweden aber hatte schon im Anschluß an Rußland mit Friedrich Frieden geschlossen. Maria Theresia hoffte indes noch immer, wenigstens Teile von Schlesien zu gewinnen. Als aber die Preußen unter dem Prinzen Heinrich, Friedrichs Bruder, bei Freiberg in Sachsen einen neuen Sieg über die Reichstruppen und Österreicher erfochten hatten (1762), als Sachsen und das Reich immer sehnsüchtiger nach Frieden verlangten, da mußte auch sie nachgeben. Auf dem Schloß Hubertusburg zwischen Leipzig und Dresden wurde am 15. Februar zwischen Preußen, Österreich und Sachsen 1763. Friede geschlossen. Friedrich behielt Schlesien und verpflichtete sich nur, bei der nächsten Kaiserwahl dem Sohne der Maria Theresia, Joseph, seine Stimme zu geben.

2. So war die furchtbare Kriegszeit beendet. Friedrich hatte sein Land, das damals kaum mehr als fünf Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa verteidigt und keinen Fußbreit seines Gebietes verloren. Gewiß hatte er zunächst für sein Preußen gekämpft; aber zugleich hatte er damit auch für die Sache des Protestantismus und der geistigen Freiheit, ja auch für die Zukunft ganz Deutschlands gestritten. Den endlich nach so furchtbaren Gefahren doch errungenen Sieg verdankte Friedrich der Treue seines Volkes, dem Pflichtgefühl seiner Beamten, der Tüchtigkeit seiner Truppen, vor allem aber seiner eigenen Feldherrngröße und seiner unerschütterlichen Tatkraft, die aushielt, selbst als alles verloren schien, bis zu dem Augenblick, wo der Thronwechsel in Rußland die Rettung brachte. Der siebenjährige Krieg hatte Preußen in Deutschland eine Stellung verschafft, wie sie nie ein protestantischer Staat vorher errungen hatte.

§ 177. Friedrichs des Großen Verdienste um die Hebung des Staates. A. Landwirtschaft und Industrie. Daß der König der erste Feldherr in Europa war, hatte er bewiesen; nun zeigte er, daß er auch als Staatsmann seine Zeitgenossen weit übertraf.

1. Preußen war vorwiegend Ackerbaustaat, und der Förderung der Landwirtschaft mußte also die Fürsorge des Königs vor allem gelten. Schon vor dem siebenjährigen Kriege hatte er den Oderbruch entwässert und Tausenden von Familien Ackerland und Wohnsitze verschafft; noch

umfassender sorgte er nach dem Kriege für das Netze- und Warthegebiet. Wie er dem von der Kriegsnot hart getroffenen Adel Arbeitspferde und Saatkorn schenkte, so trat er für die noch immer erbuntertänigen Bauern mit derselben Freigebigkeit ein und bot alles auf, ihre Lage zu erleichtern, ihre Hofdienste einzuschränken und ihren Wohlstand zu heben.

2. Der noch schwachen Industrie des Landes suchte der König durch starke Zölle auf fremde Waren wenigstens den heimischen Markt zu sichern. Wo er konnte, regte er zu neuen Industriezweigen an, förderte den Seidenbau und die Seidenmanufaktur, die Tuch- und Porzellanfabrikation, kurzum jede Handfertigkeit; auch besserte er die Landstraßen und schuf neue Wasserwege: der Finowkanal, der Plauesche und der Bromberger Kanal sind sein Werk. So hob sich der Handel, ohne den die Industrie nicht gedeihen kann.

§ 178. Friedrichs des Großen Verdienste um die Hebung des Staates. B. Finanzen, Rechts- und Schulwesen. 1. Die Akzise, diese „Goldgrube", die der Große Kurfürst für sein Land entdeckt hatte (§ 151), wurde zugunsten der ärmeren Bevölkerung nach dem Grundsatz umgestaltet, daß Luxusgegenstände möglichst hoch besteuert werden, unentbehrliche Lebensmittel (so vor allem Getreide und Schweinefleisch, „die gewöhnliche Nahrung der Armen") unbesteuert bleiben sollten. Zu dem schon bestehenden Salzmonopol kam nun das Tabaks- und Kaffeemonopol, d. h. dem Staate allein wurde das Recht zuerkannt, den Verkauf von Tabak und Kaffee — natürlich mit bedeutendem Gewinn — zu übernehmen; auch diese Monopole waren also eine Steuerquelle. Ferner richtete der König die sogenannte Regie ein, d. h. eine vom Generaldirektorium (§ 163) losgelöste, selbständige Verwaltung aller indirekten Steuern, die aber wegen mancher kleinlicher und drückender Maßregeln und auch deswegen, weil ihre höheren Beamten zum Teil Franzosen waren, beim Volke auf großen Haß stieß und bitter verspottet wurde. Überhaupt waren die Reformen im Steuerwesen sehr unbeliebt, und doch haben sie dem Lande gute Dienste getan; sie haben dem König die Mittel zu seiner großartigen Tätigkeit zum Wohle Preußens gegeben.

2. Die Vereinfachung der Rechtspflege, die sein Vater begonnen hatte (§ 163), förderte er nachdrücklich. Gleich nach dem zweiten schlesischen Kriege wurde mit dem Codex Fridericianus eine neue Gerichtsordnung für Preußen geschaffen; das Gefühl, in einem Rechtsstaate zu wohnen, wurde lebendig auch in dem ärmsten Untertanen. In den letzten Jahren seiner Regierung entstand noch der von dem Großkanzler von Carmer verfaßte Entwurf zum Allgemeinen Landrecht, das dann unter seinem Nachfolger eingeführt wurde.

3. Die Volksschule suchte Friedrich nach dem Beispiel seines Vaters zu heben. Leider reichten die Mittel nicht weit, und so blieb

manches zu wünschen. Für höhere Schulen und Universitäten, und ebenso für die Akademie der Wissenschaften war Friedrichs Interesse größer, als das seines Vaters gewesen war. Auch für Kunst und Wissenschaft geschah viel, besonders entstanden eine Reihe prächtiger Bauten; so in Berlin das Opernhaus, die Bibliothek und das Palais des Prinzen Heinrich (jetzt Universität), in Potsdam das Neue Palais und Sanssouci mit prächtigen Garten- und Parkanlagen. In religiöser Beziehung war Friedrich durchaus duldsam; in seinem Lande sollte „ein jeder nach seiner Fasson selig werden".

§ 179. Die erste Teilung Polens. Der bayrische Erbfolgekrieg. 1. Während Friedrich so rastlos tätig war für die Erhaltung und Mehrung des inneren Wohlstandes, bot sich ihm Gelegenheit zu einer neuen großen Erwerbung für seinen Staat. Um zu verhindern, daß Polen ganz unter russischen Einfluß kam, regte Friedrich den Gedanken an, das Land zu teilen. So kam es zur ersten Teilung Polens, durch 1772.
die Preußen Westpreußen und den Netzedistrikt (36 000 qkm mit 600 000 Einwohnern) bekam, während Österreich das doppelt so große Galizien und Lodomerien, Rußland den dreimal so großen nordöstlichen Teil des Landes erhielt. Man mag bedauern, daß die gesetzlosen Zustände (liberum veto) und die Ohnmacht Polens ein solches Schicksal über das Land gebracht haben: Friedrich verdient keinen Vorwurf. Er tat nur, was er um der Selbsterhaltung willen tun mußte, und für das Gedeihen der Gebiete, die an Preußen und Österreich fielen, war der Wechsel der Herrschaft ein wahres Glück. Die Segnungen einer neuen Kultur verbreiteten sich in ihnen, und deutsche Sitte und deutsche Art begann wieder bildend und fördend gen Osten vorzuschreiten.

2. Die Verbindung Friedrichs mit Rußland und Österreich war nur von kurzer Dauer. Katharina II. mit ihrem glänzenden Herrschertalente hob zwar die innere Ordnung, die Bildung und die Macht Rußlands und vollendete das von Peter dem Großen begonnene Werk, Rußland zu einer einflußreichen Großmacht zu machen; aber durch ihren Ehrgeiz, der namentlich nach dem Besitze der Türkei und Konstantinopels trachtete, wurde sie dem gesamten Europa und besonders auch Deutschland gefährlich. Ein nicht minder unruhiger Geist lebte in Kaiser Joseph II. Er hoffte für Österreich nach dem Aussterben der **1765—1790.**
bayrischen Kurlinie (1777) Bayern von dem nächsten Erben, Karl Theodor von der Pfalz, zu gewinnen. Damit wäre Österreichs Macht tiefer in Deutschland hineingewachsen. Um das zu verhindern, bestimmte Friedrich der Große den voraussichtlichen Erben Karl Theodors, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, sich dagegen zu erklären, und trat dann als Schützer für ihn auf. So entstand der sogenannte bayrische Erbfolgekrieg (1778—1779), der ohne Schlacht verlief, da Maria Theresia und Friedrich der Große der Kriege gleich müde

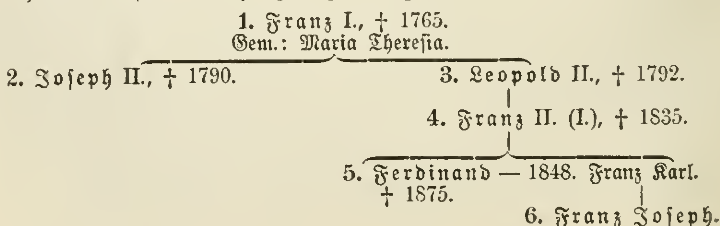
waren. Im Frieden zu Teschen erwarb Österreich zwar ein Grenzstück Bayerns, das Innviertel, die Selbständigkeit Bayerns aber blieb gewahrt.

§ 180. Joseph II. als Herrscher von Österreich. Der auf-
1780. **geklärte Despotismus.** Im Jahre 1780 starb Maria Theresia, und nun erst bekam Joseph II.*) die volle Macht auch in Österreich. Sofort unternahm er eine Menge Änderungen und Reformen sowohl auf staatlichem wie auf kirchlichem Gebiete. Edel und hohen Sinnes, glich er Friedrich darin, daß er sich nie genug tun konnte, daß er jedem persönlich zugänglich war, gern durchgriff und half. Aber ihm fehlte der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit des alten Meisters auf dem preußischen Throne. Eine Menge unvorbereiteter, übereilter Reformen drängten eine die andere. Folter, Todesstrafe und Leibeigenschaft wurden abgeschafft, fast die Hälfte der Klöster aufgehoben und ihr Vermögen für Zwecke des öffentlichen Unterrichts eingezogen, deutsche Kirchenlieder und die deutsche Bibel wurden eingeführt und Glaubensfreiheit verkündet. Durch ganz Europa ging damals ein Streben nach Aufklärung. Außer bei Friedrich dem Großen und Joseph II., den beiden wichtigsten Vertretern des aufgeklärten Despotismus, findet es sich auch bei Katharina II., freilich mit dem Hang zum leeren Schaugepränge wie mit kalter Selbstsucht gepaart. Es findet sich bei nicht wenigen Ministern, die bei der Schlaffheit ihrer Könige die Staaten, denen sie angehörten, oft fast unumschränkt regierten, so bei Pombal in Portugal und bei Struensee in Dänemark. Auch an den bourbonischen Höfen (Frankreich, Spanien und Neapel) findet es sich, und es führte sogar in den meisten katholischen Reichen zur Ausweisung der Jesuiten und schließlich sogar zur Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. (1773).

§ 181. Der deutsche Fürstenbund. Friedrichs II. Tod. Joseph II. nahm den Plan der Erwerbung Bayerns, das er jetzt vom Kurfürsten Karl Theodor gegen die österreichischen Niederlande (Belgien) eintauschen wollte, noch einmal auf, vertrauend auf den Schutz Rußlands, mit dem gemeinsam er zugleich einen neuen Angriff auf die Türkei
1785. vorbereitete. Auch diesen Versuch vereitelte Friedrich, indem er 1785

---

*) Stammtafel der Lothringer (Habsburger):



zunächst mit Hannover und Sachsen zum Schutze gegen die Übergriffe Österreichs den Fürstenbund schloß, dem bald die Mehrzahl der deutschen Fürsten beitrat. Nicht lange nachher starb Friedrich der Große in der Einsamkeit seines Residenzschlosses Sanssouci. Joseph II. überlebte ihn nur wenige Jahre: er verschied 1790, früh gebrochen von dem Widerstande, den seine wohlgemeinten, aber übereilten Neuerungen überall gefunden. Sein besonnener und kluger Bruder Leopold II. folgte ihm. 1786, 17. Aug. 1790—1792.

§ 182. Deutschlands geistiges Leben. Die letzten Jahrzehnte der beiden großen deutschen Herrscher waren zugleich eine Zeit reicher geistiger Anregung für das gesamte deutsche Volk.

1. Die deutsche Dichtung gedieh zu herrlicher Blüte. Wie Ludwig XIV. für die deutschen Fürsten, so waren seine Dichter, die Tragiker Corneille und Racine und der Komödiendichter Molière, lange Zeit die Vorbilder der deutschen Dichter gewesen: jetzt befreiten der fromme Klopstock (1724—1803) und der scharfsinnige, kühne Lessing (1729—1781) die Deutschen zuerst von der „gallischen Knechtschaft"; dann förderten der heitere, witzige Wieland (1733—1813) und der ernste, volksliederkundige Herder (1744—1803) die gewonnene Selbständigkeit weiter, und alle überragend schuf gerade damals Goethe (1749—1832) in jeder Gattung der Poesie Werke reinster Schönheit und tiefster Innigkeit, während der würdevolle und sprachgewaltige Schiller (1759—1805) seine Balladen sang, in seinen Dramen mit mächtiger Stimme zu seinem Volke sprach und es zu mannhaftem Sinn und zur Vaterlandsliebe mehr und mehr erzog.

2. In der Baukunst und der Bildnerei huldigte jene Zeit dem Stil des Rokoko, einer Weiterbildung des im 17. Jahrhundert auch in Deutschland herrschend gewordenen Barockstils, der sich seinerseits aus dem der Spätrenaissance herausgebildet hatte. In der Musik übertrafen die deutschen Meister damals die aller anderen Nationen. Schon um 1720 hatte Sebastian Bach die Kirchenmusik zu großer Vollendung geführt; unter Maria Theresias Regierung lebten und wirkten dann die großen Meister der Töne Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart. Und was auf dem Gebiete der Wissenschaft der deutsche Geist vermochte, zeigte niemand besser als Immanuel Kant, der große Weltweise, Friedrichs des Großen Zeitgenosse.

3. Was Friedrichs des Großen Heldentaten dem Deutschen wiedergegeben hatten: ein Herz für sein deutsches Vaterland und sein Volkstum — das wurde durch die Schöpfungen seiner Dichter und Tonkünstler wie der Männer der Wissenschaft gestärkt und gefestigt. Das Nationalbewußtsein, das in unserem Vaterlande so lange gefehlt hatte, wuchs siegreich empor: es sollte bald in trüber Zeit der einzige Hort bleiben, an dem sich das schwer bedrückte Volk trösten und aufrichten konnte.

C. Deutschland im Kampfe gegen die französische Revolution und die Gewaltherrschaft Napoleons.

§ 183. Die französische Revolution. 1. Wenige Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen brach in Frankreich jene furchtbare Revolution aus, die den bisherigen Rechtszustand ganz Europas erschüttern sollte. Seit einem Jahrhundert schon war Frankreich im Verfall. Die Regierung Ludwigs XIV., in ihrer ersten Hälfte so glänzend wie die keines anderen französischen Königs, hatte doch zuletzt dem Volke nur Verarmung, dem Staate Einbuße an innerer Kraft, sogar an Macht und Ansehen nach außen gebracht. Die Unzufriedenheit in den Kreisen der Gebildeten, der Druck, unter dem die unteren Volksklassen seufzten, wuchs unter der sittenlosen Mißregierung des Regenten (§ 160) und Ludwigs XV. Alle die führenden Geister der Literatur, ein Montesquieu, Voltaire, J. J. Rousseau, griffen den bestehenden Staat aufs schärfste an, ihre Lehren der Aufklärung verbreiteten sich schnell, und der Ruf nach Reformen ward allgemein. Ludwig XVI., der seinem Großvater 1774 gefolgt war, ein frommer, sittlich reiner und vom besten Willen beseelter Fürst, hatte nicht die Kraft, den Stürmen der Zeit zu widerstehen. Er ließ sich bald von seinen Höflingen und seiner begabten, aber leichtlebigen Gemahlin Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresias, von dem Weg der Reformen, den er unter Turgots Leitung schon betreten hatte, wieder ablenken, und nun trieb das Staatsschiff schnell dem Untergange entgegen. Die Schuldenlast, die Ludwigs XIV. unaufhörliche Kriege ebenso wie seine und seiner Nachfolger verschwenderische Hofhaltung auf Frankreich gewälzt hatten, nötigten den König — auch der kluge Finanzminister Necker sah keine andere Hilfe — die alten Reichsstände, die Generalstaaten (états généraux), die seit 175 Jahren nicht mehr versammelt gewesen waren, 1789 nach Versailles zu berufen. Nun aber verlangten die Vertreter der bevorrechteten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, die zusammen nur ganz wenig stärker waren als die des dritten Standes (tiers état), der allein mehr als 550 Stimmen hatte, gesonderte Beratung der drei Stände, um so ihr Übergewicht zu behaupten. Das trieb die Abgeordneten des dritten Standes, der die Steuerlast fast allein trug, zu dem revolutionären Schritt, sich auf Antrag
1789. des Abbé Sieyès als Nationalversammlung zu erklären, und die Vertreter der beiden anderen Stände traten schließlich — wenigstens zum großen Teil — in diese Versammlung ein, die nun daran ging, dem Staate eine Verfassung zu geben (assemblée nationale constituante).

2. Während die Mitglieder dieser Versammlung, unter denen durch Klarheit und Geist vor allem Graf Mirabeau hervorragte, sich mühten, aus der absoluten Monarchie Frankreichs einen monarchischen Verfassungsstaat zu machen, brach zuerst in Paris, wo Not und Mangel unter der

Masse herrschten, mit dem Bastillesturm (14. Juli 1789), bald in ganz Frankreich mit den Angriffen auf Eigentum und Leben der Bevorrechteten die volle Revolution aus. Wer von den adligen Herrn konnte, ging außer Landes (Emigranten); die Nationalversammlung aber, die bald nach Paris übersiedelte, wohin auch die königliche Familie ihren Wohnsitz verlegen mußte, ging immer gewaltsamer vor, hob alle Sonderrechte auf, erließ auf Lafayettes Antrag die Erklärung der Menschenrechte — ohne doch andererseits die Menschen- und Bürgerpflichten festzustellen —, machte die geistlichen Güter zum Nationaleigentum und gab darauf Papiergeld, die schnell entwerteten Assignaten, aus, teilte Frankreich unter Aufhebung der alten, geschichtlichen Gliederung in Departements, Distrikte und Kommunen — und genügte doch mit alledem den Klubbisten, die vornehmlich im Jakobinerklub unter Dantons, Robespierres und Marats Führung ihr Wesen trieben, noch lange nicht. Vergebens bemühte sich Mirabeau Einhalt zu tun: selbst seine gewaltige Kraft war zu schwach, der Krone, auf deren Seite er getreten war, in der neuen Verfassung auch nur ein wirkliches Einspruchsrecht zu schaffen. Nach seinem Tode (1791) schlugen die Wogen der Revolution über dem Königtum zusammen. Ludwig XVI. machte mit den Seinen einen Fluchtversuch, wurde aber erkannt und zurückgeführt und mußte nun den Eid auf die neue Verfassung leisten, den die Mehrzahl der Geistlichen verweigerte.

3. In der nach dieser Verfassung berufenen gesetzgebenden Nationalversammlung (assemblée nationale législative), die Ende 1791 zusammentrat, hatten bereits die Republikaner die Oberhand. Der König mußte ein Ministerium aus ihrer Mitte, aus den talentvollen, aber eitlen Girondisten berufen. Um ihren Einfluß zu bewahren und sich gegen die anderen Parteien in der Nationalversammlung zu halten, brachten sie es soweit, daß Ludwig XVI. dem Kaiser Franz II., der gerade damals 1792—(1806) 1835.
— ein nüchterner und eigennütziger, jedes großen Zuges barer Fürst — auf seinen Vater Leopold II. gefolgt war, den Krieg erklären mußte, weil die Emigranten am Rhein durch ihre Kriegsrüstungen, die in Wirklichkeit mehr lärmend als gefährlich waren, angeblich Frankreich bedrohten.

§ 184. Der Krieg Österreichs und Preußens gegen Frankreich im Jahre 1792. An der Seite Österreichs nahm Preußen den Kampf gegen die französische Revolution auf. Auf Friedrich II. war hier sein Neffe Friedrich Wilhelm II. gefolgt, der seinem großen Vorgänger 1786—1797.
weder an Tatkraft noch an Umsicht zu vergleichen war und seinem Volke in sittlicher Beziehung kein gutes Beispiel gab. In den Krieg, von dem er die Wiedergewinnung des Elsasses und Lothringens erhoffte, trat er voll Eifer ein. Mit 42000 Mann drang der Anführer des preußischen Heeres, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, von Österreich nur schwach unterstützt, in Frankreich ein (Kampagne in Frankreich). Voraus ging dem Heere ein von Emigranten verfaßtes

Manifest, in dem der Herzog der Stadt Paris mit Vernichtung drohte, wenn dem König Ludwig XVI. nur ein Haar gekrümmt würde. Aber diese hohle Prahlerei wirkte nur aufreizend. Schon vorher hatten Volksmassen den Einbruch in das Königsschloß, die Tuilerien, versucht; nun wurde das Schloß vom Pöbel erstürmt, der König suspendiert und als Gefangener in den „Temple" (früher Sitz des Templerordens) gebracht; auf Befehl des gewalttätigen neuen Justizministers Danton wurden dann durch die entsetzlichen Septembermorde Tausende von eingekerkerten „Verdächtigen" in den Gefängnissen hingeschlachtet. Das preußische Heer, bei dem der König Friedrich Wilhelm II. selbst war, drang indessen zwar über den Argonner Wald in die Champagne ein, wich dann aber bei Valmy nach einer zwecklosen Kanonade ohne zwingenden Grund zurück, obwohl ein entschiedener Angriff den schnellen Sieg gebracht hätte. Der äußerst verlustvolle Rückzug der Preußen ging bis über den Rhein. Die Franzosen folgten und nahmen Mainz und Frankfurt, während ein anderes Heer unter Dumouriez die Österreicher in den Niederlanden bei Jemappes schlug.

§ 185. Die erste Koalition gegen Frankreich. In Paris hatte inzwischen eine neue Volksvertretung, der sogenannte Nationalkonvent (convention nationale), der unter dem Einflusse der greuelvollen Septembermorde gewählt worden war, am 21. September 1792 die Republik erklärt. Frankreich geriet nun ganz unter die Herrschaft des Schreckens, und das Blut floß in Strömen. König Ludwig XVI.
1793. wurde des Hochverrats angeklagt und am 21. Januar 1793 durch die Guillotine hingerichtet; wenige Monate später folgte ihm seine Gemahlin Marie Antoinette aufs Blutgerüst. Da trat fast ganz Europa dem Bunde Österreichs und Preußens gegen die französische Revolution bei, und die erste Koalition begann ihren Kampf gegen die französischen Schreckensmänner (1793—1797). Das französische Heer war in vollständiger Auflösung. Im eigenen Lande, in der Vendée und Bretagne wie in den Städten des Südens, tobte der Bürgerkrieg. So wurden die Franzosen wiederholt geschlagen. In den Niederlanden siegten die Österreicher bei Neerwinden; Mainz ward von den Preußen und Österreichern gemeinschaftlich zurückerobert, und die ersteren kämpften siegreich vor allem bei Kaiserslautern.

§ 186. Die zweite und die dritte Teilung Polens. 1793—1795. Aber die Verbündeten waren nicht einig, weil jeder zunächst nur an seinen
1793. Vorteil dachte. Als Friedrich Wilhelm II. sich 1793 mit Katharina II. zur zweiten Teilung Polens vereinte und dabei außer den Städten Danzig und Thorn das Gebiet zwischen Westpreußen und Schlesien („Südpreußen") — zusammen 60000 qkm mit über 1 Million Einwohner — erhielt, da sah sich Österreich, das ausgeschlossen blieb, benachteiligt. Auch seine Hoffnungen auf Erwerbungen in Bayern, im

Elsaß, in Italien, wohin sich die Blicke des Kaisers Franz und seines ränkevollen Ministers Thugut richteten, wollten sich nicht erfüllen. So bemühte es sich denn um die Gunst Rußlands, und zwar nicht umsonst. Preußische Truppen hatten zwar mit gegen den Aufstand gekämpft, den jetzt, wo es zu spät war, die Polen unter Kosciusko versuchten, aber erst der russische General Suworow, der Türkenbesieger, eroberte Warschau. So glaubte Katharina auf Preußen keine besondere Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Es wurde zwar bei der dritten Teilung, die dem Königreich, 1795.
Polen ein Ende machte, nicht ausgeschlossen (es bekam Neu-Ostpreußen d. h. das Land bis zum Njemen und Bug mit Warschau), aber die entscheidenden Verhandlungen waren unter Ausschluß Preußens zwischen Rußland und Österreich, das damals Westgalizien erhielt, geführt worden.

§ 187. Die Kämpfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Basel. Die Beziehungen zu Polen und Rußland hatten unter die beiden deutschen Mächte Unfrieden gesät, gerade als Einigkeit am nötigsten war. Denn damals (1793) schuf sich Frankreich durch das Aufgebot der ganzen wehrfähigen jungen Mannschaft vom 18. bis zum 25. Lebensjahre neue Heere, die zwar den geschulten Truppen der Preußen und Österreicher noch nicht gewachsen waren, aber doch durch ihre Überzahl und durch die Verwegenheit ihrer jungen Generale bald gefährliche Gegner wurden. Die Österreicher, 1794 bei Fleurus geschlagen, gingen über den Niederrhein zurück, und die Preußen gaben die Pfalz auf, obwohl sie hier auch in diesem Jahre nicht unglücklich gekämpft hatten; die Franzosen aber nahmen Belgien und gründeten in Holland die sogenannte batawische Republik, die nur ein Vasallenstaat Frankreichs war. Inzwischen hatte in Frankreich die Revolution weiter gewütet. Die Girondisten hatte man schon im Jahre 1793 aufs Schafott geschickt; dann war in den Zeiten, wo man das Christentum durch einen Kultus der Vernunft ersetzt hatte, ein förmlicher Blutrausch über Frankreich gekommen, dessen Furchtbarkeit doch noch von der Schreckensherrschaft überboten wurde, die Robespierre, nachdem er Danton dem Fallbeil überantwortet hatte, mit St. Just übte, um eine Umgestaltung der ganzen Gesellschaftsordnung zu erzwingen. Im Juli 1794 wurden endlich auch diese Schreckensmänner gestürzt. Noch ein Jahr dauerte dann die Herrschaft des Nationalkonvents; dann erst lenkte man wieder in ruhige Bahnen zurück. Die neue Regierung, das Direktorium (1795—1799), suchte von den Gegnern vor allem Preußen durch Entgegenkommen zu beruhigen, und dieses, erbittert über seine selbstsüchtigen Verbündeten, schloß am 5. April 1795 mit der fran- 1795.
zösischen Republik den Frieden von Basel, durch den es vom Kriege zurücktrat. Preußen blieb von da an überhaupt zehn Jahre hindurch neutral, eine Haltung, die später sein Verderben herbeiführte.

§ 188. Napoleon Bonaparte. 1. Österreich setzte im Bunde mit England und den meisten italienischen Staaten den Krieg fort.

1796. Da trat ihnen in Italien ein junger französischer General entgegen, der sich bald als überlegener Meister in der Kunst des Kriegs wie der Diplomatie erwies. Napoleon Bonaparte, geboren 1769 (oder 1768) in Ajaccio auf der Insel Korsika, die gerade zu jener Zeit französisch wurde, erwachsen in der gewissenlosen Schule der Jakobiner und trotz seiner Jugend schon durch kriegerische Erfolge ausgezeichnet, hatte vom Direktorium den Oberbefehl über die italienische Armee erhalten. Schnell schlug er mit seinen wilden und räuberischen Soldaten, die er für kriegerischen Ruhm zu begeistern und eng an sich zu ketten verstand, die alten, langsamen österreichischen Generale, die ihm gegenüberstanden, zwang Sardinien von der Koalition zurückzutreten, eroberte Mailand, nachdem er bei Lodi die Addabrücke genommen hatte, und trieb die Österreicher in die Festung Mantua. Italien litt schwer unter der Hand des Siegers, der Millionen auf Millionen, Gemälde und Kunstwerke aller Art dem Lande abpreßte, um sie als Verkünder seines Ruhmes nach Paris zu senden. — Ein gleichzeitiger Angriff, den Jourdan und Moreau, durch Oberdeutschland vorrückend, gegen Österreich unternahmen, scheiterte, nachdem die Heere beider Feldherren in Bayern ihre Vereinigung fast schon bewirkt hatten, an dem entschiedenen Vorstoß des Bruders Franz' II., des jungen Erzherzogs Karl, der Jourdan bei Amberg und bei Würzburg schlug, wodurch auch Moreau zum Rückzug gezwungen wurde.

2. Nun hofften die Österreicher das eingeschlossene Mantua entsetzen und Bonaparte schlagen zu können; aber dieser besiegte die Entsatzheere bei Arcole und bei Rivoli; Mantua mußte (1797) kapitulieren, und selbst der Erzherzog Karl, der jetzt den Oberbefehl in Italien übernahm, vermochte die Franzosen in ihrem Siegeslauf nicht aufzuhalten. Bonaparte drang durch die Alpenpässe zum Fuße des Semmering vor und schreckte Franz II. so, daß er in den Vorfrieden von Leoben willigte. Dann machte Bonaparte, nachdem er vorher schon den Kirchenstaat unterworfen hatte, der einst reichen und mächtigen Republik Venedig ein Ende, und als es endlich 1797 mit Österreich zum endgültigen Frieden von Campo Formio kam, konnte er dieser Macht als Entschädigung für die Abtretung von Belgien und Mailand den wichtigen Seestaat überlassen. Heimlich aber hatte Österreich — wie Preußen im Friedensschlusse zu Basel — in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, das nun mit seinen mehr als 3½ Millionen deutscher Einwohner der Republik Frankreich einverleibt wurde.

§ 189. Der Rastatter Kongreß. Die zweite Koalition. Das republikanische Frankreich zeigte sich eroberungssüchtiger, als es Ludwig XIV. je gewesen war. Fast ganz Italien samt der Schweiz stand unter französischem Einfluß. Dazu bezwang Bonaparte auf einem kühnen Zuge
1798. Ägypten durch den Sieg bei den Pyramiden (1798), wurde aber freilich durch die unmittelbar darauf folgende Vernichtung seiner Flotte bei Abukir durch den englischen Admiral Nelson von Frankreich abgeschnitten.

In Deutschland spielten unterdessen auf dem Kongreß zu Rastatt (1797—1799), der Entschädigungen der deutschen Fürsten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer festsetzen sollte, die französischen Gesandten in übermütiger Weise die Herren. Durch dieses Auftreten der Franzosen fühlte sich Österreich verletzt; in Rußland war Katharina II. gestorben und ihr Sohn Paul, ein leidenschaftlicher Feind des revolutionären Frankreichs, auf den Thron gelangt; England stand noch von der ersten Koalition her unter den Waffen; die Türkei war durch den Angriff auf Ägypten gekränkt: so kam es zum zweiten Koalitionskrieg (1799 bis 1801), in dem die Verbündeten über die Heere Frankreichs rasch große Vorteile gewannen. Namentlich zeichnete sich der russische General Suworow (§ 186) aus. Er erfocht in Italien eine Reihe glänzender Siege und marschierte dann, als der Winter schon nahte, über den St. Gotthard, um sich in der Schweiz mit einem russisch-österreichischen Heere zu vereinen. Da aber jenes Heer inzwischen von den Franzosen bei Zürich (1799) geschlagen worden war, unternahm er nun seinen berühmt gewordenen Marsch über das Gebirge in das Vorderrheintal. Aber auch diesmal brachte Uneinigkeit die Verbündeten um alle Vorteile.

§ 190. Bonaparte als Erster Konsul. Der Reichsdeputationshauptschluß. 1. Eben jetzt verließ Bonaparte seine Armee in Ägypten, kam mitten durch die englischen Kreuzer unangefochten nach Frankreich zurück, stürzte durch einen kühnen Staatsstreich das Direktorium und ließ sich als Ersten Konsul an die Spitze Frankreichs stellen. Der russische Kaiser **1799—1804.** Paul schloß mit ihm Frieden; nur England und Österreich setzten den Kampf noch weiter fort. Da führte Bonaparte plötzlich ein im stillen im Osten Frankreichs gesammeltes Heer über den Großen St. Bernhard nach Italien, erschien hier plötzlich im Rücken der Österreicher und besiegte sie bei Marengo unweit von Alessandria. In Oberdeutschland **1800.** bedrohte General Moreau die Österreicher und schlug sie dann bei Hohenlinden (zwischen Isar und Inn).

2. Nun schloß Kaiser Franz II. auf Grund der Bedingungen von Campo Formio den Frieden von Luneville; England verständigte sich **1801.** mit Frankreich (1802) im Frieden von Amiens — die Geschicke Europas lagen in der Hand Napoleon Bonapartes. Was das hieß, das sollte Deutschland sogleich erfahren, als in Regensburg über die Entschädigungen verhandelt wurde, die den deutschen Fürsten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer gegeben werden sollten: der Reichsdeputationshauptschluß beraubte zu ihren Gunsten die meisten Reichsstädte ihrer **1803.** Reichsunmittelbarkeit (Mediatisierung) und nahm fast allen geistlichen Fürsten ihren weltlichen Besitz (Säkularisierung). Der Erste Konsul verschenkte das deutsche Land nach seinem Gutdünken an deutsche Fürsten; am reichsten wurden die Fürsten am Rhein und in Süddeutschland bedacht, aber sie wurden auch schon damals von Frankreich unter seinen beherrschen-

den Einfluß genommen. Bald darauf erreichte Napoleon Bonaparte ein schon lange erstrebtes Ziel, als er sich nach einer allgemeinen Volks-
1804. abstimmung, die natürlich seinem Wunsche gemäß ausfiel, am 2. Dezember 1804 zum Kaiser der Franzosen krönen ließ.

§ 191. Die dritte Koalition. 1805. Mit England stand Frankreich damals schon wieder im Kampfe, und die Gewalttätigkeit Napoleons schuf ihm bald neue Gegner. In Rußland hatte die planlos eigensinnige Regierung Pauls 1801 mit seiner Ermordung geendet, und sein schwankender, aber von dem Bewußtsein seiner Herrschermacht ganz durchdrungener Sohn Alexander I. schloß jetzt mit Österreich, das die früheren Niederlagen nicht vergessen konnte, und mit England eine neue,
1805. die dritte Koalition zur Demütigung Napoleons. Umsonst versuchte
1797—1840. Kaiser Alexander auch den preußischen König Friedrich Wilhelm III., mit dem er schon bei seiner ersten Zusammenkunft enge Freundschaft geschlossen hatte, mit in den Bund zu ziehen: Preußen blieb in seiner unheilvollen Neutralität. Napoleon, der noch eben großartige Vorbereitungen zu einer Landung in England getroffen hatte, eilte mit ungeahnter Schnelligkeit über den Rhein zum Angriff gegen Österreich. Das nach Ulm vorgeschobene österreichische Heer unter Mack war umschlossen und bereits rettungslos der Gefangenschaft verfallen, als sich sein Führer noch in törichter Siegeshoffnung wiegte. Die letzte Lücke in der Umschließung hatte Bernadotte ausgefüllt, der mit einem Heere, das schon 1803 Hannover besetzt hatte, durch das Preußen zugehörige ansbachische Gebiet herangerückt war, ohne Preußens Neutralität zu achten. Mack mußte mit dem Rest seines Heeres in die schimpfliche Kapitulation von Ulm willigen.

§ 192. Austerlitz. 2. Dez. 1805. Das war der traurige Anfang des dritten Koalitionskriegs. Freilich hatten um dieselbe Zeit die Franzosen bei Trafalgar nicht weit von Cadix ihre Flotte gegen den britischen Seehelden Nelson (der hier fiel) eingebüßt und konnten gegen die Engländer das Meer nicht länger behaupten. Aber französische Scharen besetzten Wien, während Napoleon selbst nach Mähren eilte, um hier den Russen und den mit ihnen vereinten österreichischen Truppen eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Die Verbündeten hätten diese hinausschieben müssen, denn die Hauptmacht der Österreicher unter den Erzherzögen Karl und Johann rückte zur Hilfe von Italien heran, und Preußen drohte, empört über den von Napoleon begangenen Bruch der Neutralität, mit 200000 Kriegern gegen ihn in den Kampf einzutreten: da ließ sich Alexander am Krönungstage Napoleons (2. Dezember) zu der Schlacht
1805. bei Austerlitz fortreißen, und diese „Dreikaiserschlacht“ endete mit einer völligen Niederlage der Russen und Österreicher. Jene zogen sich nun in ihr Reich zurück; Kaiser Franz aber einigte sich mit Napoleon bei einem Wachtfeuer auf offenem Felde über die Vorbedingungen des Friedens, der dann noch vor Jahresschluß zu Preßburg unterzeichnet wurde. Österreich

trat Venedig, Tirol und den Rest der vorderösterreichischen Lande ab und schied aus der Koalition aus. Mit Tirol vergrößerte Napoleon Bayern, mit den andern deutschen Gebieten Württemberg und Baden; diese drei Länder sollten zum Kern des zu gründenden Rheinbundes (§ 195) werden, durch den der Sieger Deutschland völlig in seine Gewalt bringen wollte.

§ 193. Preußen nach dem Baseler Frieden. Der letzte Staat, den Napoleon noch zu demütigen hatte, war Preußen, das seit dem Baseler Frieden (§ 187) sich ganz von der Entscheidung der europäischen Geschicke zurückgezogen hatte. Der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelms II., König Friedrich Wilhelm III., war wie seine junge, schöne und geistvolle Gemahlin Luise in seinem sittenstrengen, reinen Leben ein Vorbild für sein Volk, das ihn und die Königin liebte und verehrte; aber er war folgenschweren Entschlüssen stets abgeneigt und wollte so lange wie möglich den Frieden erhalten, der nur in der Revolutionszeit unterbrochen worden war. Auch nach dem Tode Friedrichs des Großen war Preußen fortwährend im Wachsen geblieben; die 2. und die 3. Teilung Polens (§ 186) hatten die Grenze nach Osten vorgerückt die alten hohenzollernschen Lande Ansbach und Baireuth waren 1791 dem Königshause heimgefallen, und der Reichsdeputationshauptschluß hatte ebenfalls Vergrößerungen gebracht: die unbedingte Friedenspolitik schien für Preußen, dessen Verwaltung gebessert worden war und in dem Wohlstand und Bildung blühten, die besten Früchte zu tragen.

§ 194. Haugwitz. Moralische Niederlage. So ließ Preußen sogar zu, daß Napoleon, um England zu treffen, 1803 das mit diesem durch Personalunion vereinte Hannover (§§ 157. 160) besetzte und sich dadurch zwischen den Osten und Westen der preußischen Monarchie einschob. Daß Friedrich Wilhelm III. in seiner Rechtschaffenheit den Lockungen Napoleons widerstand, der ihm schon damals Hannover (s. u.) zu überlassen versprach, wenn er sich ihm anschließe, erbitterte den französischen Kaiser. Er faßte zuletzt einen förmlichen Haß gegen eine Regierung, die ihm weder durch Kraft und Entschlossenheit Achtung abnötigte, noch für seine Lockungen zugänglich war. So verletzte er, indem er Bernadotte durch das ansbachische Gebiet marschieren ließ (§ 191), übermütig die Neutralität Preußens. Bald nach dieser Beleidigung kam Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin und Potsdam und bewog Friedrich Wilhelm zu der Zusage, sich der Koalition gegen Napoleon anzuschließen, wenn dieser seine Heere nicht aus Deutschland zurückziehe. Der König schickte dann wirklich seinen Minister Haugwitz zu Napoleon, damit er ihm diese Forderung stelle; aber insgeheim gab er ihm in seiner Scheu vor entscheidendem Handeln den Auftrag, es nicht zum Friedensbruch kommen zu lassen. Einer so heiklen Aufgabe war Haugwitz nicht gewachsen, und Napoleon hielt ihn mit leichter Mühe hin, bis er den

glänzenden Sieg von Austerlitz erfochten hatte. Nun mußte sich Haugwitz zu einem Vertrage bequemen, durch den Preußen für die Abtretung von Ansbach und Kleve Hannover erhielt; dadurch geriet es aber natürlich in Feindschaft mit England.

§ 195. Der Rheinbund. Das Ende des alten deutschen Reichs.

1806. Jetzt bildete Napoleon den Rheinbund, dessen Protektorat er übernahm. Der Bund bestand aus den zu Königreichen erhobenen Staaten Bayern und Württemberg, den Großherzogtümern Baden, Hessen-Darmstadt, Berg und einzelnen kleineren rheinischen Gebieten. Franz II., 1806. der schon zwei Jahre vorher den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen hatte, legte die römische Kaiserkrone nieder, und so löste sich das letzte schwache Band, das Deutschland zusammenhielt. Über 70 kleine Fürsten und Grafen, dazu die Reichsritter und die drei süddeutschen Reichsstädte verloren nun auch (vgl. § 190, 2) ihre Reichsunmittelbarkeit: ihr Gebiet kam an die Fürsten des Rheinbunds. Durch diesen beherrschte Napoleon den einen Teil von Deutschland und bedrohte den anderen; er riet Preußen, das sich deshalb beklagte, einen norddeutschen Bund zu bilden, bekämpfte diesen Plan dann aber selbst bei den einzelnen Höfen. Ja, als sich um diese Zeit nach dem Tode des jüngeren Pitt, der als englischer Minister Napoleons beharrlichster Gegner gewesen war, dem Kaiser die Aussicht bot, mit England, seinem gefährlichsten Feinde, Frieden zu schließen, trug er kein Bedenken, diesem das an Preußen abgetretene Hannover wieder anzubieten. Ferner verleibte sein Schwager Murat seinem Großherzogtum Berg widerrechtlich preußische Gebiete ein. Kurz, Preußen wurde geflissentlich durch allerlei Mißachtung zum Kriege gereizt, bis dem stolzen Heere und Volke und zuletzt selbst Friedrich Wilhelm III. das Maß voll erschien.

§ 196. Jena und Auerstedt. 1806. Als im Oktober 1806 die Kriegserklärung ausgesprochen wurde, stand das preußische Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in Thüringen; Napoleons Armee, an sich schon der preußischen an Zahl überlegen und dann noch durch Rheinbundstruppen verstärkt, schickte sich an, vom Main her über den Thüringer Wald ins Saaletal vorzudringen. Hier bei Saalfeld erlag die preußische Vorhut unter dem hochbegabten, aber zügellosen Prinzen Ludwig (Louis Ferdinand), einem Vetter Friedrich Wilhelms II., dem übermächtigen Feinde. Der Prinz selbst fiel.

Nun rückte Napoleons Heer die Saale hinunter auf Jena, wo der preußische General Hohenlohe stand. Auf die Kunde, daß der Kaiser seine Marschälle über Gera hinaus im Rücken der Preußen bereits auf Naumburg vorrücken lasse, hatten diese beschlossen, die französische Armee hinter der Unstrut zu erwarten, und Hohenlohe hatte schon Befehl, sich dem dorthin abrückenden Heere anzuschließen, als er bei Jena von

Napoleon festgehalten und am nebligen Morgen des 14. Oktober, am 1806. Jahrestag des Kampfes bei Hochkirch (§ 175) in eine Schlacht verwickelt wurde, die schnell zu seiner völligen Niederlage führte. An demselben Morgen war der preußische Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, bei dem Dorfe Auerstedt unweit von Kösen auf ein von Naumburg her gegen Jena vorgehendes französisches Heer unter Davoust und Bernadotte gestoßen. Planlos hatten die Preußen die Schlacht begonnen; der Herzog von Braunschweig war im entscheidenden Augenblick tödlich verwundet worden, und auch der Reitergeneral Blücher (§ 202, 2) konnte trotz eines verzweifelten Kavallerie-Angriffes die Schlacht nicht retten. Beide preußischen Armeen stießen, von verschiedenen Richtungen auf Weimar zu fliehend, aufeinander, und ihre Trümmer lösten sich mehr und mehr auf: das Heer, das mit der Zeit nicht fortgeschritten war und dessen höhere Offiziere gar zu alt waren, hatten den Glauben an sich selbst verloren, und wenn es auch im allgemeinen an Tapferkeit weder den Führern noch der Mannschaft gefehlt hat, so waren die Truppen doch den unter Napoleons Leitung an Sieg gewöhnten Feinden nicht gewachsen.

§ 197. Der Zusammenbruch des alten Preußens. Schon am folgenden Tage ergab sich die Festung Erfurt, die jetzt um jeden Preis hätte standhalten müssen; die Reserve unter dem Prinzen Eugen von Württemberg wurde bei Halle aufgerieben, und bereits am 27. Oktober hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Kurz vorher hatte Spandau kapituliert; gleich darauf ergab sich bei Prenzlau Hohenlohe, ohne ernstlichen Widerstand zu versuchen, und auch Magdeburg, Küstrin und Stettin öffneten schimpflich dem Feinde die Tore. Blücher aber bewährte sich auch jetzt. Er hatte die untere Elbe glücklich überschritten, schlug sich, beständig von den Franzosen verfolgt, durch Mecklenburg und das östliche Holstein bis Lübeck durch, bestand in dessen Straßen mit dem fast gleichzeitig eindringenden Feinde ein wütendes Gefecht und ergab sich erst — bei Ratkau — als er kein Brot und kein Pulver mehr hatte.

Friedrich Wilhelm III. war über Berlin nach Küstrin gegangen, wo er mit der Königin Luise wieder zusammentraf, die ihn erst am Tage von Auerstedt verlassen hatte. Dann suchte das Herrscherpaar Sicherheit in Königsberg und weiter in Memel an der fernsten Ostgrenze des Staates. Inzwischen folgte eine schmähliche Kapitulation der andern; auch die polnischen Landesteile fielen ab, sobald Napoleon von Berlin aus dorthin vorrückte. Mit dem Staate Friedrichs des Großen schien es zu Ende zu gehen.

§ 198. Die vierte Koalition. 1807. Da kamen die Russen, die 1805 mit Napoleon keinen Frieden geschlossen hatten, Preußen zu Hilfe. Bei Preußisch-Eylau (südlich von Königsberg) hatte Napoleon **1807.** zum erstenmal einen Mißerfolg (7. und 8. Februar), zu dem vor allem die preußischen Truppen beitrugen, die hier wieder ihres alten Ruhmes

würdig fochten. Allmählich lebte der alte Preußengeist wieder auf. In Westpreußen hielt sich die kleine Festung Graudenz, in Schlesien Kosel, Glatz und Silberberg. Ruhmvoll widerstand vor allem auch Kolberg, das Major Gneisenau (§ 202, 2), wacker unterstützt von Schills (§ 204) Husaren und der Bürgerschaft (Nettelbeck), bis zum Frieden heldenmütig verteidigte. Napoleon konnte es erst im Frühlinge 1807 wieder wagen, gegen die zur 4. Koalition geeinten Russen und Preußen vorzugehen, siegte dann aber entscheidend (14. Juni) über die Russen bei Friedland (an der Alle).

§ 199. Der Friede von Tilsit. Nun verloren die Russen die Lust, „für Preußen" weiterzukämpfen, und Kaiser Alexander gab dieser Stimmung nach; er traf mit Napoleon zu Friedensverhandlungen auf einem Floß im Njemen bei Tilsit zusammen und gab seinen Verbündeten preis.
1807. Zwei Tage darauf (9. Juli) mußte Preußen in den Frieden von Tilsit willigen, durch den es alle seine Länder westlich von der Elbe verlor, ferner alles, was es in der zweiten und dritten Teilung Polens im Osten gewonnen hatte: zusammen fast die Hälfte seines bisherigen Gebietes. Aus dem westwärts der Elbe Abgetrennten und dem Kurfürstentum Hessen samt dem Herzogtum Braunschweig schuf Napoleon darauf das neue Königreich Westfalen, das er seinem jüngsten Bruder Jerome gab. Das zum Königtum erhobene Sachsen erhielt die von Preußen abgerissenen polnischen Landstriche als Herzogtum Warschau. Westfalen und Sachsen wurden Glieder des Rheinbundes. Dem Kaiser Alexander, mit dem Napoleon eine dauernde Freundschaft geschlossen zu haben schien, gab Napoleon freie Hand gegen Schweden, dem nun Finnland entrissen wurde, und scheinbar auch gegen die Türkei, ohne daß es ihm ernst war, Rußland die Pläne Katharinas II. ausführen zu lassen.

§ 200. Napoleons Weltmacht. Noch von Berlin aus hatte Napoleon 1806 gegen England die sogenannte Festlandsperre verfügt, d. h. die Ausschließung aller englischen Schiffe und Waren von den Häfen des Festlandes, soweit dies unter französischem Einfluß stand. Dieser Maßregel, die den Handel und Wohlstand und damit auch die Macht Englands brechen sollte, schloß sich auch Rußland an. Um so rücksichtsloser gebrauchte Großbritannien seine Herrschaft auf dem Meere. Napoleon konnte das nicht hindern (§ 192); auf dem Festlande Europas aber gebot er fast unumschränkt. Die Glieder seiner Familie beschenkte er mit Kronen oder verschwägerte sie doch mit alten Fürstengeschlechtern Europas. In Neapel hatte er die Bourbonen für abgesetzt erklärt und seinen älteren Bruder Joseph als Herrscher eingesetzt; in den Niederlanden hatte er einen anderen Bruder, Louis Napoleon, zum König gemacht, in Berg seinen Schwager Murat zum Großherzog, in Italien seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig. Als

EUROPA ZUR ZEIT NAPOLEONS I. (1812).



Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Napoleon (1808) mit Kaiser Alexander sich zu Erfurt auf einem glänzenden Fürstentag über die Gestaltung Europas geeinigt hatte, da schien seine Macht völlig gesichert.

§ 201. Der spanische Krieg. Es war die unersättliche, maßlose Herrschsucht Napoleons, die ihn stürzte. Die Bourbonen in Spanien hatte er durch List und Drohung zur Abdankung gebracht und seinen Bruder Joseph noch vor dem Erfurter Tage auf den spanischen Thron erhoben, während er Murat auf den neapolitanischen nachrücken ließ. Doch die stolzen Spanier empörten sich gegen den König, den der fremde Eroberer ihnen aufgezwungen hatte, und Portugal, das die Franzosen ebenfalls besetzt hatten, tat desgleichen. Und hier verließ den Kaiser Napoleon sein Glück. Seine großen, sieggekrönten Heere vermochten gegen die Guerillascharen (kleinen Kriegsbanden) in dem gebirgigen Lande nichts auszurichten, und so brachte ihm der Krieg auf der Pyrenäenhalbinsel seit dem Jahre 1808 stets wachsende Verluste, zumal die Engländer tatkräftig eingriffen. Das Beispiel eines glücklichen Volkskampfs, das so im Süden gegeben wurde, erfüllte auch in Deutschland die Gemüter mit neuen Hoffnungen.

§ 202. Preußens Wiedergeburt. 1. Nirgends war das mehr der Fall, als in dem tiefgebeugten Preußen, in dem die Erinnerung an den großen Friedrich die gegenwärtige Demütigung um so schmerzlicher fühlen ließ. Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise gaben durch christliche Ergebung, strenge Sparsamkeit nud Entsagung ein schönes Vorbild. An die Spitze des Staates hatte der König den besten deutschen Mann, der damals zu finden war, berufen, den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Er stammte aus einem alten Geschlechte des rheinfränkischen Adels. Zu Nassau an der Lahn 1757 geboren, war er in preußische Dienste getreten und hatte zuerst in den westlichen Gebieten des Staates seine große Tüchtigkeit gezeigt. Dann war er als Finanzminister in das Generaldirektorium berufen worden, im Jahre 1806 aber in Ungnade entlassen worden, weil er, ein Mann von edlem Stolz und echtem Freiheitssinn und aller Menschenfurcht bar, auch dem Könige gegenüber nicht von dem abgegangen war, was er im Interesse des schwerbedrängten Staates für nötig hielt. Jetzt trat er, das Vergangene vergessend, an die Spitze der Regierung und hat in dem einen Jahre seiner Tätigkeit als leitender Minister — dann trat **1807—1808.** er, dem Hasse Napoleons weichend, zurück — in Preußen Wunder gewirkt. Er sorgte für Mittel zur Leistung der ersten Abzahlungen auf die ungeheuren Kriegslasten, die Napoleon auferlegte; er schuf vor allem für Adlige, Bürger und Bauern neue Verhältnisse, in denen sie sich lebendiger am Staats- und Gemeindeleben beteiligen konnten als früher. Der Adelige hatte bisher sein Gut bewirtschaften oder als Offizier oder Beamter Diener seines Landesherrn werden müssen, der Bürger war

auf Gewerbe und Handel und Wissenschaft beschränkt gewesen und überall vom Staate bevormundet worden, den Bauer hatte die Erbuntertänigkeit an die Scholle gebunden und die Last schwerer Fronden gedrückt. Jetzt wurde das alles anders: alle Bürger wurden im Staate gleichberechtigt. Der Adelige konnte sein Gut an den Bürger verkaufen und selbst bürgerliche Geschäfte treiben. Die Städteordnung gab den Gemeinden die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung: von der Bürgerschaft sollten die Stadtverordneten und aus diesen der Magistrat (Bürgermeister und Stadtrat) gewählt werden. Die Bauern wurden frei und erhielten damit das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit, aber auch den Antrieb zu selbständigem Streben. Und wie die Stände des Staates, so sollte der Staat selbst neu geordnet werden: Provinzialstände, ja Reichsstände sollten erstehen und damit dem Volke Gelegenheit gegeben werden, seine Wünsche und Gedanken zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen.

2. Das Heerwesen wurde unter Friedrich Wilhelms III. eigener lebhafter Beteiligung durch Gerhard Scharnhorst, eines hannöverschen Gutspächters Sohn, der sich durch Begabung und Charakterfestigkeit zu den höchsten militärischen Stellen emporschwang, in der Art umgebildet, daß die alten Vorzüge des preußischen Heeres erhalten blieben und doch der neuen Zeit Rechnung getragen wurde. War auch der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, den Scharnhorst vertrat, noch nicht ganz durchzuführen, so wurde doch das Heer jetzt national. Die Werbung im Auslande hörte auf, ebenso die entehrenden Strafen, wie Gassenlaufen und Stockprügel. Das Offizierkorps wurde erneuert und von Unwürdigen befreit, das Vorrecht des Adels im Grundsatz beseitigt, die Erlangung des Offiziersranges im Frieden an Kenntnisse und Bildung, im Kriege an Tapferkeit und hervorragende Tüchtigkeit geknüpft. Bewaffnung und Ausrüstung wurden gebessert und bei der Einübung vor allem die Forderungen des Krieges berücksichtigt: an Stelle der Paradesoldaten der alten Zeit sollten nun Feldsoldaten erzogen werden. — Bei seinen Bestrebungen wurde Scharnhorst von anderen tüchtigen Offizieren wacker unterstützt, am meisten von August Neithardt von Gneisenau (§ 198), dem Sohne eines Offiziers der Reichsarmee. Nach einer harten Jugend und wechselnden Schicksalen war er in das preußische Heer eingetreten und hat sich dann später in den Freiheitskriegen als Generalstabschef Blüchers unsterbliche Verdienste erworben. Gebhard Leberecht von Blücher, in Rostock schon im Jahre 1742 geboren, hatte im siebenjährigen Krieg zuerst in schwedischen Diensten gestanden, war dann, in Gefangenschaft geraten, in das preußische Heer übergetreten und hatte später lange Zeit als Landedelmann gelebt. Dann war er wieder Offizier geworden, hatte in den Revolutionskriegen mitgekämpft und sich 1806 rühmlich hervorgetan (§§ 196. 197). Den herrlichsten Ruhm aber hat der jugendfrische

Greis, der den Tag der Rache kaum erwarten konnte, als stürmischer Marschall Vorwärts in den Freiheitskämpfen errungen.

3. Auch die Dichtung und die Wissenschaft stellten sich in den Dienst der vaterländischen Sache: E. M. Arndt und H. v. Kleist, Schleiermacher und Fichte sprachen in begeisterten Worten zu ihrem Volke. Von großer Bedeutung war besonders die Gründung der Universität Berlin (1810). Der Tugendbund, der in jener Zeit entstand, strebte ebenfalls danach, eine Wiedergeburt Deutschlands herbeizuführen: er suchte die Gemüter mit neuem Mute, neuer Hoffnung zu erfüllen und arbeitete auf die Befreiung vom französischen Joche hin; doch hat er keine große Wirksamkeit entfalten können.

§ 203. Österreichs Erhebung. 1809. 1. Auch Österreich hatte sich seit seiner Niederlage von 1805 ernstlich aufgerafft: hier arbeitete für die Erneuerung des Heeres Erzherzog Karl, für die des Staates der Minister Graf Philipp Stadion. Napoleon entging die innere und äußere Erstarkung Österreichs nicht, und so drängte er es im Frühling 1809 zu einem Kriege, den es mit Begeisterung aufnahm. Leider aber **1809.** ging nun Erzherzog Karl nicht schnell und entschieden genug vor. Das österreichische Heer war kaum in Bayern eingerückt, als Napoleon, der rasch von Paris herbeieilte, die Truppen Badens, Württembergs und Bayerns an sich zog und fast allein mit diesen durch die Schlachten um Regensburg (im April) die österreichische Armee zersprengte.

2. Zum zweitenmal rückte der französische Kaiser in Wien ein. Hier aber ward sein Siegeslauf gehemmt. Voller Sicherheit und Übermut meinte er mit seiner Armee schnell das linke Donauufer gewinnen zu können: da warf der Erzherzog Karl die Scharen Napoleons, die von der Insel Lobau (östlich von Wien) aus bereits über den Strom gegangen waren, in der Schlacht von Aspern (21. und 22. Mai) nach hartnäckigem Kampfe zurück. Erst sechs Wochen später wiederholte Napoleon mit seinem inzwischen unablässig verstärkten Heere den Versuch, über die Donau zu gehen, und jetzt gelang er: in der blutigen Schlacht bei Deutsch-Wagram (5. und 6. Juli) blieb er Sieger.

3. Noch aber war nicht alles verloren. Die österreichische Armee war besiegt, nicht zertrümmert. Kaiser Alexander von Rußland schwankte bereits in seiner Freundschaft mit Napoleon; Preußen, wo freilich nicht mehr Steins Feuergeist, sondern das unsichere Ministerium Altenstein die Leitung hatte, war, obwohl in seiner Kraft gebrochen, doch entschlossen, loszuschlagen, wenn Rußland mit ihm ginge und Österreich noch eine Zeitlang Widerstand leistete. Trotzdem gab Erzherzog Karl den Kampf auf: er unterzeichnete den Waffenstillstand von Znaim (in Mähren), und drei Monate später (14. Oktober) folgte der Frieden von Wien (Schönbrunn). Franz I. behielt danach fast nur die östliche Hälfte seines Reiches. Er überließ Westgalizien an das Herzogtum Warschau, Salzburg nebst

dem Innviertel an Bayern und die Westhälfte Kärntens und alle Länder südlich der Save an Napoleon, der aus ihnen zusammen mit den schon früher von Österreich an Italien abgetretenen Ländern Istrien und Dalmatien die Illyrischen Provinzen bildete, die einen Teil des französischen Kaiserreiches ausmachten. An die Stelle Stadions trat als leitender Minister der geschmeidige Metternich. Auch der Kaiser von Österreich schien nun zum Vasallen Napoleons zu werden, zumal da dieser nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin Josephine, die ihm keinen Thronerben geboren hatte, um die Kaisertochter Marie Luise warb, deren Hand ihm auch zuteil wurde (1810).

§ 204. Zeichen einer besseren Zukunft. Die Ergebnisse der Kämpfe des Jahres 1809 schienen die Knechtschaft Deutschlands vollendet zu haben; die Kämpfe selbst aber waren doch schon wie ein Morgenrot künftiger Befreiung gewesen, besonders da, wo das Volk sich aus eigener
1809. Kraft erhoben hatte. Das gilt vor allem von dem Aufstande der Tiroler, deren Land ja 1806 an Bayern abgetreten worden war (§ 192). Geleitet von schlichten Volksmännern, namentlich dem Sandwirt Andreas Hofer, hatten sie den Kampf Österreichs mit treuer, aufopfernder Hingabe unterstützt, bis sie, im Wiener Frieden preisgegeben, unterlagen und Hofer als Gefangener der Franzosen auf den Wällen von Mantua (1810) erschossen wurde. Rühmlich wie die Tiroler hatte auch ein vertriebener deutscher Fürst, Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, der Sohn des bei Auerstedt geschlagenen und tödlich verwundeten Karl Wilhelm Ferdinand, damals gefochten. Seinen Vater hatte die niedrige Rachsucht Napoleons mitleidslos bis zu seinem Tode verfolgt. Der Sohn hatte als sein Rächer 1809 ein Freikorps gebildet und seine schwarzen Jäger und Husaren von den Höhen des Erz- und Fichtelgebirges quer durch Deutschland in einem kühnen Heldenzuge bis an die Mündung der Weser geführt, wo englische Schiffe ihn aufnahmen. Und in Preußen hatte der kühne Major von Schill (§ 198) auf eigene Hand mit seinem Regiment einen zwar unbotmäßigen, aber edelgemeinten Aufstand versucht und war erst nach heldenmütigem Kampfe mit seinen Tapfern in Stralsund den verfolgenden Dänen und Franzosen erlegen.

Solche Beispiele von Heldenmut waren nicht verloren. Unendliches Leid hatte sich über die deutsche Nation gewälzt, aber es war wie ein Läuterungsfeuer, in dem allmählich von Großen und Kleinen die Schlacken der Selbstsucht, des Neides wegschmolzen; schon fingen auch die Fürsten und Völker des Rheinbunds an, ihrer Schande inne zu werden. Der Tausch und Handel mit Menschen und Ländern, den der fremde Herrscher mit ihnen trieb, gleich als wären sie Sklaven oder Herden von Vieh, die immer neuen Opfer an Gut und Blut, die ihnen zugemutet wurden, ließen auch ihren Geist der künftigen Befreiung entgegenreifen.

§ 205. Napoleon und Rußland. Preußens Lage. 1. Einstweilen freilich stand Napoleons Herrschaft wieder fest, und in der frevelhaftesten Weise nutzte er seine Lage aus. Das Königreich Holland und bald darauf auch die deutschen Nordseeküsten, Bremen und Hamburg eingeschlossen, ja auch ein Strich der Ostseeküste mit Lübeck wurden unmittelbar mit Frankreich verbunden. Daß aber hierbei auch Oldenburg, das Stammland des russischen Herrscherhauses, nicht geschont wurde, sah Kaiser Alexander als Mißachtung an, und es kränkte ihn tief. Die Festlandsperre war für Rußland unerträglich, in der Türkei arbeitete Napoleon den Wünschen Rußlands entgegen, in Schweden schien nach Gustavs IV. Entthronung mit dem zum Nachfolger des letzten Wasa gewählten früheren französischen Marschall Bernadotte ebenfalls ein Geschöpf Napoleons auf den Thron zu kommen. Ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich bereitete sich vor.

2. Napoleon konnte dabei auf die Mitwirkung Österreichs rechnen, das die Ausdehnung der russischen Macht mit Besorgnis sah. Anders stand es mit Preußen. Friedrich Wilhelm III., der in dieser Unglückszeit auch noch seine geliebte Gemahlin Luise 1810 durch den Tod verloren hatte, sah in Kaiser Alexander, der ihm freundschaftlich zugetan geblieben war, seine letzte Zuflucht vor der völligen Vernichtung. Der kluge Staatskanzler Hardenberg, der seit Altensteins (§ 203, 3) Entlassung (1810) die Staatsgeschäfte leitete, ging auf Steins Wegen weiter, führte die Gewerbefreiheit durch, befreite die Bauern von den Fronden und machte sie damit zu wirklichen Eigentümern von Grund und Boden, verlieh den Juden die staatsbürgerlichen Rechte und besserte die Lage des Gesindes, während er Napoleons Schuldforderungen durch eine allgemeine gleiche Besteuerung der Untertanen zu befriedigen wußte. Indessen bildete Scharnhorst das Heer zu neuer Kriegstüchtigkeit heran. Preußen durfte nach Napoleons Vorschrift nicht mehr als 42 000 Mann unter den Waffen haben; dadurch aber, daß Scharnhorst einen Teil sofort beurlaubte, sobald sie einexerziert waren („Krümper"), und dann eine andere gleiche Zahl zu den Waffen rief, hatte er es allmählich dahin gebracht, daß tatsächlich 120 000 Mann bereit waren; alle Festungen waren im besten Stand und, was die Hauptsache war, die Geister waren eines Befreiungskampfes gewärtig. Daß Preußen im Bunde mit Rußland gegen Napoleon losschlagen würde, war die Hoffnung aller. Aber Napoleon hielt Preußen vom Herzogtum Warschau, von Magdeburg und Hamburg aus zwischen drei Heeren umklammert und dachte es zu vernichten, wenn es im bevorstehenden Kampfe sich nicht auf seine Seite stellte. Alexander antwortete auf die vertrauliche Anfrage Friedrich Wilhelms, daß er bei ausbrechendem Kriege Preußen nicht werde beschützen können, und so mußten sich Friedrich Wilhelm und Hardenberg, wenn auch mit schwerem Herzen, zuletzt entschließen, sich mit Napoleon gegen Rußland

zu verbinden. Der König mußte Truppen zum Feldzug stellen, mußte sein Land für den Durchzug der großen Armee, die Napoleon gegen Rußland in Bewegung setzte, öffnen und dabei deren Verpflegung übernehmen: so kamen denn die langen Rüstungen und die letzten Mittel des unglücklichen Landes dem Feinde zu nutze, und alle Hoffnungen schienen vereitelt.

1812. **§ 206. Der russische Feldzug. 1812.** 1. Mit dem Frühling 1812 begannen sich ungeheure Heeresmassen durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Es waren Truppen fast aller Völker Europas, über 600000 Mann, darunter an 200000 Deutsche. Von ihnen bildeten die Österreicher, 30000 Mann stark, unter dem Fürsten Schwarzenberg ein selbständiges Hilfskorps, das von Galizien in das südliche Rußland vordringen sollte; dagegen nahmen die Preußen, 20000 Mann, als ein Teil der Armee des französischen Marschalls Macdonald ihren Marsch nördlich in die russischen Ostseeprovinzen. Das Hauptheer, Franzosen, Rheinbündner, Italiener, Polen, wollte der Kaiser selbst in das Herz Rußlands hineinführen. Vorher versammelte er noch in Dresden um sich und seine Gemahlin Marie Luise, die ihm ein Jahr zuvor einen Erben seines Reiches, den „König von Rom", geboren hatte, die unterworfenen Herrscher Europas und sonnte sich noch einmal in seinem Ruhm und seiner Allmacht: dann eilte er seinen Truppen durch Ostpreußen nach und rückte mit ihnen über die russische Grenze.

2. Doch hier fanden die Franzosen nicht die reichen Dörfer und fruchtbaren Gefilde wie bei ihren früheren Kriegen in Italien und Deutschland: jetzt führte ihr Weg durch wenig bevölkerte, einförmige, nur mit öden Kiefernwäldern bestandene Ebenen. Anhaltenden Regengüssen folgte brennende Sonnenglut. Das Heer litt trotz der umfassendsten Vorbereitungen bei der Schnelle des Vormarsches bald empfindlichen Mangel, und Zucht und Ordnung begannen sich zu lösen. Die Russen wichen, ohne eine Schlacht anzunehmen, weiter und weiter in das wüste Innere ihres unermeßlichen Landes zurück. Napoleon folgte. Smolensk fiel in seine Hand. Mit wilder Hast rückte er weiter auf die alte, heilige Hauptstadt des Landes, auf Moskau zu, gleich als hinge an seiner Einnahme der Sieg; da stellten sich ihm die Russen unter Kutusow an der Moskwa zur Schlacht. Es war ein furchtbares Ringen, aber die Russen mußten endlich doch weichen. Mit kaum noch 100000 Mann rückte Napoleon am 14. September in Moskau ein: er glaubte sich am Ziele seiner Wünsche.

Aber er fand die Stadt von ihren Bewohnern verlassen, und kaum hatten sich die Truppen in den leeren Häusern einquartiert, da brach — nach der gewöhnlichen Ansicht von Rostopschin, dem Gouverneur von Moskau, veranlaßt — ein furchtbarer Brand aus, der den größten Teil der Stadt vernichtete und dem Heere, das auf Ruhe und Erholung gehofft hatte, neue große Beschwerden brachte. Zwar hat er auf den Ausgang des

Feldzugs keinen entscheidenden Einfluß gehabt, aber dem Volksbewußtsein erschien er wie ein deutliches Vorzeichen eines furchtbaren Gottesgerichts. Napoleon aber wollte nicht an das Sinken seines Sterns glauben: er blieb in der verödeten Stadt und wartete von einem Tage zum anderen auf Friedensanerbietungen von St. Petersburg. Aber keine Botschaft kam, und endlich, nach 3 Wochen, als der Winter schon vor der Tür stand, bezwang er seinen Stolz so weit, daß er selbst einen Gesandten mit Friedensvorschlägen absandte.

3. Aber in St. Petersburg war in Alexanders Umgebung der deutsche Mann, dem unablässiger Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands und Europas Lebensaufgabe war — der Freiherr vom Stein (§ 202), der nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst (1808), von Napoleon geächtet und verfolgt, zuerst nach Österreich, dann 1812 nach Rußland gegangen war. Daß Alexander trotz kleinmütiger Stimmen in seiner nächsten Umgebung mit dem entschlossenen Worte: „Er oder ich" im Kriege gegen Napoleon ausharrte — das war vor allem Steins Werk. Der Zar ließ sich auf Verhandlungen überhaupt nicht ein, und so mußte sich Napoleon zum Rückzuge entschließen (18. Oktober). Bald sah er sich auf die mit Leichen und Trümmern bezeichnete, auf dem Hinmarsch vollkommen ausgeplünderte alte Straße gedrängt, und dazu kam der furchtbare russische Winter über ihn. Alle Ordnung lockerte sich. Beim Übergange über die Beresina (26. bis 29. Nov.) verlor der Knäuel von halberfrorenen Menschen, der von der „großen Armee" übrig geblieben war, von den verfolgenden Russen hart bedrängt, jeden Zusammenhang, und viele Tausende fanden in den kalten Fluten ihr Grab. Immer entsetzlicher wurde das Elend der unglücklichen, sich kaum noch fortschleppenden Leute, immer größer die Zahl derer, die hilflos und verzweifelt liegen blieben. Napoleon selbst verließ, tief in Pelze gehüllt, in raschem Schlitten sein Heer. Über Warschau und Dresden eilte er nach Paris, fast der erste Bote seiner eigenen Niederlage in seinem von falschen Siegesberichten bisher getäuschten Lande. Die Kälte, die nachsetzenden Kosaken, Hunger und Seuchen rafften Tausende und aber Tausende hin. Nur wandelnde Leichen, bleiche Gestalten, in Stroh, in Weiberröcke, in Lumpen gehüllt, wankten gegen das Ende des Jahres 1812 über die polnische Grenze nach Preußen zurück. Es war Wahrheit, was der Dichter sang: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen."

§ 207. Yorck und der Vertrag von Tauroggen. Die 20000 Preußen, die mit gegen die Russen hatten marschieren müssen, standen seit dem Sommer unter dem General von Yorck, der sich schon 1806 bei Blüchers Rückzuge auf Lübeck, damals noch Oberst, durch die entschlossene Strenge seiner Truppenführung und durch seinen unbeugsamen, kaltblütigen Mut ausgezeichnet hatte. Er schlug sich auch jetzt mit seinen Preußen aufs tapferste gegen die Russen, aber die Franzosen

waren ihm im Grund seines Herzens verhaßt, und so heilig ihm seine Pflicht als Soldat war, den Vorteil Preußens meinte er ebenso wahren zu müssen. Frühzeitig erfuhr er von dem furchtbaren Geschick der großen Armee. Schon vorher hatten ihn die russischen Generale mit Anträgen, sich ihnen anzuschließen, bestürmt: jetzt, als er auf dem Rückzuge die Nachhut Macdonalds führte, wurden sie dringender. Die Lage heischte schnellen Entschluß. Da meinte Yorck, den Kern der preußischen Kriegsmacht seinem Könige erhalten zu müssen. Auf eigene Verantwortung tat er den gewagten Schritt, mit dem russischen General Diebitsch in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen am 30. Dezember 1812 einen Neutralitätsvertrag abzuschließen. Danach sollten seine Truppen zwischen Memel und Tilsit einstweilen ruhig stehen bleiben, bis ein Befehl des Königs das Abkommen billigen oder verwerfen würde. Diesem aber schrieb Yorck: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt habe. . . . Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt.“ Er hatte recht; was er wagte, war für Preußen und Europa die rettende Tat. Die Franzosen mußten nun die Weichsel-, dann auch die Oderlinie aufgeben: kein Wunder, wenn der „Verrat“ Yorcks, wie sie es nannten, ihren höchsten Ingrimm gegen ihn und gegen Preußen erregte.

§ 208. **Die Erhebung in Ostpreußen.** Aber in Preußen sorgte die erwachende Begeisterung nicht um die Rache der Franzosen. Yorcks Schritt mußte ja dem Könige den Willen freimachen und dem Lande das Zeichen zur Erhebung geben. Als die Russen, die Franzosen verfolgend, in Königsberg einzogen und wie Brüder, wie Befreier aufgenommen wurden, hielt Yorck es für geboten, mit seiner Armee nachzurücken, um nicht die Russen dort Herren werden und allein als die Retter erscheinen zu lassen; er übernahm seine frühere Stellung als General-Gouverneur der Provinz Ostpreußen wieder, wo er nun mit dem Regierungspräsidenten von Schön und anderen wackeren Männern, wie Auerswald und Dohna, tatkräftig dafür wirkte, daß die Provinz selbständig für ihren König auftrat und nicht (wie Stein, der um diese Zeit auch in Königsberg erschien, im Eifer wollte) auf den Befehl Alexanders handelte. Die Stände wurden zu einem Generallandtag einberufen, und dieser zeigte sich seiner großen Aufgabe völlig gewachsen. Er bewilligte, obwohl das Land von den Durchmärschen des vergangenen Jahres und von den Drangsalen der Jahre 1806 und 1807 ausgesogen war, freudig die Mittel zur Aushebung frischer Truppen und zur Errichtung einer starken Landwehr und gab so den übrigen Provinzen und dem ganzen Deutschland ein erhebendes Beispiel.

§ 209. **Friedrich Wilhelms III. Aufruf. Des Volkes Antwort.** 1. Und wie in der Provinz Preußen, so war die Stimmung im ganzen Königreich. „Jetzt oder nie“, das war der allgemeine Ge-

danke. Nur die Sorge um die Sicherheit des geliebten Königs, den Napoleon von Berlin, Spandau und Magdeburg aus in seinem Potsdam jeden Augenblick aufheben konnte, beschwerte noch die Gemüter. Wie schlugen daher auf einmal alle Herzen freier, als man erfuhr, Friedrich **1813.** Wilhelm III. habe Potsdam verlassen und sich nach Breslau begeben, wo er inmitten einer treuen, vom Feinde unbesetzten Provinz Herr seiner eigenen Entschlüsse war. Am 3. Februar 1813 forderte der König in einfachen Worten alle gebildeten und wohlhabenden Männer zu freiwilligem Dienste für das Vaterland auf: sie sollten eine Pflanzschule für künftige Offiziere bilden. Auch ohne daß der Feind genannt war, wußte man, wer gemeint sei, und in hellen Haufen strömte die gebildete Jugend nach Breslau zu des Königs Fahnen. In Berlin allein, wo in der Zeit der Fremdherrschaft der wackere Jahn in seiner Turnerschule seine Schüler rüstig und stark an Leib und Seele gemacht hatte, meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige, so daß man den Zudrang mäßigen mußte, damit nicht auch die notwendigen Beamtenstellen verwaisten. Inzwischen kam Kaiser Alexander über Polen nach Schlesien und wurde am 15. März von Friedrich Wilhelm in Breslau eingeholt unter dem Schall der Glocken, unter dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Zwei Tage darauf erschien der Aufruf **17. März.** Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk". An demselben Tage verkündete der König die Errichtung der Landwehr und bald nachher des Landsturms nun für das gesamte Preußen. Als Ehrenzeichen für die Tapferen dieses heiligen Krieges war vom Könige der Orden des Eisernen Kreuzes gestiftet worden.

2. Mit herzlichen Worten hatte sich der König an sein Volk gewandt und es zur Mitwirkung an seinem Werke aufgefordert: in unvergleichlich herrlicher Weise entsprach es diesem Vertrauen. Das Königreich Preußen, damals an Einwohnern nicht mehr als 5 Millionen zählend, stellte bis zum Sommer 1813 ein Heer von 271 000 Streitern, also von 18 Seelen einen Mann zu den Waffen. Das war der höchsten Bewunderung wert. Die nicht mitfechten konnten, suchten in rührendem Wetteifer auf andere Weise dem Vaterlande zu dienen, und auch der Ärmste brachte sein Scherflein dar. Das Weib ließ den Gatten, die Braut den Verlobten, die Mutter den Sohn willig ziehen; ja selbst einige Frauen traten, als Männer verkleidet, mit in die Reihen der Krieger ein. Damals ertönten die begeisterten Lieder eines Arndt, Schenkendorf, Rückert, Stägemann. Vor allem aber war der jugendliche Theodor Körner der Sänger des Befreiungskrieges. In „Leier und Schwert" rief er, der selbst als eines der edelsten Opfer des Kampfes fallen sollte, das deutsche Volk zu den Waffen. Von Herzen kamen, zu Herzen drangen seine Lieder. Die Stimmung der Zeit klingt wieder aus den Worten seines „Aufrufes":

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein;
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein! — — —

§ 210. Groß-Görschen und Bautzen. 1. Die Begeisterung des Volkes war echt und rein, aber noch waren die preußischen Rüstungen im ersten Anfange und die Hilfe, die Rußland bot, gering. Der Beginn des Kampfes entsprach daher wenig den gehegten Hoffnungen. Viele hatten von der schnellen Befreiung Deutschlands bis zum Rhein durch eine allgemeine Erhebung geträumt; aber so kam es nicht. Die meisten Rheinbundstaaten blieben Napoleon treu, nicht einmal Sachsen, in das die Verbündeten eingerückt waren, wagte sich ihnen anzuschließen, ja das Land zwischen Niederelbe und Weser, wo die begeisterte Erhebung Hamburgs bis in das altpreußische Ostfriesland hin freudigen Widerhall gefunden hatte, mußte den harten Bedrückungen des wiedereinrückenden rachsüchtigen Feindes preisgegeben werden.

2. Napoleon hatte inzwischen mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft ein neues Heer geschaffen, und schon am 2. Mai traf er mit den Verbündeten auf der Straße nach Leipzig, bei dem Dorfe Groß-Görschen (bei Lützen) zu heißem Kampfe zusammen. Der Plan der Schlacht, den Scharnhorst entworfen hatte, war vortrefflich, aber die Führung des russischen Oberanführers Wittgenstein war der Napoleons nicht gewachsen. Trotz des heldenmütigen Kampfes der Preußen mußten die Verbündeten zurückgehen. Erst bei Bautzen in der Lausitz, auf dem steilen Ostrande der Spree, wurde von den Verbündeten eine zweite Stellung genommen. Aber obwohl hier Russen und Preußen am 20. und 21. Mai in Kampfesmut wetteiferten, endete auch diese Schlacht mit einem Rückzuge. Schon dachten die Altrussen daran, nach Polen zurückzugehen, und Preußen schien in einem Verzweiflungskampfe, den man in Schlesien vorbereitete, untergehen zu sollen — da brachte Napoleon selbst die Rettung. Er fühlte sich des Sieges nicht so sicher wie sonst, da seine Streitkräfte sehr gelichtet waren, und bot deshalb einen Waffenstillstand an, der von den Verbündeten zur Vollendung ihrer Rüstungen gern angenommen wurde (4. Juni).

§ 211. Vor der Entscheidung. 1. Wem der Sieg, falls der Kampf von neuem ausbrach, zufallen würde, hing wesentlich von dem Beitritt Österreichs auf die eine oder die andere Seite ab. Darum war der bei Groß-Görschen verwundete Scharnhorst selbst als Unterhändler nach Prag gegangen. Er starb hier, ohne den Abschluß des

Bundes zu erleben. Metternich hatte sich dem Bündnis mit Napoleon allmählich in gewandter Weise zu entziehen gewußt: jetzt bot er seine Vermittlung an und drohte zuletzt mit einer bewaffneten Vermittlung. Mit ihm unterhandelte Napoleon in Dresden, wo er sein Hauptquartier hatte — zum Glück für Deutschland wies er Metternichs Vorschläge zurück. Zu Reichenbach in Schlesien aber, wo Alexander und Friedrich Wilhelm III. weilten, schlossen sich England und Schweden nach längeren Verhandlungen der neuen (fünften) Koalition gegen Frankreich an, während russische und preußische Staatsmänner in Prag, wo Kaiser Franz weilte, mit Österreich und Frankreich unterhandelten, entschlossen, auf keinen Frieden einzugehen, der Napoleon in seiner Macht gelassen hätte. Bald erkannte auch Kaiser Franz, daß von seinem Schwiegersohn, den er persönlich stets gehaßt hatte, billige Bedingungen nicht zu erlangen seien, und trat dem Bündnis gegen Napoleon bei.

2. Gewaltige Heeresmassen wurden aufgestellt. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten waren sie freilich weder gleich beisammen noch auch alle schlagfertig. Die schwedische Hilfe war gering, und England hatte seine Streitkräfte unter Wellington auf spanischem Boden stehen. Doch waren immerhin an 500 000 M. gegen Napoleon vereint, der ihnen etwa 440 000 M. entgegenstellen konnte. Dieses Übergewicht der Verbündeten an Truppenzahl ward aber dadurch mehr als ausgeglichen, daß bei ihnen viele Menschen und viele Interessen herrschten, während auf der anderen Seite Napoleon allein gebot. Die Verbündeten hatten drei Armeen gebildet:

a. Die Nordarmee, 150 000 Mann stark, unter der Führung des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte). Dem Heere gehörten neben Schweden und Russen vor allem Preußen an, Linientruppen wie Landwehren, die der scharfe, bestimmte Bülow und der zähe, feste Tauentzien befehligten.

b. Die schlesische Armee (100 000 M.) bestand meist aus Russen; dazu kam York mit einem preußischen Korps. Oberbefehlshaber war Napoleons grimmigster Feind, der alte Blücher; ihm zur Seite stand Gneisenau.

c. Die böhmische Armee, bei der alle drei Monarchen weilten, zählte 235 000 M. Die Hauptmasse bildeten die Österreicher, doch waren auch Russen und Preußen, vornehmlich die Garden beider Mächte hier. Den Oberbefehl führte Fürst Schwarzenberg (§ 206, 1).

Die verbündeten Armeen umgaben in einem weiten Halbkreise, der durch Berlin, Breslau und Prag ging, Napoleon, der in der Mitte, in Dresden, den Angriff erwarten zu wollen schien. Dieser war nach dem ursprünglichen Plane der böhmischen Armee zugeteilt. Die beiden anderen sollten sich mehr abwartend verhalten, aber beim Vorgehen Napoleons gegen eine der drei Armeen sollten jedesmal die beiden anderen sofort seinen Rücken bedrohen.

§ 212. Großbeeren. 23. August. Napoleon war voll Siegesgewißheit; in wenigen Wochen sollten seine Truppen, so verhieß er ihnen, in Berlin sein. Die verhaßte Stadt sollte seine Rache zuerst kosten. Von drei Seiten zugleich griff er sie an. Von Sachsen her führte Oudinot ein aus Franzosen und Rheinbündlern bestehendes, 70 000 M. starkes Heer heran, überschritt die starke Verteidigungslinie, welche die sumpfigen Gewässer der Nuthe und Notte südlich von Berlin bildeten, und brach bereits aus den Wäldern bei Großbeeren in die Ebene bei Berlin vor, als Bülow ihn am 23. August mit seinem Korps anzugreifen beschloß, wozu dann Bernadotte seine Einwilligung gab. Da bei dem furchtbaren Regenwetter die Gewehre versagten, so drehten die Märker, die hier recht eigentlich für Haus und Hof fochten, sie in ihrer Wut um und schlugen den Feind mit dem Kolben nieder („Dat fluscht bäter", sagten sie in ihrem Plattdeutsch). Oudinot ward besiegt und mußte zurückgehen. Die Stadt Berlin war für diesmal gerettet: sie fand reichlich Gelegenheit, sich dafür durch mildtätige Pflege der zahlreichen Verwundeten dankbar zu erweisen. Wenige Tage nachher wurden die von Magdeburg gegen Berlin vorrückenden Franzosen bei Hagelberg geschlagen. Das Davoustsche Korps, das von Hamburg heranzog, kehrte auf die Kunde dieser Niederlagen schon in Mecklenburg um.

§ 213. An der Katzbach. 26. August. Napoleon hatte sich inzwischen gegen Blücher gewandt. Die Einnahme von Berlin und einen Sieg über Blücher wollte er gleichzeitig verkünden. Dieser aber wich dem Angriffe aus, bis Napoleon, der dem von der böhmischen Armee bedrohten Dresden zu Hilfe eilen mußte, den Oberbefehl dem Marschall Macdonald überließ. Als der, getäuscht durch den scheinbar fortgesetzten Rückzug Blüchers, unvorsichtig über den Taleinschnitt der Wütenden Neiße vordrang, gingen Yorcks Preußen und Sackens Russen auf Gneisenaus Anordnung am 26. August plötzlich zum Angriff über. Auch hier, in der Schlacht an der Katzbach, war das furchtbare Regenwetter ein guter Verbündeter der Preußen. Mit Bajonett und Kolben wurde der Feind die steilen Höhen an der Neiße und Katzbach hinab in die angeschwollenen Flüsse gestürzt.

§ 214. Dresden. 26. und 27. August. Gegen so schöne Siege kam freilich bei Dresden selbst, das die böhmische Hauptarmee angegriffen hatte, ein schwerer Rückschlag. Napoleon traf zur rechten Stunde aus der Lausitz in Dresden ein, um den Verbündeten alle Vorteile, die sie bereits erlangt hatten, wieder abzunehmen und sie in die Seitenwege des Erzgebirges, das sie eben überstiegen hatten, zurückzuwerfen. Die Niederlage wäre noch viel schwerer geworden, wenn Napoleon mit gewohnter Schnelligkeit seinen Sieg ausgenutzt hätte. So aber ließ er seinen General Vandamme, den er mit der Verfolgung der Geschlagenen betraut hatte, ohne Unterstützung und gab damit den

Verbündeten Gelegenheit, die Scharte von Dresden wieder auszuwetzen. Vandamme, durch die falsche Voraussetzung, daß noch andere Korps ihm nachrückten, sicher gemacht, griff am 29. August die russische Nachhut bei Kulm an. Nur durch den heldenmütigen Widerstand der russischen Garden und durch das rechtzeitige persönliche Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm III. wurde er an diesem Tage verhindert, hier durchzubrechen und die zahlreichen Truppen, die auf schlechten Seitenwegen sich erst langsam durch das Gebirge hindurchwanden, abzuschneiden. Am folgenden Tage waren Russen, Österreicher und Preußen ihm gegenüber bereits in überlegener Zahl versammelt, und Vandamme bemühte sich umsonst weiter vorzudringen. Schon wendete er sich zum Rückzuge, als auf seiner Straße ein preußisches Korps unter Kleist, das bisher noch zurückgewesen war, ihm bei Nollendorf entgegenkam. Vom Könige herbeigerufen, hatte sich Kleist von den verfahrenen Seitenwegen her auf die große Hauptstraße geworfen und war nun in dem Glauben, er müsse sich durch die Feinde hindurch den Durchgang nach Böhmen bahnen. So war der Zusammenstoß beider Armeen furchtbar. Aber bald unterlag Vandamme, er selbst ward gefangen, sein Korps zusammengehauen oder versprengt, und der Sieg bei Nollendorf schloß sich den Erfolgen von Großbeeren und der Katzbach würdig an.

§ 215. Dennewitz. 6. September. Während sich die Hauptarmee der Verbündeten in Böhmen wieder ordnete, ließ Napoleon durch den Marschall Ney einen neuen Angriff gegen die Nordarmee und Berlin machen. Sehr gegen den Wunsch Bülows und Tauentziens hatte Bernadotte, dem die größte Vorsicht notwendig schien, den Sieg bei Großbeeren so wenig benutzt, daß er kaum drei Tagemärsche weit vorgerückt war, als Anfang September Ney gegen die preußischen Stellungen heranzog. Als nun Tauentzien bei Jüterbogk in Bedrängnis geriet, eilte ihm Bülow rettend zu Hilfe und errang, zuletzt noch durch schwedische und russische Truppen, die Bernadotte absandte, unterstützt, bei Dennewitz nach schwerem Kampfe einen ruhmvollen und entscheidenden Sieg über den Gegner, dessen Rückzug schnell in wilde Flucht ausartete (6. September).

§ 216. Wartenburg. 3. Oktober. Vergebens versuchte Napoleon, die Unfälle seiner Generale wieder gut zu machen: seine Kräfte reichten nicht mehr aus. Der rastlose Blücher, der inzwischen mit großem Geschick nach Bautzen und dann in nordwestlicher Richtung vorgerückt war, um der Nordarmee die Hand zu reichen, führte endlich die Entscheidung herbei, indem er am 3. Oktober bei Wartenburg an der Mündung der Schwarzen Elster den Übergang über die Elbe nach einem heißen und ruhmvollen Kampfe Yorcks erzwang. Nun überschritt auch Bernadotte den Strom, und zugleich rückte die böhmische Armee wieder vor, den andern entgegen. Napoleon mußte jetzt Dresden aufgeben und sich nach Leipzig wenden, wohin nun alle drei Armeen der Verbündeten zugleich

zogen, so daß er hier ähnlich wie wie vorher bei Dresden im Mittelpunkte eines nur viel engeren, im Westen offenen Kreises stand, den die Heerhaufen der von Süden, Osten und Norden her anrückenden Feinde bildeten. In der dörferreichen Gegend um Leipzig beschloß Napoleon, die Hauptschlacht anzunehmen, die über sein wie Deutschlands Geschick entscheiden mußte.

16., 18. u. 19. Oktober.

§ 217. Die Leipziger Schlacht. 16., 18. und 19. Oktober.

1. Napoleon warf sich zuerst am 16. Oktober auf die von Süden her gegen Leipzig vordringende böhmische Armee. Er hoffte sie zurückzuwerfen, ehe sich Blücher und Bernadotte mit ihr vereinigten. Die Erfolge, die er bei den Dörfern Wachau und Liebertwolkwitz anfänglich errang, sollte ein gewaltiger Reiteransturm Murats vollenden. Aber dieser scheiterte an der Festigkeit der Verbündeten, und die Marschälle Marmont und Ney, durch deren Korps Napoleon hier den Sieg zu sichern hoffte, kamen nicht zur Stelle. Denn Marmont ward um dieselbe Zeit von Yorcks Preußen bei Möckern, nördlich von Leipzig, angegriffen und zuletzt vollständig geschlagen, Ney aber vergeudete mit nutzlosem Hin- und Herziehen die Zeit.

2. Da Napoleon am 16. Oktober nicht gesiegt hatte, wo er den Verbündeten noch an Zahl überlegen war, so konnte er kaum mehr auf günstige Entscheidung hoffen; denn am 17., einem Sonn- und Ruhetage, an dem Napoleon die letzten vergeblichen Unterhandlungen bei seinem Schwiegervater versuchte, schloß sich durch das Einrücken des russischen Reservekorps unter Bennigsen, an dessen rechten Flügel sich der linke der Nordarmee anlehnte, der bisher noch lückenhafte Halbkreis im Osten. Nur nach Westen zu blieb Napoleon der Weg auch jetzt noch offen. Schneller Rückzug schien für ihn die einzige Rettung. Gleichwohl gaben ihm sein Trotz und der blinde Glaube an sein Glück den Mut, den Kampf nochmals zu wagen.

3. So begann am 18. Oktober die Völkerschlacht von neuem. Um Probstheyda, südlich von Leipzig, wo der am weitesten vorgeschobene Punkt der französischen Stellung war und Napoleon selbst die Schlacht leitete, tobte der Hauptkampf: brach die große Armee hier durch, so war der Kaiser verloren. Noch einmal rangen seine Kerntruppen gegen die Sturmangriffe der Verbündeten mit ruhmeswürdiger Tapferkeit. Das Dorf ward behauptet, aber die von Norden und Osten vordringenden Verbündeten, zu denen in der Schlacht sächsische und württembergische Truppen übergingen, erreichten fast schon die Vorstädte Leipzigs. Am Abend konnte Schwarzenberg den verbündeten Herrschern melden, daß die Entscheidungsschlacht gewonnen sei.

4. Mit der einbrechenden Dunkelheit gab Napoleon den Befehl zur Räumung Leipzigs und zum Rückzuge, der am folgenden Morgen (19. Oktober), als die Verbündeten in die Stadt eindrangen, zur regel-

losen, entsetzlichen Flucht wurde. Kaum bahnte man dem Kaiser selbst einen Weg. Die Brücke über die Elster ward zu früh gesprengt: der Fürst Poniatowski, der Führer der Polen, fand bei dem Versuch, zu Roß den Fluß zu durchschwimmen, seinen Tod; Tausende, darunter eine Anzahl der höchsten Offiziere, gerieten in Gefangenschaft. Auch der König von Sachsen, den Napoleon bis zuletzt mit Siegeshoffnungen getäuscht hatte, mußte sich den siegreichen Herrschern gefangen geben, die ihm vorläufig Berlin als Aufenthalt anwiesen. Durch ganz Deutschland aber tönte die Siegeskunde, und E. M. Arndt sang:

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Zymbeln hell:
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!

§ 218. Bis zum Rhein. 1. Napoleon erreichte mit den Resten seines Heeres den Rhein fast unverfolgt. Die kurz vor der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergetretenen Bayern hatten unter Wrede bei Hanau (30. u. 31. Okt.) vergebens versucht, ihm den Weg zu verlegen. Langsam rückten die Verbündeten nach bis zum Rhein.

2. Das Königreich Westfalen brach sofort nach dem 18. Oktober zusammen, und Jerome verließ den deutschen Boden. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809, und der Kurfürst von Hessen kehrten, mit Jubel von ihren Untertanen aufgenommen, in ihre Residenzen zurück. Der Rheinbund löste sich auf, und seine Mitglieder traten, nachdem ihnen Österreich ihre Souveränität verbürgt hatte, dem Bunde gegen Napoleon bei. Mit diesem verhandelten indessen die Fürsten und ihre Minister in Frankfurt a. M.

3. Rußland und Österreich, deren Stimmen im Rate überwogen, waren geneigt, Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen, den Rhein (!), die Alpen, die Pyrenäen zu lassen; Deutschland wäre also eines seiner schönsten Teile beraubt geblieben. Glücklicherweise nahm der Eroberer diese Anerbietungen nicht an, und so wurde Ende 1813 die Fortsetzung des Krieges beschlossen. Aber als ob das französische Volk an dem namenlosen Unglück, das von ihm ausgegangen war, unschuldig sei, ward erklärt, der Krieg gelte nicht ihm, sondern nur dem Eroberer. Damit waren Frankreich schon im voraus günstige Bedingungen gesichert.

§ 219. Der Einmarsch in Frankreich. Am 1. Januar überschritt **1814.** Blücher bei Kaub den Rhein. Auf dem Plateau von Langres, von wo die Flüsse Seine, Marne und Aube durch ihren Lauf die Wege nach Paris zeigen, traf er mit Schwarzenbergs Armee zusammen, die schon Ende Dezember bei Basel über den Rhein gegangen war. Napoleon hatte den

Einfall der Verbündeten erst im Frühjahr erwartet und konnte ihnen jetzt kaum 100000 Mann, meist neu ausgehobene Truppen, entgegenstellen. Bei Brienne kämpfte er unentschieden gegen Blücher, ward aber von diesem wenige Tage später, nachdem Schwarzenberg Verstärkungen gesandt hatte, bei La Rothière völlig geschlagen.

§ 220. **Die letzten Siege Napoleons.** Allzu stürmisch drang darauf Blücher längs der Marne auf Paris los. Er war des Glaubens, daß Schwarzenberg mit seiner Armee auf der Seinestraße südlich von ihm ebenfalls vorrücke und so seine Linke decke. Dieser aber, gelähmt durch die fortdauernden Unterhandlungen, die im österreichischen Hauptquartier über den Frieden gepflogen wurden, war noch weit zurück. Das benutzte Napoleon mit schneller Entschlossenheit, warf sich links vom offenen Süden her mitten in die sorglos vorrückenden Blücherschen Korps und schlug sie im Februar in einer Reihe von glänzenden Gefechten bei Montmirail, bei Chateau Thierry, bei Etoges. Die schlesische Armee, die die treibende Kraft des ganzen Feldzugs bildete, schien zersprengt und vernichtet, und rasch wuchs der alte Übermut des Kaisers wieder, zumal da er unmittelbar nach jenen Treffen auch die Spitzen der Hauptarmee bei Montereau (an der Seine) geschlagen hatte.

§ 221. **Das Ende des Kriegs.** Bei den Verbündeten erstarkte die Friedenspartei von neuem. Noch jetzt hätte Napoleon Frankreich unter Aufgabe der Eroberungen in den Grenzen von 1792 für sich und sein Haus retten können. Aber wieder spannte er zum Glück für die deutsche Sache seine Forderungen zu hoch, und Kaiser Alexander, auf den Stein seinen bedeutenden Einfluß behielt, und mit ihm Friedrich Wilhelm drangen auf Fortsetzung des Krieges bis zur Einnahme von Paris. Blücher, der mit rastlosem Eifer seine geschlagenen Truppen wieder gesammelt und neu belebt hatte, erhielt auf seinen Wunsch den Auftrag, sich gegen Norden zu wenden, die von den Niederlanden herankommende preußische Armee unter Bülow an sich zu ziehen und dann mit ihm zusammen nach Paris zu rücken. Die Hauptarmee sollte auf den Straßen an der Seine und Marne vorgehen. Wohl versuchte Napoleon, die Absicht des Feindes, die er schnell durchschaut hatte, zu vereiteln, doch er konnte Blüchers Vereinigung mit Bülow nicht hindern und die Vereinigten bei Laon nicht besiegen. Schon vorher waren seine Marschälle bei Bar-sur-Aube von der Hauptarmee geschlagen worden; als er sich nun selbst gegen diese wandte, wurde er bei Arcis-sur-Aube ebenfalls besiegt und entrann nur durch die Schuld seiner Gegner. Auch sein verzweifelter Versuch, sich in den Rücken der verbündeten Heere zu werfen, hemmte den Vormarsch auf Paris nicht, sondern hinderte Napoleon nur, den letzten Kampf für seine Hauptstadt, den seine Marschälle ausfochten, selbst zu leiten. Am 30. März ergab sich Paris den Verbündeten: als Sieger sahen sie von den Höhen des Montmartre auf die bezwungene Riesenstadt herab.

§ 222. Der erste Pariser Friede. 1814. Am folgenden Tage hielten Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Siegeseinzug in Paris, unter dem Beifallsjauchzen des schnell umgewandelten, leichtlebigen französischen Volkes, das die weiße Kokarde der Bourbonen aufsteckte und die dreifarbige der Revolution und Napoleons mit Füßen trat. Dem Wunsche Alexanders und Englands gemäß erlangten die Bourbonen den Thron wieder; Ludwig XVIII. hielt, mit Jubel begrüßt, seinen Einzug, nachdem Napoleon, dem zu spät das Nutzlose seines letzten verzweifelten Versuchs klar geworden war, sich den Verbündeten in Fontainebleau ergeben hatte. Er und sein Geschlecht wurden der Krone Frankreichs für verlustig erklärt; doch erhielt er die Insel Elba als Fürstentum angewiesen. Im Frieden von Paris (30. Mai) ließ man in falscher Großmut Frank- **1814.**
reich die früher Deutschland entrissenen Länder Elsaß und Lothringen, man gewährte ihm sogar die Grenzen von 1792 und „zur besseren Abrundung" auch noch Saarbrücken, Saarlouis und Landau; man legte ihm, dessen Truppen viele Länder ausgeplündert hatten, keine Kriegssteuer auf und nahm ihm nicht einmal (den vom Brandenburger Tor in Berlin weggeführten Siegeswagen ausgenommen) die geraubten Kunstschätze wieder ab.

§ 223. Napoleons Rückkehr von Elba. Die Fürsten, Feldherren und Diplomaten begaben sich im Herbste 1814 nach Wien, wo ein glänzender Kongreß zusammentrat, der die Verhältnisse Europas neu ordnen sollte. Hier aber brach offene Zwietracht über die Herstellung Polens, das Schicksal Sachsens, die damit zusammenhängende Entschädigung Preußens und andere wichtige Fragen aus. Rußland und Preußen auf der einen, Österreich, England und Frankreich (das sich durch seinen dreisten Minister Talleyrand bald wieder geltend zu machen wußte) auf der anderen Seite standen sich feindlich gegenüber. Napoleon hörte, daß die alten Verbündeten nahe daran waren, das Schwert gegeneinander zu ziehen: er beschloß, diese Lage zu benutzen und nach Frankreich heimzukehren, wo man ihn bereits wieder zurücksehnte. Daß damals in Wien der Zwist gerade beigelegt war, wußte er freilich noch nicht, als er am 1. März 1815 an der Südküste Frankreichs landete. Alles fiel ihm zu; **1815.**
zuletzt ging selbst die gegen ihn gesandte Armee unter dem Marschall Ney bei Lyon zu ihm über. Bald war er in Paris, das die Bourbonen fliehend verlassen hatten. Den Monarchen in Wien bot er die Hand zur Versöhnung, indem er versicherte, er werde Frankreich in den ihm 1814 gegebenen Grenzen friedlich regieren. Aber niemand traute dem Manne, der so oft mit Eiden und Verträgen sein Spiel getrieben hatte: die Verbündeten taten ihn förmlich in Acht und Bann und ergriffen sämtlich die Waffen. Napoleon seinerseits hatte schnell aus seinen alten aus der Kriegsgefangenschaft, aus den deutschen Festungen zurückgekehrten Soldaten ein Heer gebildet, das er in Eile zum Angriff gegen die von

den Engländern besetzten Niederlande führte. Nur wenn er seine Feinde einzeln niederschlug, konnte er auf Erfolg rechnen.

§ 224. Ligny und Quatrebras. 16. Juni 1815. In den Niederlanden standen unter Wellington über 90 000 Mann, mehr als ein Drittel davon Deutsche (Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer). Zu ihnen stießen aus der nahen, neugebildeten Rheinprovinz rasch die Preußen, geführt von dem greisen Heldenjüngling Blücher und seinem Gneisenau. Aber schneller, als man erwartete, war Napoleon da. Mit einem Teile seines Heeres griff er selbst am 16. Juni Blücher an, der beim Dorfe Ligny stand, den anderen ließ er unter Ney gegen Wellingtons Stellung bei Brüssel vorgehen. Gegen Ney behaupteten sich die Verbündeten bei Quatrebras, wenn auch nicht ohne schwere Verluste — der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (§ 204) fand hier den Heldentod — Napoleon aber siegte nach heißem Ringen bei Ligny. Doch führte Blücher, der selbst mit dem Pferde gestürzt und in Gefahr gewesen war, von den dicht an ihm vorbeisprengenden französischen Reitern gefangen genommen zu werden, das preußische Heer geordnet zurück.

§ 225. Belle-Alliance. 16. Juni 1815. Napoleon wähnte Blücher vernichtet und meinte, er flüchte mit den Trümmern seines Heeres ostwärts, nach Namur zu; nur nachlässig ließ er ihn verfolgen. In Wirklichkeit aber war das preußische Heer, das seine feste Haltung trotz der Niederlage bewahrte, unter seinem heldenmütigen Führer auf Feldwegen nordwärts gegangen, um Bülows noch zurückstehendes Korps aufzunehmen und dann nach der Vereinigung mit Wellington die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Auf Blüchers Eintreffen bauend, hatte Wellington seine Truppen auf der Brüsseler Hauptstraße südlich von
1815, Waterloo gesammelt und nahm hier am 18. Juni die Schlacht an, die
18. Juni. ihm Napoleon mit seiner ganzen wieder vereinigten Armee anbot. Erst gegen Mittag begann der Kampf; ungefähr 72 000 Franzosen stritten gegen 68 000 Engländer und Deutsche. Wie Mauern widerstanden Wellingtons Schlachtvierecke den Sturmangriffen der Franzosen. Trotzdem war die Gefahr groß. Nur die Nacht oder die Preußen konnten Wellington retten. Und die Preußen kamen zur rechten Stunde. Die ganze Blüchersche Armee, das Korps Bülows an der Spitze, eilte herbei zum entscheidenden Stoße in die rechte Flanke des gehaßten Feindes. Nicht das Regenwetter, nicht die grundlosen Feldwege hatten ihren Marsch aufgehalten. Schon sausten die Kugeln ihrer Jäger, schon tönten ihre wohlbekannten Signalhörner von rechts her bis in Napoleons Nähe. Da machte dieser den letzten, gewaltsamen Versuch, den Sieg doch noch zu erzwingen. Durch einen Gewaltstoß seiner Garden versuchte er die Mitte der Engländer zu durchbrechen, während er den Rest seiner Reserven den Preußen entgegenwarf. Aber der Angriff auf die Engländer, die in-

folge des Einrückens der Preußen aus ihrem linken Flügel das Zentrum hatten verstärken können, scheiterte, die Preußen drangen immer tiefer in die Flanke der französischen Stellung, der Ruf „Sauve qui peut!" (Rette sich, wer kann!) erscholl in den Reihen der Franzosen, und bald stürmten sie in wilder Flucht von dannen. Die Preußen, als die frischeren Truppen, übernahmen die Verfolgung Napoleons und führten sie aus nach Gneisenaus Befehl „bis zum letzten Hauch von Roß und Mann." Kaum entging Napoleon selbst der Gefangennahme. Auf der Höhe bei Belle-Alliance trafen die Sieger Blücher und Wellington zusammen und umarmten sich voll herzlicher Freude.

§ 226. Der zweite Pariser Friede. 1815. Ohne Unterbrechung ging nun die Verfolgung bis nach Paris. Wieder sah sich Napoleon von Frankreich verlassen. Er dankte ab und gab sich, da er aus dem Hafen von Rochefort die Flucht nach Amerika nicht bewerkstelligen konnte, den Engländern gefangen, die ihn im Einverständnis mit den anderen Mächten nach der einsamen Insel St. Helena im Atlantischen Ozean brachten. Hier ist er nach sechs Jahren, am 5. Mai 1821, gestorben. — Die verbündeten Heere breiteten sich in Nordfrankreich aus und hielten es besetzt, bis der zweite Pariser Friede geschlossen und **1815.**
die Kriegssteuer, die man diesmal dem besiegten Lande auferlegte, gezahlt war. Auch wurden nun Saarlouis, Saarbrücken und Landau an Deutschland abgetreten. Aber von der Zurückgabe von Elsaß und Lothringen war auch jetzt keine Rede.

D. Deutschland vom zweiten Pariser Frieden bis zur Herstellung des Kaisertums.

§ 227. Der Wiener Kongreß. 1814—1815. Auf dem Kongresse zu Wien hatte Europa inzwischen seine neue Gestalt er- **1814–1815.**
halten, die dann ein halbes Jahrhundert hindurch fast unverändert geblieben ist.

1. Österreich, dessen leitender Minister Fürst Metternich der einflußreichste Mann auf dem Kongresse gewesen war, hatte es trefflich verstanden, sein Gebiet abzurunden. Tirol und Salzburg, die mit den anderen österreichischen Ländern zusammenhingen, hatte es zurückbekommen, dagegen die am Bodensee und Oberrhein gesondert gelegenen alten Erbbesitzungen aufgegeben. In Italien hatte es mit dem Besitz der Lombardei und Venetiens als die weitaus größte Macht der Halbinsel eine beherrschende Stellung gewonnen. Die gesamte Länderreihe des Kaiserstaates bildete nun eine festgeschlossene Masse; nur die Vielsprachigkeit und die Verschiedenheit der Nationalitäten, die hier unter einer Krone vereinigt waren, konnten für die Zukunft Bedenken erregen.

2. Preußen hatte zweifellos das Beste in dem großen Kampfe ge-

tan, aber seinen Staatsmännern waren nicht ebensolche Erfolge beschieden wie seinen Generalen. Das neue Preußen hatte einen geringeren Umfang als das alte vor 1806. Dazu kam, daß die Länder, die es umfaßte, nicht zusammenhingen, sondern in zwei Hauptmassen, eine größere östliche und eine kleinere westliche, auseinandergerissen waren. Altpreußische Besitzungen wie Ansbach-Baireuth und Ostfriesland wurden aufgegeben, von der großen, ehemals polnischen Ländermasse kam nur die Provinz Posen an Preußen zurück, und die Erwerbungen, die es am Rhein und durch Einverleibung der größeren Hälfte Sachsens machte, stellten dem Staate schwere Aufgaben, denn nur ungern wurden diese Gebiete preußisch. Aber der preußische Staat erwies an ihnen seine anziehende und erziehende Kraft, sie gewöhnten sich in sein straffes Leben ein, und Preußen durfte mit seiner Neugestaltung zufriedener sein, als seine Gegner wünschen konnten. Denn statt des undeutschen, polnischen Besitzes, den es vor 1806 in so großer Ausdehnung gehabt, hatte es jetzt meist deutsche Länder (außer den schon genannten Gebieten auch Neuvorpommern, vgl. § 162) bekommen; sein Aar breitete die Flügel schützend über die fernste Ost- und Westmark Deutschlands. Preußens Sache konnte sich hinfort nicht mehr von der des gesamten Deutschlands trennen. Vor allen Dingen war ihm die Wacht am Rhein anvertraut und damit eine gefährliche, aber auch ehrenvolle Aufgabe, deren Lösung sicheren Lohn verhieß.

3. Bayern erhielt zum Ersatz für Tirol, das es an Österreich zurückgab, außer den fränkischen Landen die Rheinpfalz; Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau blieben in den Grenzen, die ihnen Napoleon geschaffen hatte. Neu gebildet ward das vorläufig noch mit England durch Personalunion verbundene Königreich Hannover aus dem ehemaligen Kurfürstentum und preußischen Abtretungen, wie Ostfriesland und Hildesheim. Die freien Städte wurden mit Ausnahme von Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main nicht wiederhergestellt; ebenso erging es vielen früher reichsunmittelbaren, fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebieten.

§ 228. Der Deutsche Bund. Das alte Reich, das 1806 zu Grabe getragen worden war, wieder aufzurichten, war Österreich selbst nicht gewillt, und die Rheinbundfürsten hatten keine Lust, ihre Souveränität aufzugeben. Preußen suchte wohl eine Form zu finden, die dem Wunsche des Volkes nach einer zu Schutz und Trutz geeigneten, starken Reichsverfassung entsprach, und die kleinen, schutzbedürftigen Staaten waren auf seiner Seite, aber gegenüber dem Widerstande Österreichs und der Mittelstaaten konnte es nicht durchdringen. Eine Zeitlang schien es, als ob eine Einigung der deutschen Staaten überhaupt nicht zustande kommen würde, und was endlich die Wiener Bundesakte schuf (1815), das war kümmerlich und kläglich genug. An Stelle eines geeinten Reichs

bildeten nun die 39 Staaten Deutschlands einen losen Staatenbund, den Deutschen Bund (1815—1866)*). Den Vorsitz führte Österreich. Die einzelnen Glieder des Bundes waren völlig souverän; nur selbständige Kriegsführung und Schließung von Bündnissen gegen den Bund und seine Glieder sollten versagt sein. Landständische Verfassungen waren für alle Bundesglieder in Aussicht gestellt, aber von gemeinsamem Gericht, von einheitlicher Kriegsleitung oder Vertretung beim Auslande, von gleichem Maß und Gewicht, von gleicher Münze war nicht die Rede. Die einzige Gesamtbehörde des Bundes war der in Frankfurt a. M. tagende Bundestag. Das Stimmenverhältnis der einzelnen Staaten in ihm entsprach ihrer Macht gar wenig. Im engeren Rat, in dem die meisten Angelegenheiten erledigt wurden, hatten die größeren Staaten je eine, von den kleineren jedesmal mehrere zusammen eine Stimme, im weiteren Rate hatte auch der kleinste Staat wenigstens eine, die größeren mehrere, so Österreich, Preußen und die andern vier Königreiche je vier. Und was schlimmer war, für alle wichtigeren Angelegenheiten, z. B. für jede Verfassungsänderung, war Einstimmigkeit erforderlich: wie durfte man von einer solchen Versammlung je eine gedeihliche Fortentwickelung des Bundes erwarten? Und doch war ohne diese der Bestand des Bundes auf die Dauer unmöglich. Nach außen machtlos, konnte er im Innern den berechtigten Forderungen des Volkes nicht genügen, ja er verbürgte sogar den Frieden unter den Bundesgliedern nur so lange, als sich Preußen Österreichs Führung gefallen ließ. **1815—1866.**

§ 229. Deutsche und europäische Wirren. 1815—1830.

1. Zunächst war dies der Fall. Der schlichte und friedfertige König Friedrich Wilhelm III., der mit Rußland und Österreich 1815 die Heilige Allianz geschlossen hatte, folgte in seiner äußeren Politik seinen Verbündeten um so williger, als Preußens Kräfte durch die furchtbaren Kämpfe der napoleonischen Zeit völlig erschöpft waren. Die Führung der europäischen Politik lag in den Händen Metternichs, der jede freiheitliche und selbständige Regung der Völker als revolutionär ansah. Die Verfassungen, die nach Artikel 13 der Bundesakte: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden" eine Anzahl deutscher Fürsten, besonders die süddeutschen, ihren Staaten gaben, waren ihm im höchsten Maße unbequem, und geradezu verhaßt war ihm jedes Sehnen und Streben nach deutscher Einheit. Das mußte der Teil der studierenden Jugend Deutschlands, der in Jena die Deutsche

*) Außer Österreich und Preußen, die auch außerdeutsche Gebiete umfaßten und zu den Großstaaten Europas zählten, gehörten zum Deutschen Bunde 4 Königreiche, 1 Kurfürstentum, 7 Großherzogtümer, je 10 Herzog- und Fürstentümer, 1 Landgrafschaft und 4 freie Städte. Drei der Staaten, das Königreich Hannover, das Großherzogtum Luxemburg und das Herzogtum Holstein, waren Nebenländer der ausländischen Kronen England, Holland, Dänemark.

Burschenschaft gegründet hatte und „die werdende Einheit des deutschen Vaterlandes" fördern wollte, zuerst erfahren. Schon das Wartburgfest, das die Burschenschaft im Jahre 1817 zur Erinnerung an die Reformation feierte, erregte Anstoß, vor allem, weil ein Teil der Studenten dabei eine Anzahl freiheitsfeindlicher Bücher und einige Wahrzeichen der vergangenen Zeit dem Feuer übergeben hatte. Als nun gar der völlig überspannte Student Sand sich zur Ermordung des als Feind jeder freiheitlichen Entwicklung verhaßten Lustspieldichters Kotzebue hinreißen ließ, so benutzte das Metternich zum schärfsten Vorgehen gegen die Universitäten. Er setzte die Karlsbader Beschlüsse (1819) durch, die die Preßfreiheit aufhoben und vor allem gegen die sogenannten „demagogischen Umtriebe" der Studenten einschritten. Die Burschenschaft wurde unterdrückt; viele ihrer Mitglieder und Beförderer wurden verhaftet und bestraft, und selbst so hochverdiente Männer wie Arndt und Jahn wurden aufs härteste behandelt. Das alles erzeugte natürlich große Erbitterung und steigerte vor allem in Süddeutschland die Abneigung gegen Preußen.

2. In Deutschland war die Ruhe erzwungen worden, und auch im übrigen Europa, wo es seit 1820 allenthalben gärte, warf Waffengewalt die Aufstände nieder. Spanien wurde von den Franzosen, Italien von den Österreichern beruhigt; nur in Griechenland, das sich 1821 gegen die Türken erhoben hatte, dauerte der Kampf länger und führte endlich zur Befreiung der Griechen von der türkischen Herrschaft und zur Bildung eines Königreichs Griechenland. Und als in
1830, Juli. Frankreich 1830 die Julirevolution in Paris der Herrschaft der Bourbonen ein Ende machte und Louis Philipp von Orleans auf den französischen Thron kam, ward eine Nachwirkung auf Deutschland nur in kleineren Staaten bemerkbar, namentlich in süddeutschen, wo eine freiheitliche, mehr weltbürgerliche als nationale Richtung (der Liberalismus) viel Boden gewonnen hatte. Außerhalb Deutschlands war das Beispiel Frankreichs gefährlicher. Die ehemals spanischen Niederlande lösten sich gewaltsam von Holland, mit dem sie seit 1815 vereint waren, und gestalteten sich zum Königreiche Belgien; in Italien und Spanien brachen neue Unruhen aus, und in Polen kam es zu einer unglücklichen Erhebung gegen Rußland, wo nach Alexanders I. Tode (1825) sein Bruder Nikolaus I. als Kaiser gefolgt war.

§ 230. Preußen und Deutschland bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. 1840. 1. **Die Provinzialstände.** Für die innere Wohlfahrt und weitere Entwicklung seiner Lande, der alten wie der neuen, sorgte Friedrich Wilhelm III. in landesväterlicher Weise, und das Volk dankte es ihm. Sein Vertrauen zu dem Herrscher wurde auch durch das Vorgehen der Regierung gegen alles, was allzu freiheitlich und darum gefährlich zu sein schien, nicht ernstlich erschüttert, auch dadurch nicht, daß

statt der reichsständischen Verfassung, die der König in Übereinstimmung mit der Bundesakte (§ 229, 1) dem Lande 1815 in Aussicht gestellt hatte, 1823 nur Provinzialstände für die acht Provinzen des Landes gewährt wurden, deren Rechte sehr beschränkt waren und in denen die Ritterschaft das entschiedenste Übergewicht hatte. Doch war es schlimm, daß Preußen, dem so eine Verfassung vorenthalten blieb, in den kleineren Staaten, die Verfassungen bekommen hatten, namentlich in dem „liberalen" Süddeutschland, als das Land des starren Festhaltens am Alten, ja des Rückschritts, der Reaktion, galt.

2. **Das Heer und die Finanzen.** Die allgemeine Dienstpflicht, die, von der Not des Augenblicks geboren, sich im Jahre 1813 so glänzend bewährt hatte, wurde zum Gesetz schon durch die neue Wehrverfassung von 1814, deren oberster Grundsatz lautete: „Jeder Eingeborene ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet." Fünf Jahre sollte jeder gesunde Mann im stehenden Heere dienen, drei davon bei der Fahne, zwei in der Reserve, dann 7 Jahre im 1. und weitere 7 Jahre im zweiten Aufgebot der Landwehr. Das war groß gedacht, aber zur vollen Ausführung fehlte es leider dem verarmten Staate an den nötigen Mitteln. Eine große Anzahl Wehrfähiger mußte nach kurzer Übungszeit sofort in die Landwehr eintreten, und die ward durch solche „Krümper" (§ 205, 2) nicht besser. Aber der Staat konnte neue Linienregimenter nicht erhalten; fehlte es doch sogar an Geld, um die nötigen Waffen zu beschaffen; erst durch eine neue Steuerordnung und die sich hebenden Zolleinnahmen kam man in der Mitte der zwanziger Jahre aus den größten Bedrängnissen heraus.

3. **Der Zollverein. Handel, Industrie und Verkehr.** Schon 1818 hatte Preußen alle Binnenzölle im eigenen Lande aufgehoben, dagegen seine bisher offene Landesgrenze zu einer Zollinie gemacht. Die von Preußen umschlossenen deutschen Kleinstaaten, die davon hart betroffen wurden, ließen sich, wenn auch meist erst nach langem Sträuben, die Zolleinigung gefallen, die Preußen jedem Staate, der sie wollte, bot. Das eigene Interesse brachte dann auch die süddeutschen Königreiche zum Anschluß an Preußen, andere Staaten folgten, und 1834 war durch **1834.**
den Zollverein das außerösterreichische Deutschland zum größten Teil zu einem Wirtschaftsgebiete vereinigt: Preußen hatte hier einen ersten Sieg über Österreich in Deutschland davongetragen. Und das geschah gerade in einer Zeit, wo Handel und Industrie einen ungeahnten Aufschwung nahmen durch die Ausnutzung der Dampfkraft. In England, wo James Watt († 1819) die ersten Dampfmaschinen, George Stephenson († 1848) die ersten Lokomotiven gebaut hatte, war man vorangegangen, in den anderen Ländern Europas folgte man schnell nach, Deutschland blieb nicht zurück. Schon 1835 wurde die erste kurze Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, zwei Jahre darauf

fuhren die ersten Lokomotiven zwischen Leipzig und Dresden, und die Eisenbahnen drängten nun den eben erst mit Eifer begonnenen Bau von Kunststraßen (Chausseen) schnell in den Hintergrund. Bald waren alle größeren Städte durch Schienenwege verbunden, auf den Flüssen verkehrten Dampfschiffe in immer steigender Zahl, und das Anwachsen der neuen Verkehrsmittel hielt kaum gleichen Schritt mit der Vermehrung und dem Wachstum der Fabriken aller Art. Die Städte blühten überraschend schnell auf. Überall war Leben und Regsamkeit. Neue Erfindungen jagten sich. Die Elektrizität fand Anwendung in den Telegraphen, an deren Drähten, die bald auch in Kabeln durchs Meer gelegt wurden, die Nachrichten mit Blitzesschnelle dahinflogen. Noch war man nicht zu den großartigen Erfindungen unserer Tage gekommen, aber doch hatte sich auf allen Gebieten der Industrie schon ein vollkommener Umschwung vollzogen.

4. **Kunst und Wissenschaft. Die Kirche.** Frisches Leben regte sich auch in den schönen Künsten. Freilich neben Goethe, dem Altmeister der Dichtkunst, erstanden ebenbürtige Dichter nicht, aber die bildenden Künste blühten durch Rauch, Schinkel, Cornelius empor, und die Wissenschaften, namentlich Geschichte (Ranke) und Naturwissenschaften (A. v. Humboldt), entfalteten sich mächtig. Friedrich Wilhelm III. nahm an der Förderung des geistigen Lebens regen Anteil, und andere deutsche Fürsten, wie Karl August von Weimar und Ludwig I. von Bayern, wetteiferten hier mit ihm; dem preußischen König allein aber verdanken wir die Union, die Vereinigung der reformierten und der lutherischen Kirche zur evangelischen Kirche,
1817. die er 1817, am 300. Jahrestage der Reformation, in seinen Landen verkünden ließ und die bald auch in anderen deutschen Staaten Anerkennung fand.

§ 231. Friedrich Wilhelm IV., 1840–1861, und die deutschen Revolutionen. 1. In Österreich starb 1835 Kaiser Franz; die Art der Regierung änderte sich damit nicht, denn Metternich leitete auch unter Ferdinand, dem schwachen Sohn und Nachfolger des Kaisers Franz (1835–1848), den österreichischen Staat. Auch in Preußen trat ein Thronwechsel ein. Friedrich Wilhelm III. wurde im Jahre 1840 seinem
1840–1861. Volke entrissen, und sein geistvoller Sohn Friedrich Wilhem IV. folgte ihm (1840–1861). Seine ersten Regierungstaten wurden mit Freuden begrüßt, aber bald genug fand er Widerspruch, weil er die Reichsstände, die man statt der Provinzialstände forderte, nicht gewährte. Und als er dann 1847 die acht Provinziallandtage zu einem Vereinigten Landtag zusammenberief, schienen vielen die Rechte dieses Landtages nicht genügend zu sein.

1848, Februar. 2. Da brach im Februar 1848 in Frankreich die Revolution aus, die den Bürgerkönig Louis Philipp vom Throne stürzte: bei der Gärung,

die allenthalben herrschte, wirkte sie weithin, und auch Deutschland ward tief erschüttert. In den Mittel- und Kleinstaaten kam es im März 1848 zu mehr oder minder gewaltsamen Volksbewegungen, durch die liberale Einrichtungen erzwungen wurden; in Bayern führten die Unruhen sogar dazu, daß König Ludwig I. zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II. die Regierung niederlegte. Und diesmal blieben auch Österreich und Preußen nicht verschont. Am 13. März wurde Metternich in Wien gewaltsam verdrängt, und gleich darauf erfolgte ein revolutionärer Ausbruch in Berlin. König Friedrich Wilhelm IV. hatte endlich — am 18. März — dem Drängen des Volkes nach einer freiheitlichen Verfassung nachzugeben versprochen, und die Menge strömte nach dem Schlosse, um ihrer Freude Ausdruck zu geben. Dabei kam es zum Gedränge, und als aus den Reihen der vor dem Schloß aufgestellten Truppen durch einen unglücklichen Zufall zwei Schüsse fielen — die übrigens niemand verletzten —, da hielt sich das Volk, von wilden Gesellen noch aufgereizt, für verraten. Es kam zum Straßenkampf; allmählich drangen die Truppen siegreich vor, aber der König, erschüttert durch das Blutvergießen, ließ sich schließlich zur Zurückziehung des Militärs bestimmen, und so siegte der Aufruhr. Der König selbst mußte sich aufs tiefste demütigen, und seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm I., zwang der Haß des Volkes sogar, die Heimat zu verlassen und für einige Zeit Zuflucht in England zu suchen. Ende Mai 1848 trat dann eine zur Ausarbeitung einer Verfassung berufene preußische Nationalversammlung zusammen. Aber in ihr hatten die Demokraten das Übergewicht, und sie erwies sich bald als unfähig, ihre Aufgabe zu erfüllen. Zudem kam es in der Hauptstadt immer wieder zu Ausschreitungen des Pöbels, deren schlimmste die Plünderung des Zeughauses war. Da entschloß sich der König endlich zu scharfem Vorgehen. Berlin wurde vom General Wrangel ohne Kampf besetzt und die Nationalversammlung erst nach Brandenburg verlegt und dann aufgelöst. Zugleich gab der König aus eigener Machtvollkommenheit seinem Lande eine Verfassung (Dezember 1848). Sie trat nach manchen Änderungen 1850 in Kraft und besteht im wesentlichen noch heute. Nach ihr ist der unverletzliche und unverantwortliche König unumschränkter Kriegsherr und im Alleinbesitze der vollziehenden Gewalt. Die Minister, die er beruft und entläßt, sind verantwortlich; ihre Gegenzeichnung ist für jede Regierungshandlung nötig. Die vor dem Gesetze gleichen Staatsbürger finden ihre Vertretung in dem aus zwei Kammern bestehenden Landtag. Die erste Kammer, das Herrenhaus, besteht aus den großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, soweit sie vom König besonders berufen werden, aus dem erblich berechtigten hohen Adel, den auf Lebenszeit von der Krone Berufenen und aus Mitgliedern, die auf Präsentation ernannt sind. Die zweite Kammer, das Abgeordnetenhaus, zählt jetzt 443 Mitglieder, die auf 5 Jahre von

Wahlmännern gewählt werden, die wieder aus Urwahlen hervorgehen*). Beide Kammern oder Häuser sind gleichberechtigt und beraten gesondert. Sie wirken mit bei der Gesetzgebung, können Anträge stellen und Petitionen entgegennehmen; vor allem aber unterliegen die Einnahmen und Ausgaben des Staates ihrer Bewilligung.

3. Schwerer als Preußen hatte der österreichische Kaiserstaat gelitten, zumal vor allem Oberitalien und dann auch Ungarn Miene machten, sich ganz loszureißen. Aber auch hier wurde die Revolution bezwungen. In Prag und Wien warf Fürst Windischgrätz, in Italien Radetzky den Aufstand nieder; in Ungarn freilich konnte nur mit russischer Hilfe Ruhe und Ordnung wiederhergestellt werden. Das geschah erst, als
1848. Kaiser Ferdinand I. abgedankt und sein jugendlicher Neffe Franz Joseph I. den österreichischen Kaiserthron bestiegen hatte. Auch er erließ schließlich aus eigener Kraft eine Verfassung, die indes zu Ende des Jahres wieder aufgehoben und erst 1861 durch eine neue ersetzt wurde.

§ 232. Die Deutschen Einheitsbestrebungen und der Schleswig-holsteinische Krieg. 1. Fast zu derselben Zeit, in der die preußische Nationalversammlung ihre Beratungen begann, trat in der Paulskirche zu Frankfurt am Main eine nach allgemeinem und gleichem Stimmrecht vom ganzen deutschen Volk gewählte Nationalversammlung zusammen, die, wie man hoffte, Deutschland die lange ersehnte Einheit und mit ihr eine freiheitliche Verfassung geben sollte. Im Anfang schien alles leidlich zu gehen. Es wurde zunächst beschlossen, daß bis zur Herstellung einer endgültigen Verfassung der Erzherzog Johann von Österreich, ein Bruder Franz' I., als Reichsverweser an der Spitze eines Reichsministeriums die Zentralgewalt in Deutschland übernehmen sollte. Der Bundestag löste sich auf und übertrug dem Reichsverweser seine Befugnisse. Aber eine wirkliche Macht gewann dieser nicht, und bei der Beratung der zukünftigen Verfassung Deutschlands kam es dann bald genug zu lebhaften Streitigkeiten, besonders darüber, ob Österreich mit allen seinen nichtdeutschen Ländern dem zu schaffenden Bundesstaate beitreten dürfe oder nicht. Daß ein kräftiges Staatswesen nicht entstehen konnte, wenn beide Großstaaten, Preußen und Österreich, ihm angehörten, trat immer deutlicher hervor: indem sich die Mehrheit in der Versammlung schließlich dafür entschied, daß Preußen an die Spitze des geeinigten Deutschlands treten sollte, erklärte sie sich zugleich für den Ausschluß Österreichs. Durch eine Abordnung wurde dann dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die erbliche deutsche Kaiserkrone angeboten. Da aber die Zustimmung der deutschen Fürsten fehlte, so lehnte dieser die Kaiserkrone am 3. April 1849 ab, im richtigen Gefühle, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Der Versuch, ein starkes deutsches Reich zu gründen,

*) Eine Änderung des Wahlgesetzes steht unmittelbar bevor.

war gescheitert. Immer mehr Abgeordnete traten nun aus der Nationalversammlung aus, und der Rest des Parlaments, der seinen Sitz nach Stuttgart verlegt hatte, wurde dort schließlich durch militärische Gewalt zum Auseinandergehen gezwungen. Inzwischen war es an verschiedenen Orten, besonders in Sachsen, in Baden und in der Pfalz zu Aufständen gekommen: sie wurden von preußischen Truppen — in Süddeutschland durch den Prinzen von Preußen — niedergeschlagen.

2. Traurig endete damals auch der Versuch Schleswig-Holsteins, sich von Dänemark, an das die beiden Herzogtümer seit langer Zeit geknüpft waren, zu lösen. Sie hatten gehofft, sich bei dem in nicht zu ferner Zeit in Aussicht stehenden Erlöschen des Mannesstammes des dänischen Königshauses unter einem eigenen Herrscher aus dem augustenburgischen Hause wieder eng an Deutschland anschließen zu können. Aber König Christian VIII. hatte 1846 in seinem Offenen Briefe angekündigt, daß Schleswig-Holstein auch ferner bei Dänemark bleiben solle, und im März 1848 sprach sein Nachfolger Friedrich VII. sogar die förmliche Einverleibung Schleswigs in Dänemark aus. Da begannen beide Herzog- **1848—1851.** tümer unter einer vorläufigen Landesregierung den Krieg gegen Dänemark. Im Auftrag des Deutschen Bundes kamen ihnen preußische und hannoversche Truppen unter General Wrangel zu Hilfe, vertrieben die Dänen und rückten in Jütland ein. Dann veranlaßte freilich die drohende Haltung Englands und Rußlands Preußen zum Waffenstillstand von Malmö (1848). Doch begann im nächsten Jahre der Krieg von neuem, und wieder waren die Schleswig-Holsteiner im Verein mit preußischen und anderen Bundestruppen siegreich: bei Eckernförde wurde ein dänisches Kriegsschiff in die Luft gesprengt, und ein anderes mußte sich ergeben; bayrische und sächsische Truppen erstürmten die Düppeler Schanzen, und die unter dem preußischen General von Bonin gebildete junge schleswig-holsteinische Armee schlug die Dänen bei Kolding in Südjütland und verfolgte sie bis unter die Wälle von Fridericia. Bald darauf erlitt sie indes hier eine schwere Niederlage. Schlimmer noch war es, daß Preußen und das übrige Deutschland sich im Sommer 1849 wieder infolge der Haltung Rußlands und Englands vom Krieg zurückzogen und 1850 endgültig Frieden schlossen. Wohl führten die tapferen Schleswig-Holsteiner den Kampf allein weiter und gaben ihn selbst nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt unweit von Schleswig noch nicht auf; aber endlich wurden sie von den deutschen Großmächten selbst zur Niederlegung der Waffen gezwungen (1851). Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 band Schleswig-Holstein wieder an Dänemark; nur mußte die dänische Regierung versprechen, auch Schleswig nicht förmlich einzuverleiben.

3. König Friedrich Wilhelm IV. hatte, obwohl er die Kaiserkrone abgelehnt hatte, doch auf die Umgestaltung des Deutschen Bundes noch nicht verzichtet. Im Jahre 1849 schloß er zunächst mit Hannover und

Sachsen den Dreikönigsbund, der sich allmählich zu einem Bunde der deutschen Staaten außer Österreich unter preußischer Leitung (Union) erweitern sollte. Die meisten deutschen Kleinstaaten traten ihm bei, aber die größeren blieben fern; selbst Sachsen und Hannover zogen sich wieder zurück. Zwar wurde 1850 in Erfurt ein Unionsparlament eröffnet und von ihm eine Unionsverfassung angenommen, aber Österreich wußte, zumal es Preußen an Entschiedenheit fehlen ließ, seine Pläne zu durchkreuzen. Unterstützt von anderen deutschen Staaten — vor allem den vier Königreichen — arbeitete es auf die Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes hin.

Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich verschärfte sich mehr und mehr, und als im Jahre 1850 der Kurfürst von Hessen die Rechte seines Volkes schwer verletzte, schien der Krieg zwischen Preußen, das für das Recht, und Österreich, das mit anderen deutschen Staaten für den Kurfürsten eintrat, unvermeidlich zu sein. Schon standen sich preußische und österreichisch-bayrische Truppen in Hessen gegenüber; da lenkte Preußen infolge russischer Drohungen doch wieder ein, und im Vertrag von Olmütz 1850 fügte es sich noch einmal den Österreichern: der Deutsche Bund wurde nun wirklich 1851 ganz in der alten Weise wiederhergestellt.

§ 233. Europa nach der Revolution. 1. Deutschland schien machtloser denn je. Die Geschicke Europas lagen in der Hand des Kaisers
1852—1870. Nikolaus I. von Rußland, neben dem Napoleon III., der sich 1852 vom Präsidenten der französischen Republik zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte, schnell Bedeutung gewann. Ja in dem Krim-Kriege, 1853—1856, war Napoleon im Bunde mit England, Österreich und Sardinien als Beschützer der Türkei siegreich gegen Rußland, das allein von Preußens wohlwollender Neutralität unterstützt ward. Kaiser Nikolaus I. starb während des Krieges (1855), und sein Sohn Alexander II. schloß Frieden, um sich der Fürsorge für die noch ganz daniederliegende Bildung seines Volkes zu widmen.

2. Die Bekämpfung der russischen Übermacht in Europa war Napoleon III. gelungen. Er unternahm es nun auch, in Italien Österreichs Übergewicht zu brechen und dem befreundeten Sardinien, dessen König Viktor Emanuel samt seinem Minister Cavour sich mit ihm verständigt hatte, im Kampfe gegen Österreich seinen mächtigen Beistand zu leihen. So entstand 1859 der Krieg Frankreichs und Sardiniens gegen Österreich. Infolge der Schlachten von Magenta und Solferino verloren die Österreicher Mailand; die kleinen Staaten Mittelitaliens hörten auf zu bestehen, und Florenz wurde vorläufig Hauptstadt des neuen Königreichs Italien. Eine darauffolgende Revolution, deren Held der Freischarenführer Garibaldi war, stürzte 1860 auch den bourbonischen Thron in Neapel, und Italien war seiner Einheit

nahe, während Deutschland noch immer in seiner alten Zersplitterung verblieb.

§ 234. König Wilhelms I. erste Zeit. Die Neugestaltung des Heeres. Aber die Zeit nahte, wo Deutschland sich herrlicher erheben sollte, als je zuvor. Schon 1858 hatte Wilhelm, Prinz von Preußen, für seinen seit 1857 schwer erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft übernommen; nach dem Tode des Königs (2. Januar 1861) fiel ihm die Krone zu. **1861, 2. Januar.** Geboren am 22. März 1797 hatte er in seiner Kindheit die schweren Zeiten der Erniedrigung Preußens mit durchlebt, hatte dann 1814 am Feldzug in Frankreich teilgenommen und sich schon damals, so bei Bar-sur Aube (§ 221), als unerschrockenen Soldaten gezeigt. Er hatte dann in der langen Zeit bis zur Übernahme der Regierung, seit 1829 mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar vermählt, sich vor allem seinen militärischen Pflichten mit Hingebung gewidmet. In der Revolutionszeit war er ein entschlossener Vorkämpfer des alten Königtums gewesen (§§ 231, 2; 232, 1), hatte aber dann, als die Verfassung in Kraft getreten war, ehrlich und gewissenhaft, wie er sich in seinem ganzen Leben gezeigt hat, die neuen Verhältnisse anerkannt. Dann war er zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen und später außerdem noch zum Generalobersten der Infanterie und Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt worden und hatte diese Würden bekleidet, bis er zur Leitung des Staates berufen ward. Als Regent war er im Jahre 1859 bereit gewesen, Österreich seine rettende Hand zu reichen, doch nur unter der Bedingung, daß ihm der Oberbefehl über die deutsche Bundesarmee zugestanden würde. Österreich aber hatte lieber einen Teil seiner italienischen Besitzungen aufgeben, als um den Preis seiner führenden Stellung in Deutschland Preußens Hilfe erkaufen wollen. Je mehr sich nun in Deutschland die Frage nach der staatlichen Umgestaltung des Ganzen erhob, um so mehr schärfte sich der Gegensatz beider Mächte. Zu Österreich und den Grundsätzen des alten Bundes hielten die Mittelstaaten, zu Preußen die meisten norddeutschen Kleinstaaten. Man mußte auf eine Entscheidung mit den Waffen gefaßt sein. König Wilhelm hatte bei der Mobilmachung 1859 gesehen, wie wenig Preußen dazu vorbereitet war; er wußte, daß die bestehenden Regimenter, die schon 1814 nicht zur Aufnahme aller Wehrpflichtigen ausgereicht hatten, jetzt, wo die Bevölkerung von 11 auf 18 Millionen gewachsen war, erst recht nicht mehr genügten. Er schritt also zu einer Neugestaltung des Heeres. Es wurden neue Regimenter gebildet, so daß statt 40000 Mann nun jährlich 63000 eingestellt werden konnten, und die Reservepflicht wurde von 2 auf 4 Jahre ausgedehnt: so wurde ein Linienheer geschaffen, das groß genug war, um die sofortige Einberufung der meist verheirateten Landwehrmänner bei einer Mobilmachung unnötig zu machen. Aber die Durchführung dieser Heeresreform, bei der dem König sein Kriegsminister

Albrecht von Roon treu zur Seite stand, veranlaßte schwere Kämpfe mit dem Abgeordnetenhause, die erst recht erbittert wurden, als der König den früheren Bundestagsgesandten Otto von Bismarck (geboren am 1. April 1815 zu Schönhausen im Regierungsbezirk Magdeburg), der zuletzt kurze Zeit Gesandter in St. Petersburg und in Paris gewesen war,
1862. zum leitenden Minister machte. Man fürchtete, er werde die Bahnen gehen, die Preußen einst nach Olmütz geführt hatten, während er es mit fester Entschlossenheit stärker und mächtiger zu machen trachtete und den Weg betrat, der dann zur Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung führte. Er hatte als Gesandter in Frankfurt erkannt, daß für Preußen und Österreich nebeneinander im Deutschen Bunde kein Raum war; darum trat er dem Versuche, den im österreichischen Sinne der Kaiser Franz Joseph im Frankfurter Fürstentag 1863 zur Lösung der deutschen Frage machte, bestimmt entgegen. So erweiterte sich die Kluft zwischen Preußen und Österreich; doch noch einmal sollten beide nebeneinander kämpfen, ehe sie ihre Schwerter kreuzten.

§ 235. Der dänische Krieg. 1864. Der dänische König Friedrich VII. war 1863 gestorben. Nach dem Londoner Protokoll, das Preußen und Österreich unterschrieben hatten (§ 232, 2), sollte sein Nachfolger in Dänemark, der Glücksburger Christian IX., auch in Schleswig-Holstein folgen. Der Deutsche Bund aber hatte das Londoner Protokoll nicht anerkannt; er sah für Holstein, das zum Bunde gehörte, den Herzog Friedrich von Augustenburg als den rechten Erben an und beschloß, Bundestruppen nach Holstein zu senden, um seinen Willen durchzusetzen. Die beiden deutschen Großmächte konnten sich dem nicht anschließen, erhielten aber einen Kriegsgrund, als Christian IX. das Herzogtum Schleswig rechtswidrig dem dänischen Reiche einverleibte. So begann
1864. der zweite schleswig-holsteinische oder dänische Krieg 1864; durch den Sieg der Österreicher bei Översee, die Erstürmung der Düppeler Schanzen (18. April) durch die Preußen unter Prinz Friedrich Karl und den Übergang der Preußen nach Alsen wurde Dänemark genötigt, im Wiener Frieden Schleswig-Holstein und Lauenburg an Preußen und Österreich abzutreten.

§ 236. Der deutsche Krieg. 1866. Aber die Frage nach der Stellung der eben erst erworbenen Lande zu dem übrigen Deutschland führte zum offenen Bruch zwischen Österreich und Preußen. Preußen wollte Schleswig-Holstein nicht befreit haben, um einen neuen Mittelstaat zu schaffen, der ihm feind wäre: der Herzog von Augustenburg sollte sich wenigstens ganz an Preußen anschließen. Dem wirkte Österreich entgegen. Schon 1865 schien der Krieg unabwendbar. Der Vertrag von Gastein, der Lauenburg gegen eine an Österreich zu zahlende Geldentschädigung an Preußen brachte, Schleswig unter preußische, Holstein unter österreichische Verwaltung stellte, aber die Rechte beider Mächte auf die Ge-

samtheit beider Herzogtümer ausdrücklich wahrte, schob den Kampf nur hinaus. Bald genug wuchs die Spannung wieder. Preußen schloß (8. April 1866) ein Schutz- und Trutzbündnis mit Italien ab und brachte 1866. tags darauf beim Bundestag den Antrag ein, eine aus allgemeinen Wahlen des ganzen Volks hervorgehende Versammlung einzuberufen, die über eine Reform der Bundesverfassung beraten sollte: Bismarck war sich klar darüber, daß die Einigung Deutschlands, die er herbeiführen wollte, nur möglich sei, wenn das deutsche Volk weitgehende konstitutionelle Rechte erhielt. Österreich, das solchen Plänen durchaus abgeneigt und der Mehrheit des Bundestags sicher war, übergab diesem endlich (1. Juni) die schleswig-holsteinische Angelegenheit zur Entscheidung. Da erklärte Preußen den Gasteiner Vertrag für gebrochen und ließ Truppen in Holstein einrücken, und bald darauf sandte Bismarck, der schon 1865 in den Grafenstand erhoben worden war, allen deutschen Regierungen seinen Plan einer Umgestaltung des Deutschen Bundes unter Ausschluß Österreichs zu. Dieses beantragte dagegen die Aufstellung eines Bundesheeres gegen Preußen. Da dieser Antrag am 14. Juni in der Bundestagssitzung angenommen wurde, so erklärte Preußen seinen Austritt aus dem Bunde und begann den Krieg gegen Österreich und die Staaten, die dessen Aufforderung, ihre Truppenteile mobil zu machen, gefolgt waren. Mit Blitzesschnelle wurden Hannover, Sachsen und Kurhessen besetzt, und am 29. Juni wurde König Georg V. von Hannover gezwungen, sich mit seiner ganzen Armee, die zwei Tage vorher bei Langensalza eine viel schwächere preußische Abteilung besiegt hatte, den Generälen Vogel von Falckenstein und von Manteuffel zu ergeben, da er inzwischen von immer mehr anwachsenden Truppenmassen umstellt worden war. Die Hauptmacht der Preußen, die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl, die zweite unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (sein vorzüglicher Generalstabschef war General von Blumenthal) und die Elbarmee unter Herwarth von Bitterfeld, hatte sich gegen Böhmen gewandt. In viele Heersäulen auseinandergerissen, über schwierige Pässe und durch enge Täler drangen die Preußen, „getrennt marschierend, um vereint zu schlagen“, Ende Juni in das Land ein: der treffliche Kriegsplan war vom Generalstabschef Hellmuth von Moltke entworfen, der sich bereits 1864 als Meister der Kriegskunst bewährt hatte. Der Sieg folgte den schwarz-weißen Fahnen. Nur einmal, bei Trautenau, scheiterte der Angriff der Preußen; sonst errangen sie in diesen letzten Junitagen Sieg auf Sieg. Bei Nachod und Skalitz schlug der eiserne Steinmetz die Österreicher, bei Soor siegte die preußische Garde und machte den Tag von Trautenau wett. Und wie die Armee des Kronprinzen, so rückte auch die seines Vetters, des Prinzen Friedrich Karl, siegreich vor. Er warf die Feinde bei Podol an der Iserbrücke und bei Münchengrätz zurück, und nach dem heißen Tage von Gitschin

war die Verbindung aller drei preußischen Heere miteinander hergestellt. Als König Wilhelm, von Bismarck, Moltke und Roon begleitet, beim Heere eintraf, standen die erste und die Elbarmee vereint an der Bistritz, einem rechten Nebenflüßchen der Elbe, die zweite Armee noch einige Meilen weiter nordöstlich. Und nun kam's zu der
1866, 3. Juli. gewaltigen Schlacht bei Sadowa oder Königgrätz, wo nach furchtbarem Ringen auf einem weit ausgedehnten Schlachtfelde durch das rechtzeitige Eintreffen der Armee des Kronprinzen ein glänzender Sieg über die österreichische Streitmacht unter Feldzeugmeister Benedek erfochten ward.

§ 237. Der Friede zu Prag. Diese eine Schlacht entschied den kurzen, aber blutigen Feldzug. Das preußische Heer hatte sich nicht bloß durch seine Bewaffnung mit dem Zündnadelgewehre, sondern vor allem durch seine Ordnung und Zucht, durch die Bildung und Schulung der Offiziere wie des gemeinen Mannes dem österreichischen so überlegen erwiesen, daß ein Sieg Österreichs ausgeschlossen erschien. Nun wurden im Westen auch die Truppen der mit Österreich verbündeten süddeutschen Staaten durch die preußische Mainarmee unter General Vogel von Falckenstein, dann unter General von Manteuffel in einer Reihe von Gefechten geschlagen, und auch ihre Gebiete begannen die Preußen zu besetzen. Gegen das mit Preußen verbündete Königreich Italien waren die Österreicher dagegen zu Lande unter dem Erzherzog Albrecht bei Custoza und zur See bei Lissa siegreich gewesen. Obwohl nun auf Bitten des Kaisers Franz Joseph Napoleon vermittelnd zwischen die kriegführenden Mächte trat, gelang es nicht, Preußen, dessen Heere bis an die Donau vor Wien nachgerückt waren, um die Erfolge seines Sieges zu bringen. Österreich, in seiner Widerstandskraft gebrochen, mußte sich zum Waffenstillstand von Nikolsburg bequemen, dem am 23. August der Friede zu Prag folgte. Danach schied Österreich, das Venetien an Italien abtreten mußte, aus dem Deutschen Bunde, dessen Neugestaltung Preußen überlassen blieb, aus: seine Vorherrschaft in Deutschland war auf immer dahin. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Frankfurt a. M. und Nassau kamen an Preußen. Damit waren die beiden Hälften, in die es bisher zerrissen war, vereint; der Staat bildete nun ein zusammenhängendes, geschlossenes Ganze. Es war aber noch mehr erreicht: Preußen hatte nun auch an der Nordsee festen Fuß gefaßt. Als Friedrich Wilhelm IV. einst Preußen einen Hafen dort schaffen wollte, hatte er dazu von Oldenburg das kleine Gebiet am Jadebusen kaufen müssen, wo jetzt Wilhelmshaven steht; nun war mit dem altpreußischen Ostfriesland ein großer Strich der Nordseeküste an Preußen gekommen und mit dem Besitz Holsteins auch die Möglichkeit gewonnen, Ost- und Nordsee durch einen Kanal zu verbinden, der nunmehr längst vollendet ist.

GEBIETSENTWICKELUNG PREUSSENS.



Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

§ 238. Die Zeit des Norddeutschen Bundes. 1866—70. An Stelle des Deutschen Bundes trat nun der Norddeutsche Bund, der alle nördlich vom Main gelegenen deutschen Staaten umfaßte. Die Verfassung, die nach einem Entwurfe der verbündeten Regierungen der erste, aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgegangene Reichstag des neuen Bundes 1867 annahm, machte die Krone Preußen zu dessen erblichem Haupte. Als solches war der König von Preußen Bundesfeldherr zu Wasser und zu Lande, Vertreter des Bundes nach außen und Herr über Krieg und Frieden. Er ernannte den Bundeskanzler, berief den Bundesrat und den Reichstag. Den Bundesrat, dem das Recht der Vorberatung und Genehmigung aller Gesetze zustand, bildeten die Bevollmächtigten der verbündeten Staaten. Von den 43 Stimmen, die er hatte, besaß Preußen allein 17. Dem Bundesrat zur Seite trat der Reichstag, dessen Abgeordnete — auf je 100000 Einwohner einer — vom Volke gewählt wurden. Münz-, Zoll- und Verkehrswesen, Handels- und Strafrecht sollten einheitlich sein. So schuf der neue Bund eine wirkliche Einheit seiner Glieder, ohne doch ihre Eigenheit zu verwischen. Freilich blieben ihm die Staaten südlich vom Main, Bayern, Württemberg und Baden, zunächst fern. Doch hatte Preußen mit ihnen Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen, nach denen im Falle eines Krieges ihre Truppen unter Preußens Führung gestellt wurden. Zum Norddeutschen Bunde gehörte auch Hessen-Darmstadt mit der nördlichen Hälfte seines Gebietes; dagegen trat das mit dem Königreich der Niederlande durch Personalunion verbundene Luxemburg, das bisher ein Glied des Deutschen Bundes gewesen war, nicht bei. Wegen dieses kleinen Landes wäre schon 1867 beinahe ein Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Frankreich fühlte sich nämlich durch Preußens glänzende Erfolge schwer gekränkt, da sein militärischer Ruhm von dem Preußens überstrahlt wurde und es trotz aller Bemühungen keine „Kompensationen", d. h. in diesem Falle Gebietserweiterungen, von Preußen oder durch seine Vermittelung (Belgien) hatte erlangen können; „Rache für Sadowa" wurde deshalb das Feldgeschrei der eitlen Nation. Napoleon versuchte nun wenigstens Luxemburg zu erwerben, und fand den König der Niederlande auch bereit, es gegen Geld abzutreten. Aber das Land hatte früher zum Deutschen Bunde gehört, und in der befestigten Hauptstadt hatte Preußen noch immer eine Besatzung stehen; dazu war Luxemburg Mitglied des Zollvereins. Deshalb entstand in Deutschland große Aufregung über den französischen Plan, und Preußen erhob entschiedenen Einspruch. Der König von Holland nahm seine Einwilligung zurück, und schließlich fügte sich Frankreich der Entscheidung einer Konferenz der Großmächte, nach der das Land beim niederländischen Königshause bleiben und für neutral erklärt werden, Preußen aber seine Besatzung aus der zu schleifenden Festung Luxemburg herausziehen sollte. Aber der Sturm war damit nur

für den Augenblick beschworen, und die Erregung gegen Preußen dauerte in Frankreich fort. Unablässig strebte Napoleon III., dessen Ansehen in Europa schon im Sinken war, das französische Heer auf gleiche Höhe mit dem preußischen zu heben. Durch neue Erfindungen, wie das Chassepotgewehr und die Mitrailleuse, durch die Einführung einer Art Landwehr (Mobilgarde) glaubte Niel, damals Kriegsminister Napoleons III., dies vollbracht zu haben, durch geheime Abmachungen mit den Herrschern von Österreich und Italien meinte Frankreich des Beistandes dieser Mächte und damit des Sieges gewiß zu sein, und nun suchte es nur eine Gelegenheit, sich mit Preußen zu messen und die sich anbahnende Einheit Deutschlands, die ihm gefährlich schien, zu hindern.

§ 239. Der Anlaß zum deutsch-französischen Krieg. Eine solche Gelegenheit fand sich bald. Im Jahre 1868 hatte eine Revolution in Spanien den Thron der Bourbonin Isabella gestürzt. Bemüht, im Staate wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen, trug das spanische Ministerium dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, dem Verwandten König Wilhelms, die Königskrone, die er schon einmal abgelehnt hatte,
1870. 1870 von neuem an. Sobald dies bekannt wurde, sprach sich der damalige französische Minister des Auswärtigen, der Herzog von Gramont, in sehr herausfordernder Weise in der französischen Kammer darüber aus. Umsonst erklärte der damals im Bade zu Ems weilende greise König Wilhelm, er könne seinem Verwandten in seinen Privatangelegenheiten keine Vorschriften machen, umsonst zog dieser selbst seine Thronkandidatur zurück: Frankreich wollte Preußens Demütigung oder den Krieg. Gramont mutete dem König zu, eine Art Entschuldigungsbrief an Napoleon zu schreiben, und ließ durch Benedetti das Ansinnen an ihn stellen, er solle versprechen, daß er auch in Zukunft nie seine Zustimmung zur Thronbesteigung eines Hohenzollern in Spanien geben werde. Diese Zumutung lehnte der König „zuletzt etwas ernst“ ab, und Bismarck veröffentlichte diese Zurückweisung, wodurch der französische Stolz aufs tiefste verwundet wurde. Das deutsche Volk aber, das die Kunde von der dem greisen Herrscher angesonnenen Demütigung mit schmerzlicher Empörung vernommen hatte, jubelte auf: hatte Frankreich den Krieg gewollt, so mochte es ihn haben — Deutschland hatte ihn nicht gesucht. Der am 15. Juli 1870 nach Berlin zurückkehrende König, der am Bahnhof die Nachricht von der französischen Mobilmachung erhielt, wurde von seinem Volk mit Begeisterung begrüßt. Die Abgeordneten des Norddeutschen Bundes wurden sofort um den Thron versammelt und stellten freudig der Krone die Mittel zum Kriege im großartigsten Maßstabe zur Verfügung; die süddeutschen Kammern aber erklärten im vollen Einverständnis mit ihren Fürsten, daß der Bundesfall (§ 238) eingetreten sei.

§ 240. Die Aufstellung der Heere. Herrliche, opferfreudige Begeisterung erfaßte das ganze deutsche Volk. In der Erinnerung an die

große Zeit der Befreiungskriege erneuerte König Wilhelm den Orden des Eisernen Kreuzes, der, wie damals die preußischen, so jetzt die deutschen Helden zieren sollte. Unter den Klängen der „Wacht am Rhein", des Kampfliedes der großen Zeit, strömten die Krieger zusammen. Wer nicht verpflichtet war, kam freiwillig. In wenigen Tagen stand Preußens Heer, das norddeutsche, das gesamtdeutsche Heer, dies „Volk in Waffen", unter den Fahnen. Wie hatte Napoleon sich verrechnet, wenn er geglaubt hatte, er werde Deutschland überraschen, er könne, wie einst sein Oheim 1805 und 1809, Süddeutschland zu verräterischem Abfall von der deutschen Sache bringen, mit den Heeren Österreichs und Italiens, die ihm ihre Hilfe zugesichert hatten, sich hier vereinigen, dann im Bunde mit den Dänen die Hannoveraner, Hessen, Schleswig-Holsteiner und Sachsen von Preußen trennen! — In kurzer Zeit waren drei große Armeen aufgestellt. Die erste — Rheinländer und Westfalen unter General von Steinmetz — zog über Trier auf Saarbrücken zu; die zweite, die aus Preußen, Sachsen, Braunschweigern, Oldenburgern und Hessen-Darmstädtern bestand und zu der sich auch König Wilhelm und mit ihm Bismarck, Moltke und Roon begaben, war unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von der Gegend um Mainz aus im Vormarsch nach Südwesten begriffen, und die dritte Armee — außer Preußen und Thüringern auch Bayern, Württemberger und Badener — rückte, geführt vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, von Mannheim aus durch die Pfalz der Elsässer Grenze zu. Unterdessen sammelte sich die französische „Rheinarmee" unter Napoleon III. selbst und dem Marschall Le Boeuf in Lothringen um Metz und ein zweites Heer unter Mac Mahon im Elsaß. Aber wie langsam und ungeordnet geschah alles! „Erzbereit" hatte man gemeint zu sein, und nun zeigte sich, daß nichts genügend vorbereitet war. Von dem Einfall in Süddeutschland, den man so sicher in Aussicht gestellt hatte, konnte keine Rede sein, und der Vorstoß gegen Saarbrücken am 2. August, den Napoleon selbst mit seinem Sohne mitmachte, war ein eitles Schaustück; statt anzugreifen, mußten die Franzosen im eigenen Lande den Angriff der Deutschen erwarten.

§ 241. Weißenburg. 4. August. Wörth und Spicheren. 6. August. Dieser Angriff erfolgte ungesäumt. Mit der dritten Armee überschritt der Kronprinz die Grenze der Pfalz, schlug noch an demselben Tage (4. August) bei Weißenburg die französische Division Abel Douai, **4. August.** nahm die alte deutsche Stadt und erstürmte — freilich unter großen Verlusten — den hinter ihr liegenden Geisberg. Mac Mahon zog nun eilig seine Streitkräfte bei Wörth, zwei Meilen südwestwärts, zusammen. Hier griff ihn zwei Tage darauf der Kronprinz mit allen seinen Korps an und **6. August.** brachte den Franzosen die erste große Niederlage dieses Krieges bei. An demselben Tage erstürmten Truppen der ersten und zweiten Armee die Spicherer Höhen bei Saarbrücken. Einige Tage vorher hatte Napoleon

das Schaustück, das er mit der Besetzung dieser Stadt aufgeführt hatte, als einen großen Sieg, in dem sein Sohn Louis die Feuertaufe erhalten habe, in das schlacht- und siegbegierige Frankreich hinausposaunt; jetzt rief in Paris die Kunde von den erlittenen Niederlagen tiefe Entmutigung hervor. Nach Deutschland aber brachten die ersten Siegesberichte und die bald nachher anlangenden ersten Gefangenentransporte, in denen die Zuaven und Turkos, die gefürchteten Söhne Afrikas, ihre beklagenswerte Rolle spielten, nicht bloß hohe Freude, es kam auch mit ihr über alle Deutschen die feste Zuversicht, daß der guten Sache auch ferner der Sieg nicht fehlen werde. Zugleich aber riefen die Züge der Verwundeten die allgemeine Teilnahme und hilfsbereite Tätigkeit in allen deutschen Gauen vom Rhein bis zu den fernen Küsten der Ostsee hervor.

§ 242. Schlachten um Metz. 14.—18. August. Mac Mahons Armee ging aufgelöst über den Wasgenwald zurück, die Korps Napoleons zogen sich bei Metz zusammen. Die Franzosen dachten schon jetzt daran, ihre Streitkräfte zu einer Entscheidungsschlacht in der Nähe von Paris zu vereinen; den Oberbefehl über sie übernahm an des Kaisers Stelle der Marschall Bazaine. Zu einem ungestörten Rückzuge ließen es jedoch die kräftig verfolgenden deutschen Armeen nicht kommen. Dicht vor Metz ward die Nachhut des französischen Heeres von der ersten deutschen Armee
14. August. unter Steinmetz ereilt und bei Colombey zu einer Schlacht gezwungen, durch die der Rückzug der Franzosen aus Metz um mehr als einen Tag verzögert wurde. Inzwischen war die zweite Armee südlich von Metz über die Mosel gegangen und besetzte nun, rechts einschwenkend, die Abzugsstraßen Bazaines, die von Metz auf Verdun führten. Als Bazaine auf der südlicheren mit seinen Truppen Metz verlassen wollte, ward er bei
16. August. Mars la Tour und Vionville von den Truppen des 3. Armeekorps angegriffen, die hier einer furchtbaren Übermacht gegenüber unerschütterlich und mit den größten Opfern aushielten, bis endlich Unterstützung herankam und Bazaine genötigt wurde, den Abzug aufzugeben und westlich von Metz eine Verteidigungsstellung einzunehmen. Am 18. war die gesamte erste und zweite Armee westwärts von der Mosel jener Stellung gegenüber bei Gravelotte vereint und umfaßte mit ihrem linken (nördlichen Flügel (Garde, Sachsen) den französischen rechten, der in St. Privat eine feste verschanzte Stellung hatte und die letzte Abzugsstraße
18. August. auf Etain besetzt hielt. Der Sieg in der blutigen Schlacht wurde erst gewonnen, als links die Garde, die unter furchtbaren Verlusten über die offene Hochebene vorstürmte, und die zur Hilfe herbeieilenden Sachsen die steinernen Mauern von St. Privat nahmen, während rechts die eben erst auf dem Felde anlangenden Pommern über die Schlucht von Mance vordrangen und sich dem südlichen Flügel der Franzosen gegenüber festsetzten. Bazaine war genötigt, seine sämtlichen Korps nach Metz zurückzuziehen und sich mit einer Armee von 180 000 Mann in dieser Festung

einschließen zu lassen. Auf deutscher Seite hatten der König Wilhelm, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Bismarck und Roon der Entscheidung beigewohnt.

§ 243. Sedan. 2. September. 1. Napoleon war kurz vor den letzten Schlachten mit seinem Sohne aus Metz entkommen, wagte aber bei der grollenden Volksstimmung nicht nach Paris zurückzukehren, wo seine Gemahlin, Kaiserin Eugenie, mit ihrem Anhange eine Art von Kriegsrat bildete, der die weitere Verteidigung leitete. Durch diesen wurde Mac Mahon, der vor den nachrückenden Preußen über Nancy und Chalons auf Paris zurückzugehen beabsichtigt hatte, genötigt, die Ausführung eines Plans zu versuchen, den er selbst mißbilligte. Er sollte mit den noch verfügbaren oder wiederhergestellten Korps in nordöstlicher Schwenkung nach der Maas zu marschieren und zwischen dieser und der belgischen und luxemburgischen Grenze auf Metz vordringen, um Bazaine zu entsetzen.

2. Dieser wurde in Metz von der ersten und zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl belagert. Von den bisherigen Truppen der zweiten Armee aber wurden drei Armeekorps abgetrennt; sie bildeten unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen eine neue, die vierte Armee, die, um Mac Mahons bald bemerktem Plane entgegenzuwirken, nordwestlich von der Mosel zur Maas zog. Zur Maas führte auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine Truppen. Beide Armeen sollten dem Marschall Mac Mahon auf seinem Bogenmarsch entgegentreten und es ihm unmöglich machen, Metz zu erreichen: es sollte ihm nur die Wahl bleiben, sich nach Belgien hineinzuwerfen oder sich gefangen zu geben. Es war ein kühnes Unternehmen, das Moltke ersonnen und mit weitschauendem Feldherrnblick angeordnet hatte, aber er hatte nicht umsonst auf die bewährte Opferwilligkeit der deutschen Armee gerechnet — das große Manöver gelang. Schon am 29. August traf der Kronprinz von Sachsen auf die Franzosen; tags darauf schlug er sie bei Beaumont und drängte sie über die Maas nordwärts: beide deutsche Heere reichten sich die Hand.

3. Die französische Armee, in ihrer Mitte Napoleon selbst, stand um die kleine Festung Sedan an der Maas zusammengedrängt, im Rücken die belgische Grenze, vor sich die dritte und die vierte deutsche Armee, zu denen sich auch König Wilhelm mit seinem Hauptquartier begeben hatte. Am 1. September gingen die deutschen Truppen zum Angriffe vor. Ihr linker Flügel umfaßte, die Maas überschreitend, Sedan von der Nordwestseite, ihr rechter von Osten her; die Bayern aber griffen im Süden an und nahmen nach erbittertem Kampfe das Dorf Bazeilles. Über die Franzosen hatte an Stelle des gleich bei Beginn des Kampfes verwundeten Mac Mahon General Wimpffen den Oberbefehl übernommen; sie fochten mit großer Tapferkeit, aber ohne festen Plan. Und

als dann im Norden von Sedan die Truppen des rechten und des linken deutschen Flügels sich begegneten, als die Franzosen in furchtbarer Verwirrung hier vergebens den Durchbruch versuchten, dort in hoffnungsloser Verzweiflung sich nach Sedan hineinwarfen, als dann die deutschen Geschütze die Stadt selbst, in der sich die Menschenmassen immer dichter zusammenballten, zu beschießen begannen, da erkannte Napoleon, daß sein Schicksal entschieden sei. Noch am Abend des 1. September teilte er brieflich dem Sieger mit, daß er sich ihm ergebe; am folgenden Tage
2. September. überreichte er selbst dem greisen König seinen Degen. Die ganze französische Armee unter General Wimpffen, mehr als 80 000 Mann, streckte die Waffen und ward nach Deutschland in Gefangenschaft abgeführt. In denselben Tagen hatte Bazaine von Metz aus das verabredete Entgegenkommen versucht und bei Noisseville einen Ausfall nach Norden gemacht, war aber von General Manteuffel zurückgewiesen worden.

§ 244. Von Sedan bis nach Paris. Die Siegeskunde von Sedan verbreitete sich wie auf Sturmesflügeln im ganzen deutschen Vaterland.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

So sang der Dichter Emanuel Geibel, seines Vaterlandes froh, und von begeisterten Liedern und Reden hallte es von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wieder. Hoffte man doch allgemein, daß nun der ersehnte Friede bald kommen würde. Aber Frankreich glaubte, daß es genüge, die Republik auszurufen, um den ganzen Staat umzuwandeln, und daß man Armeen aus dem Boden zu stampfen vermöge, die, von der Begeisterung für die Freiheit berauscht, kriegsgeschulter Heere spotten könnten. Gleich auf die Nachricht von dem gewaltigen Schlage von Sedan wurde in Paris die Republik erklärt. Die Kaiserin Eugenie und ihr Sohn Louis Napoleon entflohen nach England, und an die Spitze der neuen Regierung traten General Trochu, Jules Favre und vor allem der tatkräftige Republikaner Gambetta, der bald den ganzen Staat leitete. Auf die deutschen Friedensvorschläge, in denen Bismarck die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland forderte, gab Jules Favre die prahlerische Antwort: „Keinen Zoll unseres Landes, keinen Stein unserer Festungen!" So dauerte der Krieg fort. Unmittelbar von Sedan waren die dritte und die vierte Armee vor Paris gezogen, und am 19. September begann die Belagerung der Riesenstadt, die seit 1840 sehr stark befestigt worden war. Sie wurde von 2 Millionen

Menschen bewohnt und von nahezu 400000 Mann (freilich bunt zusammengesetzten und zum größten Teil sehr schlecht oder gar nicht ausgebildeten Truppen) verteidigt; die Zahl der Belagerer überstieg anfangs wenig 150000 und betrug niemals viel über 200000 Mann. Die deutschen Heerführer konnten sich also nicht darauf einlassen, die Stadt mit Sturm zu nehmen, so großen Schrecken auch die ersten Gefechte an der Einschließungslinie bis in das Herz von Paris verbreiteten. Man mußte es durch Mangel zur Übergabe bringen und rechnete, daß man dies ungefähr bis Weihnachten erreichen könne: freilich täuschte man sich darin.

§ 245. Die Belagerungen. 1. Inzwischen galt es, rings um Paris einen möglichst weiten Kreis durch die Deutschen vom Feinde zu säubern, damit die Belagerungstruppen im Rücken frei blieben und eine Verbindungslinie zwischen Deutschland und Frankreich offen stände. Das war keine kleine Aufgabe, denn bald wimmelte das Land von Freischärler-Banden (Franctireurs), die, rasch auftauchend und wieder verschwindend, den deutschen Kämpfern empfindliche Verluste bereiteten. Zu gleicher Zeit wurden die beiden französischen Hauptfesten von anderen deutschen Heeren belagert: Straßburg schon seit dem August von General von Werder, und Metz von der Armee des Prinzen Friedrich Karl; kleinere Abteilungen rückten nach und nach vor Toul, Verdun, Mézières und andere Festungen. Straßburg ergab sich am 27. September, fast an demselben **27. September.** Tage, an dem es vor 189 Jahren von den Franzosen Deutschland geraubt worden war. Unmittelbar darauf drang Werder weiter südwärts nach dem Oberelsaß, wo nacheinander die Festungen Kolmar, Schlettstadt, Neubreisach fielen, konnte dann die wichtige Festung Belfort belagern lassen und in Burgund bis nach Dijon hin vorrücken. — Metz dagegen hielt eine längere Belagerung aus, und die furchtbaren Herbstlager forderten unter den wackeren deutschen Truppen mehr Opfer als manche blutige Schlacht. Erst am 27. Oktober ergab sich auch Metz unter Bazaine **27. Oktober.** mit 180000 Mann.

2. Es war hohe Zeit, daß die Metzer Belagerungsarmee frei wurde: nun konnte sie den Kameraden vor Paris Erleichterung schaffen. Zwar war von hier aus der bayerische General von der Tann schon vorher nach Süden gesandt worden und hatte Orleans erobert. Dann aber hatte sich südlich von der Loire eine französische Armee, die Loire-Armee, unter d'Aurelle de Paladines gebildet, die mit Übermacht Orleans wieder gewonnen und die Verbindung v. d. Tanns mit der Pariser Belagerungsarmee in Gefahr gebracht hatte. Der deutsche Generalstab hatte ihm ein neues Armeekorps unter dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin zur Seite gestellt. Kaum aber hielten sich diese wenig zahlreichen deutschen Truppen unter den unglaublichsten Anstrengungen gegen die im Westen, Süden und Südosten auftauchenden immer zahlreicher werdenden französischen Massen, die schon sicher darauf

rechneten, von der Loire her die deutsche Belagerungsarmee durchbrechen zu können.

§ 246. Die Kämpfe im Süden und Norden von Paris. Da kamen von Metz, quer durch Frankreich südwestlich rückend, in breiter Front die Truppen des Prinzen Friedrich Karl in die rechte Flanke der vordrängenden Franzosen. Es entbrannte eine Reihe hartnäckiger Schlachten in der weiteren und näheren Umgebung von Orleans, die mit der Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen endeten (4. Dezember). Diese drangen nun auch noch südwestlich gegen Tours vor und nahmen dann südlich von Paris, wieder in der Gegend von Orleans, ihre schützende Stellung. — Nach der Eroberung von Metz war außerdem die erste Armee frei geworden. Ihr Befehlshaber, jetzt der General v. Manteuffel, hatte den Auftrag erhalten, die Pariser Belagerungsarmee gegen Entsatzversuche vom Norden Frankreichs her zu schützen. Er schlug bei Amiens (27. November) die französische Nordarmee, nahm Rouen und drang bis an den Kanal vor.

So waren vorläufig die französischen Versuche, Paris zu entsetzen, im Süden und im Norden gescheitert.

§ 247. Der Krieg bis aufs Messer. Die Belagerung von Paris ging indessen ihren Gang fort, und Gambetta rief immer neue französische Heere unter die Waffen, um die Hauptstadt und Frankreich zu retten. Da das Aufgebot in Masse einst im Jahre 1793 (§ 187), wie man sagte, Frankreich vor den Barbaren gerettet hatte, so zweifelte man nicht, daß es auch jetzt so kommen würde. Im Hauptquartier des Königs aber wußte man, daß sich die äußersten Anstrengungen der Franzosen vorbereiteten und daß sich im Westen, Süden und Norden neue Heere sammelten; man traf also Maßregeln, ihnen zuvorzukommen.

Aus dem einen, größeren Teil der Loire-Armee (§ 245, 2) und frischen Truppen hatte sich unter General Chanzy die Westarmee ge-
1871. bildet. Gegen sie wurde mit Beginn des neuen Jahres Prinz Friedrich Karl gesandt. Unter heftigen Kämpfen drang er im grimmen Winter unaufhaltsam vor und rieb schließlich in der Schlacht bei Le Mans (10. bis 12. Januar) die Westarmee vollständig auf. Seine leichten Truppen rückten dann nordwärts bis in die Gegend der Seinemündung vor und reichten hier den Truppen der ersten Armee die Hand, die einen gleichen Siegesmarsch im nördlichen Frankreich ausgeführt hatten.

Dort hatte General Manteuffel einem der begabtesten republikanischen Generale, Faidherbe, gegenüber gestanden, der mit der wieder sehr verstärkten Nordarmee schon in den Weihnachtstagen gegen Paris vorzudringen versuchte: an der Hallue wurde er in zwei blutigen Schlachttagen von Goebens Rheinländern geschlagen (23. Dezember). Ein erneuter Angriff auf Goebens Korps führte zu einer neuen Schlappe der Franzosen bei Bapaume (3. Januar). Und als gleich darauf Manteuffel

eine andere Aufgabe erhielt (s. u.), gelang es dem General v. Goeben, der nun den Befehl über die ganze erste Armee übernahm, dem wieder verstärkten Heere Faidherbes am 19. Januar bei St. Quentin eine letzte, entscheidende Niederlage beizubringen.

Jedem Versuche der französischen Heere, von Süden und von Norden her das Belagerungsheer zu durchbrechen, hatten heftige Ausfälle der wohlunterrichteten Pariser entsprochen; am blutigsten waren Anfang Dezember die Kämpfe der Württemberger und Sachsen im Südosten von Paris bei Villiers und Champigny. Alle Ausfälle aber waren kräftig zurückgewiesen worden. Bald nach den Weihnachtstagen begannen die Deutschen, nachdem mit großer Mühe der erforderliche Geschützpark herbeigeschafft war, das Bombardement der Forts und dann von Paris selbst, das indessen mehr die schon wankende Stadt zu dem Beschlusse der Übergabe antreiben, als einen förmlichen Sturm auf die Forts vorbereiten sollte.

Während so aller Augen auf Paris und den Westen und Norden Frankreichs gerichtet waren, hatte Gambetta eine große Ostarmee, 150000 Mann stark, gebildet. Ihrem Oberbefehlshaber Bourbaki stellte er die abenteuerliche Aufgabe, das Korps Werders zu schlagen, Belfort zu entsetzen, die deutschen Verbindungen zu unterbrechen und dann die Schrecken des Krieges vom oberen Elsaß über den Rhein nach Deutschland hineinzutragen. Diese Armee, von dem italienischen Republikaner Garibaldi und seinen Söhnen an der Spitze einer neuen Freischärler-Armee unterstützt und von Lyon aus mit dem nötigen Proviant versehen, bewegte sich vom Süden Frankreichs mit Hilfe der Eisenbahnen nach Burgund, um von hier aus gegen Belfort vorzugehen. Werder mußte mit seinem schwachen Korps diese starke Festung, die er aber weiter belagern ließ, im Rücken lassen und Front nach Südwesten machen, um dem neuen Ansturm zu begegnen. Wohl war der deutsche Generalstab darauf bedacht, dem hart bedrängten General Hilfe zu schicken: zwei Armeekorps wurden unter Manteuffel in Eilmärschen gegen den Osten gesandt — aber vorläufig, ehe sich das Anrücken der Verstärkung im Rücken des Feindes fühlbar machte, stand Werder allein dem weit überlegenen Feinde gegenüber. Er hatte seine Stellung nahe bei Montbeliard (Mömpelgard) an dem Bach Lisaine genommen, der in den Doubs mündet, und hatte von Belfort her einen Teil des Belagerungsgeschützes und alle dort entbehrlichen Truppen an sich gezogen. Seine an sich sehr starke Stellung verlor dadurch ihre Festigkeit, daß heftiger Frost eintrat, so daß alle Gewässer leicht zu überschreiten waren. Am 14. schon rückten die Scharen Bourbakis an. Drei Tage hintereinander, vom 15. bis 17. Januar, erneuerten sie ihren Angriff, ohne daß die heldenhaften Leute Werders gewankt hätten. Dann zogen die Angreifer, durch den heranrückenden Manteuffel bedroht, ab. Der aber schnitt ihnen die Rückzugs-

linie ab, und von ihm und Werder verfolgt, wurden sie in die Engen des verschneiten Juragebirges hineingedrängt. Unter der Kälte, dem Hunger, den Anstrengungen des Marsches litten sie furchtbar: Bourbaki selbst machte verzweifelnd einen Selbstmordversuch. Endlich retteten sich die völlig entkräfteten Truppen über die Grenze nach der Schweiz (1. Februar), wo sie entwaffnet wurden.

§ 248. Die Übergabe von Paris. Der Friede. 1. Als dies geschah, war bereits Waffenstillstand eingetreten, von dem aber der südöstliche Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgeschlossen war. Die Pariser Truppen hatten am 19. Januar noch einen letzten verzweifelten Versuch gemacht, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Trochu war westwärts gegen Versailles hin ausgefallen, war aber bei Buzanval nach mächtigem Ringen zurückgewiesen worden. Nun fügten sich die Regierung und das Volk von Paris in die Bedingungen, die ihnen Bismarck im Namen Kaiser Wilhelms (§ 250) stellte. Paris mußte sich mit seinen Forts, die
28. Januar. den Deutschen eingeräumt wurden, ergeben; die Verproviantierung der Stadt wurde gestattet; eine Nationalversammlung, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen, sollte in Bordeaux zusammentreten, um über die von Deutschland gestellten Friedensbedingungen Beschluß zu fassen; das Einrücken in Paris ward vorbehalten.

§ 249. Der Friedensschluß. In Bordeaux nahm die Nationalversammlung, von der der greise Staatsmann Thiers an die Spitze der Regierung gestellt wurde, die Friedensbedingungen fast widerspruchslos an: Frankreich mußte fünf Milliarden Franken Kriegskosten bezahlen und das Elsaß bis auf Belfort und von Lothringen den deutschredenden Teil östlich von der Mosel samt der Festung Metz abtreten. An demselben Tage, wo so der Vorfriede zustande kam (1. März), hielten die Deutschen ihren Einzug in Paris, beschränkten sich jedoch vertragsmäßig auf einen engen Raum und räumten die Hauptstadt kurz
1871, darauf wieder. Der endgültige Friede wurde dann am 10. Mai 1871
10. Mai. zu Frankfurt a. M. abgeschlossen.

§ 250. Kaiser Wilhelm und die Aufrichtung des Deutschen Reichs. Die deutschen Truppen kehrten heim, mit Siegesjubel und feurigem Danke in der Heimat empfangen. Der schönste Ehrenpreis dieses Krieges lag aber nicht in den unvergleichlichen Siegen und allem Gewinn an Land und Ruhm, den sie gebracht hatten, sondern in der endgültigen Einigung Deutschlands. Schon im November 1870 hatten sich die vier süddeutschen Staaten in den Versailler Verträgen an
1871, den Norddeutschen Bund angeschlossen, und am 18. Januar 1871, dem
18. Januar. Gedenktage der Stiftung des preußischen Königtums, erfolgte in dem stolzen Palast Ludwigs XIV. zu Versailles die feierliche Verkündigung, daß König Wilhelm von Preußen auf den Wunsch der deutschen Fürsten und freien Städte die erbliche deutsche Kaiserwürde über-

nehme. Im Sieges- und Ehrenkranze kehrte der Herrscher am 17. März 1871 in seine Residenz zurück, die ihn mit herzlicher Liebe empfing. Wenig mehr als ein halbes Jahr war vergangen, seitdem er als König hinausgezogen war in einen Kampf, dessen Ausgang niemand vorhersagen konnte: als Kaiser kam er wieder.

E. Das Deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II.

§ 251. **Das Deutsche Reich und der Friede.** Durch blutige Kämpfe hatte Deutschland seine Einheit erringen müssen, aber Kaiser Wilhelm war kein Eroberer: sein sehnlichster Wunsch war es, daß ihm Gott verleihen möge „allzeit Mehrer des Reichs zu sein an den Gütern des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". In den siebzehn Jahren, die Gott ihn seinem Reiche noch erhalten hat, ist Wahrung des Friedens überall auf der Erde das Ziel der deutschen Staatskunst gewesen. Leicht war die Aufgabe nicht, die sich Kaiser Wilhelm und sein großer Kanzler, Fürst Bismarck, gestellt hatten, aber sie ist gelöst worden.

§ 252. **Deutschland und Frankreich.** Am schwierigsten war die Stellung zu der französischen Republik. Die Eitelkeit unserer Nachbarn im Westen war zu tief verletzt durch all die Schläge und Verluste, die sie erlitten hatten. Statt daß eine allmähliche Aussöhnung eingetreten wäre, nahm der Haß der Franzosen gegen die Deutschen eher noch zu. Nur die maßvolle Festigkeit, der ruhige Ernst unserer Staatsleitung vermochten es, solchem Gebaren gegenüber den Frieden zu erhalten. Freilich zwangen die unaufhörlichen Rüstungen Frankreichs auch Deutschland zu immer neuer Vermehrung seiner Kriegsmacht. Frankreich sollte sehen, daß das Deutsche Reich gewillt ist, zu bewahren, was es mit dem Blute seiner Tapferen erkämpft hat, aber es konnte auch erkennen, daß Deutschland keine Händel sucht. Wenn Frankreich ernstlich den Frieden will — mit Deutschland kann es in Frieden leben.

§ 253. **Deutschlands Beziehungen zu Österreich, Rußland und Italien.** Mit Österreich söhnte sich Deutschland vollständig aus, mit Rußland blieb es zunächst in freundschaftlichem Verhältnis, und der Friede schien durch den seit 1872 bestehenden Dreikaiserbund auf Jahrzehnte gesichert. Es wäre so gewesen, wenn Rußland nicht allzusehr nach dem Besitz der Balkanhalbinsel gestrebt hätte: hier war der wunde Punkt des Bündnisses. Die unsäglich harten Bedingungen, die das Zarenreich nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877—1878 der bezwungenen Pforte auferlegte, hätten zu einem europäischen Kriege geführt, wenn nicht auf dem Berliner Kongreß 1878 durch Bismarcks staatsmännisches Geschick eine Milderung der russischen Forderungen erzielt worden wäre.

Aber nun war Rußland verstimmt darüber, daß ihm Halt geboten worden war, und es näherte sich Frankreich: da setzte es Fürst Bismarck durch,
1879. daß Kaiser Wilhelm 1879 mit Österreich ein hauptsächlich gegen etwa beabsichtigte Angriffe Rußlands gerichtetes Schutzbündnis schloß. Das Liebäugeln Rußlands mit Frankreich, das in nicht allzu würdiger Weise um die Gunst des großen Slawenreiches buhlte, ward, namentlich seitdem Alexander III. seinem schmachvoll durch Nihilisten gemordeten Vater 1881 gefolgt war, immer auffälliger, und wenn es auch der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks gelang, zeitweise wieder ein besseres Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland herzustellen, so wurden doch andererseits dessen Beziehungen zu Frankreich immer freundschaftlicher (Zwei-
1883. bund). Dagegen hatte sich schon im Jahre 1883 an den immer enger werdenden Bund Deutschlands und Österreichs Italien angeschlossen: der neue Dreibund, der so entstanden war und noch heute besteht, hat immer für die Erhaltung des Friedens gewirkt.

§ 254. Deutschland und das übrige Europa. Die Friedensliebe Deutschlands zeigte sich auch in seinem Verhalten den anderen europäischen Mächten gegenüber. So wenig man von Dänemark, das noch infolge der Ereignisse des Jahres 1864 verbittert war, freundliches Entgegenkommen erfuhr, so war Deutschland doch bemüht, die bestehende Spannung zu heben. Zu der Krone Schweden trat Kaiser Wilhelm durch die Vermählung seiner Enkelin, der Prinzessin von Baden, mit dem Thronfolger in verwandtschaftliche Beziehungen; mit Holland, mit der Schweiz, mit Belgien suchte man freundliches Einvernehmen, und Spanien und Portugal wie die Hohe Pforte konnten sich der guten Dienste Deutschlands freuen. Auch mit England zusammenzugehen war es immer bereit, wenn es sich um Wahrung des Friedens handelte. Freilich die Tage, wo Deutschland der Werbeplatz Englands war, sind vorüber, vorüber auch die Zeiten, wo englischer Hochmut die deutsche Armut verlachte und mit seinen Hilfsgeldern jeden deutschen Fürsten sich dienstbar machen zu können glaubte.

§ 255. Deutschlands Stellung und Bestrebungen außerhalb Europas. Bei der Teilung der außereuropäischen Welt im Zeitalter der Entdeckungen war Deutschland leer ausgegangen, weil es für die Reformation und die Kämpfe, die ihr folgten, alle seine Kräfte hatte einsetzen müssen. Nun, nachdem das deutsche Volk nach jahrhundertelanger Zersplitterung und Ohnmacht sich zur Einheit und zu einer Machtstellung erhoben hatte, wie kaum je zuvor, zeigte es, daß es die Kraft und den Willen hatte, mit den anderen Völkern Europas auch in den kolonialen Bestrebungen, in Handel und Gewerbe zu wetteifern. Die neue deutsche Flagge, unter der nun die Schiffe aller deutschen Staaten fuhren, kam schnell zu Ehren, und die Waren, die sie deckte, machten den englischen und französischen bald den Rang streitig. Mehr als ein

Jahrhundert hindurch waren viele Hunderttausende von Deutschen hinübergezogen nach den Vereinigten Staaten Amerikas und hatten dort mit dazu beigetragen, die große Republik immer stärker und mächtiger zu machen; ihrem Vaterlande aber waren sie verloren gegangen, denn sie blieben nicht Deutsche, sie wurden Amerikaner. Jetzt dachte man im Deutschen Reiche auch daran, solchen in die Ferne und Weite strebenden Männern auch in anderen Erdteilen ein Heim auf deutschem Boden zu schaffen und so ihre Kraft und ihren Fleiß dem Vaterlande dienstbar zu machen; es wurden seit 1884 Kolonien gegründet, und große Land- **1884.**
strecken in Afrika, an der Westküste (Togo, Kamerun), an der Südwest- und der Ostküste, ferner viele Inseln im Stillen Ozean und Gebiete auf Neuguinea (Kaiser Wilhelmsland) wurden deutsch.

§ 256. Die Arbeiten am inneren Ausbau des Deutschen Reichs. Die Verfassung, die der erste, durch allgemeines und direktes Stimmrecht gewählte Deutsche Reichstag Deutschland 1871 gab, schloß sich eng an die des Norddeutschen Bundes (§ 236) an. In den Bundesrat und den Reichstag traten jetzt die Süddeutschen mit ein. Der erstere zählt nun 58 Stimmen, der Reichstag 397 Abgeordnete. Die Einzelstaaten blieben in ihrer Eigenart unangetastet, und nur im Heerwesen und in der Vertretung nach außen hin trat das Reich an ihre Stelle. Gleiches Maß, gleiches Gewicht, gleiche Münzen wurden eingeführt. Die Rechtseinheit wurde angebahnt und ist jetzt völlig durchgeführt; Deutschland hat nun einen gemeinsamen obersten Gerichtshof in dem Reichsgericht zu Leipzig und eine einheitliche Gerichtsverfassung, nach der bürgerliche Rechtssachen entschieden werden von Amts-, Land- und Oberlandesgerichten, Strafsachen von Schöffengerichten, Strafkammern und Schwurgerichten.

Die Einheit der Post in Deutschland konnte trotz der Schöpfung des Weltpostvereins nicht ganz durchgeführt werden, da Bayern und bis in die neueste Zeit auch Württemberg an ihrer Sonderstellung festhielten; noch weniger ließ sich das Eisenbahnwesen ganz einheitlich gestalten, aber immerhin ist auch hier schon gar manche Schranke gefallen.

Das Kanalnetz wurde erweitert, und 1887 konnte Kaiser Wilhelm noch den Grundstein zu dem nach ihm genannten Kanal legen, der nun Nordsee und Ostsee verbindet.

Dem Landmann, dessen Erzeugnisse durch die Einfuhr billigeren Getreides aus Amerika und Rußland ganz im Preise herabgedrückt waren, suchte die Regierung durch mäßige Getreidezölle zu helfen.

§ 257. Das Deutsche Reich und die Arbeiter. Der Aufschwung der Industrie, namentlich die nie geahnte Entwickelung des Großbetriebes, der Fabriken, hatte einen neuen Stand im Staate geschaffen. Früher hatte der Geselle die Aussicht gehabt, selbst Meister zu werden: der Fabrikarbeiter sah vor sich meist keine andere Zukunft, als für immer

Fabrikarbeiter zu bleiben. Dazu wurde die Arbeitskraft selbst der Frauen und Kinder allzu sehr ausgenutzt, und die Löhne waren meist sehr gering. Darum waren die Arbeiter zum großen Teil nicht imstande, für ihr Alter und für Krankheitsfälle zu sorgen und konnten leicht in bittere Not geraten. Mehr und mehr nahm die Unzufriedenheit mit ihrer Lage unter ihnen überhand; zugleich aber wuchs, zumal das neue Deutsche Reich das allgemeine Stimmrecht gebracht hatte, das Gefühl ihrer Macht. Die Sozialdemokratie, als deren Begründer neben Lasalle vor allem Marx zu betrachten ist, gewann überraschend schnell Boden. Sie verwirft die ganze bestehende staatliche und kirchliche Ordnung, strebt nach der Republik und verlangt, daß alle Produktionsmittel (Grund und Boden, Kapitalien, Maschinen, Bergwerke) nicht mehr Privateigentum sein, sondern in den Besitz der Gesamtheit übergehen sollen. Um das zu erreichen, sollen die Arbeiter aller Länder zusammenwirken: das Vaterlandsgefühl tritt dabei ganz zurück. — Es war nicht wunderbar, daß die neue Lehre unter der ungebildeten Menge bald große Verwirrung anrichtete. Der Haß gegen die bestehenden Verhältnisse führte im Jahre 1878 sogar dazu, daß gegen den verehrungswürdigen greisen Kaiser Wilhelm in Berlin Unter den Linden kurz nacheinander zwei Mordversuche unternommen wurden; beim zweiten wurde er schwer verwundet, so daß er erst im Dezember die Regierung wieder übernehmen konnte. Die allgemeine Empörung forderte strenge Maßregeln gegen die Brutstätte solcher Verbrechen. Noch im Jahre 1878 genehmigte der Reichstag das Sozialistengesetz, das „die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" hindern sollte, und gab so der Regierung die Mittel, mit der ganzen Strenge der Gesetze gegen die Ausschreitungen der Partei vorzugehen. Aber Kaiser Wilhelm war in seinem das ganze deutsche Volk, hoch wie niedrig, mit gleicher Liebe umfassenden Herzen nicht verbittert durch die Greueltaten, die Irregeleitete gegen ihn versucht hatten. In einer Kaiserlichen Botschaft an den Reichstag erklärte er am 17. November 1881, daß die Heilung der Schäden in unserem gesellschaftlichen Leben „nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde"; zugleich legte er die Grundzüge der großartigen sozialen Gesetzgebung dar, die nun begann. Schon 1883 kam das Kranken-
1883. versicherungsgesetz, im folgenden Jahr das Gesetz über die Unfallversicherung zustande, und von dem Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung hat der Kaiser in seinen letzten Lebensmonden wenigstens noch die Vorlage erleben dürfen. — Es ist ein Bau des Friedens, den der Kaiser hier ausgeführt hat, ein Werk, dessen Segen die Jahre immer mehr würdigen lehren.

§ 258. Das neue Reich und die römische Kirche. Die Grenzen zwischen dem Machtbereich des Staates und der Kirche sind immer

sehr schmal gewesen, und leicht kommen Übergriffe vor. Die Kaiser aus dem salischen und dem staufischen Hause haben das erfahren müssen, und auch dem neuen Deutschen Reiche sollte diese Erfahrung nicht erspart bleiben. Gerade in den Tagen, da Frankreich dem verhaßten Preußen den Krieg aufzwang, am 18. Juli 1870, hatte das vatikanische Konzil, das Pius IX. in Rom abhielt, das neue Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes ausgesprochen, und als dann noch in demselben Jahre Rom nach dem Abzug der französischen Besatzung von Italien in Besitz genommen und der Papst seiner weltlichen Macht ganz entkleidet worden war, da erhob er sich zu um so größerer geistlicher Gewalt in der katholischen Kirche. Bald kam es in Preußen und Deutschland um die Pflichten der Geistlichen gegen das weltliche Oberhaupt, die nicht in dem vom Staate geforderten Umfange anerkannt wurden, wie um den entscheidenden Einfluß, den der Staat auf die Besetzung der geistlichen Stellen beanspruchte, zum Kampfe zwischen Staat und Kirche (Kulturkampf). Erst nach dem Tode Pius' IX. (1878), dem Leo XIII. folgte, wurde allmählich ein friedlicher Zustand wiederhergestellt.

§ 259. Reformen in Preußen. So ernste Arbeiten und Sorgen diese kirchlichen Wirren besonders der preußischen Staatsregierung machten, so ging sie doch nicht in ihnen auf. In der Steuerverteilung wurden tiefgreifende Umgestaltungen (Befreiung der untersten Stufen von der Einkommensteuer, stärkere indirekte Steuern) vorbereitet und zum Teil durchgeführt, das Eisenbahnwesen, das sich durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes mächtig entwickelt hatte, wurde verstaatlicht, und der schon unter Friedrich Wilhelm III. geschaffene Staatsrat, der lange nicht mehr zusammengetreten war, unter dem Vorsitze des Kronprinzen wieder in Wirksamkeit gesetzt; ferner betrieb seit 1886 eine Ansiedelungskommission in großartigem Maßstabe den Ankauf polnischer Güter in Posen und Westpreußen und ihre Besiedelung mit deutschen Bauern und Arbeitern. So wirkte und schaffte die Regierung nach allen Seiten hin, aber sie sorgte auch dafür, daß freier Entwickelung Raum geschaffen ward und daß die Selbstverwaltung, die Stein (§ 202) den Städten geschenkt hatte, als ein bedeutsames Recht, aber auch als eine schwerwiegende Pflicht, auch in die Landgemeinden Eingang fand. 1872 wurde die neue Kreis-, 1875 die neue Provinzial-Ordnung Gesetz. Danach bildet jeder Kreis unter einem Landrat einen eigenen Verband; ein Kreistag und ein von diesem gewählter Kreisausschuß stehen dem Landrat zur Seite. Städte mit 25000 und mehr Einwohnern bilden einen eigenen Kreis. Auf sechs Jahre gewählte Vertreter der Landkreise und Städte bilden den Provinziallandtag, der alle 2 Jahre berufen werden muß. Er wählt den Provinzialausschuß und den Landesdirektor, der die laufenden Geschäfte führt.

§ 260. Kaiser Wilhelms I. Ausgang. Während der Kaiser

für sein Volk arbeitete und sorgte, schwand Jahr um Jahr dahin: mit jedem ward er seinen Deutschen lieber. Was ihn bewegte, das bewegte alle mit. Das zeigte sich recht deutlich, als ihn im letzten Jahre seines Lebens noch schwere Schicksalsschläge trafen: Kronprinz Friedrich Wilhelm erkrankte unheilbar, und dazu raffte ganz unerwartet der Tod einen kräftigen, dem Kaiser besonders lieben Enkel, den zweiten Sohn des Großherzogs von Baden, dahin. Die Kraft des greisen Herrschers war gebrochen. Der Körper vermochte nicht mehr wie früher den Schmerzen, die ein altes Nierenleiden verursachte, zu widerstehen. Am 9. März 1888 flog über die ganze Erde die Trauerkunde, daß der von seinem Volke so herzlich geliebte und verehrte Herrscher, der erste Kaiser des neu geeinten Reichs, am Vormittag 1/29 Uhr eingegangen sei zum ewigen Frieden. Als die sterblichen Überreste des Entschlafenen am 16. März die in großartig würdiger Weise geschmückten Linden entlang nach dem Mausoleum in Charlottenburg, der Ruhestätte der geliebten Eltern, geführt worden waren, als er seinen Deutschen ganz genommen war, da fühlten alle erst recht, was sie an ihm gehabt hatten. Sein Bild aber lebt fort im Herzen seines Volks, und der Wunsch wird in Erfüllung gehen, mit dem Fürst Bismarck am Todestage des Kaisers bis ins Innerste erschüttert vor dem tieftrauernden Reichstage seine von Tränen unterbrochenen Worte schloß: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat.“

1888, 9. März.

§ 261. Kaiser Friedrichs Regierungsantritt, Leiden und Tod. Am 9. März war Kaiser Wilhelm gestorben, am 11. kehrte sein todkranker Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich aus San Remo, wo er seit Monaten weilte, in die Heimat zurück. Die Pflicht rief, und obschon die furchtbare Krankheit ihm am Leben zehrte, kam er, um seinen Platz einzunehmen und auszufüllen bis zum Ende. Wie ganz anders hatten sich seine Deutschen den Regierungsantritt des Siegers von 1866 und 1870 gedacht, der bis vor kurzem als ein Bild leuchtender Manneschönheit und Manneskraft vor aller Augen gestanden und sich als edler, für alles Große und Schöne begeisterter Mensch nicht bloß denen, die ihm näher standen, sondern dem ganzen Volke gezeigt hatte. Nun aber hatte sein schweres Leiden die Kraft seines Körpers gebrochen, und nur seine Geistesstärke und sein bewundernswertes Pflichtgefühl hielten ihn noch aufrecht. Drei Monate nur trug er die Kaiserkrone. Große Taten hat er nicht mehr ausführen können, aber ein leuchtendes Vorbild der Pflichttreue ist der hinsiechende Herrscher in diesen Leidensmonden seinen Deutschen geworden.

Am 15. Juni verschied er zu Potsdam, wohin er erst vierzehn Tage 1888,
vorher übergesiedelt war, in demselben Schlosse, in dem er geboren war. 15. Juni.

§ 262. Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. Sein Sohn, Wilhelm II., der ihm folgte, ist geboren am 27. Januar 1859 und seit 1859.
1881 mit der edlen und frommen Prinzessin Auguste Viktoria von 27. Januar.
Schleswig-Holstein vermählt. Mit dem Ernst, den er in seinem ganzen Entwickelungsgange, im Gymnasium zu Kassel, auf der Universität zu Bonn, als Offizier in niederen und hohen Stellungen gezeigt hatte, trat er sein schweres Amt an. Knapp, aber durchdrungen von Pflichtgefühl waren die Worte, die er an sein Volk und an seine Armee und Marine richtete. Aus allem sprach der soldatisch straffe und männlich starke, echt deutsche Geist des jungen Herrschers. Die ihm Durst nach kriegerischen Ehren nachgesagt hatten, wurden schnell eines Besseren belehrt. Wohl sprach er es, als er das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Frankfurt a. O. enthüllte, klar und scharf aus, daß er es als seine Ehrenpflicht ansehe, festzuhalten, was Deutschland 1870 mit dem edlen Blute seiner Söhne erkämpft habe, aber all seine unermüdliche Arbeit galt der Erhaltung des Friedens. Wie leicht hätten es ihm die Feinde im Westen und im Osten gemacht, den Krieg zu haben, wenn er ihn gewollt hätte. Doch er dachte zu hoch von seinem Amte und von seiner Pflicht, um im kühnen Tatendrang die Fackel des Krieges zu entzünden, darin völlig eins mit seinem greisen Kanzler, der wie des Großvaters und des Vaters, zunächst auch des jungen Herrschers Berater war.

§ 263. Kanzlerwechsel. Doch blieb er es nur zwei Jahre: am
20. März 1890 schied Fürst Bismarck aus seinen Ämtern, nachdem er 1890.
mehr als siebenundzwanzig Jahre hindurch seine gewaltige Kraft für Preußen und Deutschland eingesetzt hatte. Der wärmste Dank des deutschen Volkes folgte ihm in seinen Sachsenwald, nach Friedrichsruh, wo er, noch immer unermüdlich um das Wohl des Reiches sorgend und durch stets neue Beweise der herzlichen Liebe und der Bewunderung seines Volkes erfreut, seine letzten Lebensjahre verbrachte, bis er am 30. Juli
1898 seine Augen schloß. Mit ihm sank der Größten einer ins Grab, 1898.
die unser Vaterland geboren hat, und nie wird es seiner vergessen, dem es so unendlich viel verdankt. Seine beiden treuen Kampf- und Sieggenossen waren ihm längst — Roon schon 1879, Moltke 1891 — im Tode vorausgegangen.

Beim Rücktritt Bismarcks hatte der später zum Grafen erhobene General von Caprivi das schwere Amt des Reichskanzlers übernommen. Ihm war 1894 der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst gefolgt, und als auch er sich im Herbst
1900 hochbetagt zurückzog, trat Graf Bernhard von Bülow, der bis 1900.
dahin Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gewesen war, an seine Stelle: am Tage der Vermählung des jugendlichen Kronprinzen Wil-

helm mit der Herzogin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin (6. Juni 1905) verlieh ihm der Kaiser den Fürstentitel. Aber im Juli
1909. 1909 legte leider auch er infolge des Widerstandes, auf den die Regierung bei den Verhandlungen über die Reichsfinanzreform bei den Konservativen, Ultramontanen und Polen stieß, sein Amt nieder: sein Nachfolger wurde der bisherige Staatssekretär des Innern Theobald von Bethmann Hollweg.

§ 264. Äußere Politik. 1. Der Dreibund mit Österreich und mit Italien, wo seit der Ermordung des gütigen Königs Humbert im Sommer 1900 sein Sohn Viktor Emanuel III. regiert, blieb auch unter Kaiser Wilhelm II. als Wahrer des Friedens bestehen: zuletzt ist er im Sommer 1902 in unveränderter Form erneuert worden. Italiens Politik freilich erscheint nicht immer als ganz zuverlässig; die Verbindung Deutschlands mit Österreich aber ist trotz der schweren inneren Wirren, an denen der Kaiserstaat an der Donau krankt, doch so eng geblieben, wie sie war, und das Deutsche Reich trat „in alter Nibelungentreue" an Österreichs Seite, als dieses infolge der Weigerung Serbiens, die Einverleibung Bosniens und der Herzogowina anzuerkennen, dicht vor dem Kriege stand (1909). Andererseits hat der Zweibund zwischen Frankreich und Rußland nicht mehr so große Bedeutung wie früher. Denn in Rußland, wo seit 1894 Alexanders III. Sohn Nikolaus II. herrscht, ist durch innere Unruhen und vor allem durch den furchtbaren russisch-japanischen Krieg (1904/05), in dem die Japaner dank ihrer bewundernswerten Tapferkeit und Umsicht von Sieg zu Sieg schritten, sehr geschwächt worden, wenn es auch noch verhältnismäßig recht günstige Friedensbedingungen erlangt hat. Das Verhältnis Deutschlands zu den beiden Zweibundmächten ist freilich, wenn es sich auch zeitweise freundlicher gestaltete, noch immer gespannt genug, und in den Jahren 1905 und 1906 schien es mehr als einmal, als würde das Vorgehen Frankreichs in Marokko, das es im Gegensatz zu früheren Abmachungen allmählich ganz von sich abhängig machen wollte, sogar den Krieg mit Deutschland heraufbeschwören: die internationale Konferenz von Algeciras (unweit von Gibraltar) hat dann aber doch zu einem leidlichen Einvernehmen geführt (28. März 1906).

2. Frankreich war in diesem Streit von England unterstützt worden, das, zumal seitdem Eduard VII. seiner Mutter, der Königin Viktoria, gefolgt ist (1901), dem Deutschen Reiche ebenfalls wenig freundlich gegenübersteht. Zwar hat das stolze Inselreich, in dem vor allem sein großer Kolonialminister Chamberlain (1895—1903) mit Entschiedenheit eine imperialistische, in letzter Linie auf die Schaffung eines britischen Weltreichs gerichtete Politik vertrat, in den vergangenen Jahrzehnten wieder gewaltige Erwerbungen gemacht und zuletzt in einem opferreichen und nicht gerade ruhmvollen Kriege (1899—1902) auch die

beiden Burenrepubliken in Südafrika unterworfen — es besitzt jetzt fast ein Drittel der bewohnten Erdoberfläche und gebietet über den vierten Teil aller Menschen — aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb will es nicht dulden, daß nun auch Deutschland sich zu einer bedeutenden Seemacht entwickle; zugleich ist es beunruhigt durch die gewaltigen Fortschritte unsres Handels und unsrer Industrie. Daß im Burenkriege das Volk, wenn auch die Regierung sich völlig neutral verhielt, mit großer Entschiedenheit für die Buren Partei nahm, hat das Seine dazu beigetragen, das Verhältnis der beiden Staaten zu einem ziemlich gespannten zu machen, während andrerseits Frankreich sich England näherte (s. o.).

3. Für die Kolonien Deutschlands trat Kaiser Wilhelm II. von Anfang an kraftvoll ein; einen Aufstand der arabischen Sklavenhändler in Deutsch-Ostafrika schlug der damalige Hauptmann Hermann Wißmann siegreich nieder (1889/90). Bald darauf wurden in einem Vertrage mit England die Grenzen des deutschen und des englischen Machtbereichs in Ostafrika festgestellt. Deutschland brachte dabei schmerzliche Opfer, vor allem, indem es England die Oberhoheit über Sansibar zugestand; andererseits erhielt es Helgoland, das lange in dänischen, dann in englischem Besitz gewesen war, zurück.

An Unruhen hat es in den afrikanischen Kolonien auch später nicht gefehlt; wirklich gefährlich aber wurde nur der große Aufstand der Hereros, der zu Anfang 1904 in Südwest-Afrika ausbrach. Eine große Anzahl deutscher Ansiedler fiel ihm zum Opfer, und es bedurfte der größten Tapferkeit und Aufopferung unserer Truppen, um endlich Ende 1905 Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Lange vorher waren neue Erwerbungen gemacht worden: von China ward (1898) auf friedlichem Wege das Gebiet von Kiautschou an der Küste des Gelben Meeres gewonnen, und 1899 verkauften die Spanier ihre letzten Besitzungen in der Südsee, die Karolinen und die Marianen, an das Deutsche Reich. Auch der größere Teil der Samoa-Inseln wurde in diesem Jahre erworben.

4. Daß Deuschland sich mehr und mehr hinauswagte in die weite Welt, führte unter anderm zu seiner Teilnahme an dem Feldzug, den die großen europäischen Mächte nebst den Vereinigten Staaten und Japan 1900/1 nach China unternahmen, als hier der nationale und religiöse Haß gegen die Ausländer zu blutigen Ausschreitungen und zur Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler geführt hatte. Den Oberbefehl über die gesamten Truppen der Mächte führte dabei der preußische Generalfeldmarschall Graf Waldersee: trotz großer Schwierigkeiten gelang es ihm, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

§ 265. Innere Politik. So friedlich die Absichten Deutschlands sind, so muß es doch für alle Fälle gerüstet sein, und so ist denn der Kaiser eifrig bemüht, Heer und Flotte in ihrer Tüchtigkeit zu er-

halten und zu stärken. Diesem Zwecke dienten die Militär- und Flottengesetze aus der Zeit von 1890—1906.

Der Herstellung des gesellschaftlichen Friedens hat Kaiser Wilhelm ebenfalls seine Fürsorge gewidmet. Mit aller Kraft wurde das Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung gefördert und endlich 1889 vom Reichstage angenommen: am 1. Januar 1891 trat es in Wirksamkeit. In demselben Jahre noch kam es zu gesetzlichen Bestimmungen, durch welche die Sonntagsarbeit stark eingeschränkt und Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter vor Überlastung geschützt wurden (Arbeiterschutzgesetz); dazu hat — zu Anfang 1904 — ein besonderes Kinderschutzgesetz seine segensreiche Wirksamkeit begonnen, und eine Reichs-Witwen- und Waisenversicherung wird ihr bald folgen.

Sehr wichtig war, daß auch die volle Rechtseinheit im Deutschen Reich endlich hergestellt wurde: am 1. Januar 1900 trat nach langen, mühevollen Vorarbeiten das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in Kraft (s. § 256). Handel und Industrie haben, gefördert durch eine Fülle großartiger Erfindungen — des Telephons, der elektrischen Beleuchtung, der elektrischen Bahnen, der drahtlosen Telegraphie, des Automobils und des lenkbaren Luftschiffs — einen mächtigen Aufschwung genommen, und nur von England wird das Deutsche Reich auf dem Weltmarkt noch übertroffen. Doch hat die Regierung beim Abschluß neuer Handelsverträge auch den Interessen der Landwirtschaft nach Kräften Rechnung getragen. Nachdem in Preußen die Durchführung der Steuerreform durch den Finanzminister von Miquel (1891 und 1893) die segensreichsten Folgen gebracht hat, ist
1909. nun endlich auch im Reiche in neuster Zeit (1909) eine Finanzreform zustande gekommen, die bei allem Unerfreulichen, was sie begleitete (§ 263 a. E.), doch der Geldnot des Reichs zunächst abgeholfen hat.

Deutschland steht, wenn auch von mancher Gefahr bedroht, mächtig und blühend da. Wohl ruhen die Großen, die das Reich geschaffen haben, im Grabe, aber auch jetzt noch sorgen und wirken viele tüchtige Männer für sein Gedeihen. Ihnen voran geht unser Kaiser: wie er voll Stolz zurückblickt auf die Vergangenheit seines Geschlechts, wie er mit klaren Augen hineinschaut in die Gegenwart, immer bestrebt, sie zu verstehen und alles, was sie Neues hervorbringt, geistig zu erfassen und auszunutzen, so denkt und sorgt er, von heiligem Eifer durchglüht, auch für die Zukunft seines Volks. Gottes Segen sei auch ferner mit ihm und unserm Vaterland!

Zeittafel.

Römische Kaiserzeit bis 395.

Deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum bis 800.

Urgeschichte. Römer und Germanen.

Zweiter Zeitraum. 800—1254.

Die karolingischen Reiche.

Herrscher aus dem sächsischen Hause.

919—1024.

Kaiser aus dem fränkischen (salischen) Hause.

1024—1125.

Habsburgische Kaiser seit 1438.

Vierter Zeitraum. 1517—1648.

Die deutsche Reformation und das Kaisertum Karls V.

Die Zeiten Philipps II. Kampf Europas um seine Freiheit.

Der dreißigjährige Krieg (1618—1648).

Fünfter Zeitraum. 1648 bis auf unsere Zeit.

Emporkommen Preußens*). Sinken der habsburgischen Macht.

---

*) Brandenburg-Preußens Vorgeschichte.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Jahreszahl		Seite
1740—1742	Erster schlesischer Krieg	123
	Die Preußen (Schwerin) siegen 1741 bei Mollwitz	123
	Friede zu Breslau (Berlin) 1742: Friedrich II. behält Schlesien	124
	Österreichischer Erbfolgekrieg (1741—1748), beendet durch den Frieden zu Aachen	123. 124
1742—1745	Kaiser Karl VII. (von Bayern)	123
1744—1745	Zweiter schlesischer Krieg	124
1745	Friedrich siegt bei Hohenfriedeberg und bei Soor, der alte Dessauer bei Kesselsdorf	124
	Friede zu Dresden	124
1745—1765	Kaiser Franz I. (von Lothringen), Maria Theresias Gemahl	124
1756—1763	Dritter schlesischer oder siebenjähriger Krieg	126
1757	Prag (Schwerin †) — Kolin	126
	5. November Roßbach (Seydlitz)	127
	5. Dezember Leuthen	127
1758	Zorndorf — Hochkirch	127. 128
1759	**Kunersdorf**	128
1760	Liegnitz und Torgau	128
	Lager bei Bunzelwitz (1761)	128
1763	**Friede zu Hubertusburg**	129
1762—1796	**Katharina II.**	129
1765—1790	Kaiser Joseph II.	131
1772	Erste Teilung Polens	131
1785	Friedrich II. stiftet den Fürstenbund	133
1786,	**17. August Friedrich II. der Große †**	133

Deutschland im Kampfe gegen die französische Revolution und die Gewaltherrschaft Napoleons.

1786—1797	König Friedrich Wilhelm II. von Preußen	135
1789	**Ausbruch der französischen Revolution**	134
1790—1792	Kaiser Leopold II.	133
1792—(1806) 1835	Kaiser Franz II. (I.)	135
	Preußen und Österreich gegen Frankreich (1792)	135
1793	Ludwig XVI. hingerichtet. Erste Koalition gegen Frankreich (—1797). Zweite Teilung Polens	136
	Das Direktorium in Frankreich (1795—1799)	137
1795	Preußens Friede mit Frankreich zu Basel	137
	Dritte Teilung Polens	137
1796	**Napoleon Bonaparte in Italien**	138
	Friede zu Campo Formio (1797)	138
1797—1840	**König Friedrich Wilhelm III. von Preußen**	140. 141
	Kongreß zu Rastatt (1797—1799)	139

Jahreszahl		Seite
	Sieg Bonapartes bei den Pyramiden (1798)	138
	Zweite Koalition gegen Frankreich (1799—1801)	139
1799—1804	Napoleon Bonaparte Erster Konsul	139
1800	Bonaparte geht über den Großen St. Bernhard, siegt bei Marengo, Moreau bei Hohenlinden	139
1801	Friede zu Luneville. Das linke Rheinufer an Frankreich	139
1803	Reichsdeputationshauptschluß	139
1804	**Napoleon Kaiser der Franzosen**	140
1805	Dritte Koalition gegen Frankreich. Nelson siegt und † bei Trafalgar	140
	Dreikaiserschlacht bei Austerlitz	140
	Friede zu Preßburg	140
1806	Rheinbund unter Napoleons Protektorat. **Ende des alten deutschen Reichs**	142
	Die Preußen bei Jena und bei Auerstedt geschlagen	142. 143
1807	Vierte Koalition gegen Frankreich. Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. Friede zu Tilsit	143. 144
1807—1808	**Stein leitender Minister**	145
	Der Krieg in Spanien. Fürstentag zu Erfurt (1808)	145
1809	Österreichs Volkskrieg gegen Napoleon. Aspern und Wagram. Friede zu Wien	147
	Andreas Hofer in Tirol. Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Schill	148
	Königin Luise † (1810)	149
1812	**Napoleons Zug nach Rußland.** Smolensk. Borodino. **Brand von Moskau.** Beresina. **Untergang der großen Armee**	150. 151
	York schließt den Neutralitätsvertrag von Tauroggen ab	152
1813	Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An mein Volk" **17. März**	153
	Im Mai die Schlachten bei Groß-Görschen (2.) und Bautzen (20. 21.)	154
	Waffenstillstand. 5. Koalition gegen Frankreich	154. 155
	Im August die Schlachten bei Großbeeren (23.), an der Katzbach (26.), bei Dresden (26. 27.), bei Kulm und Nollendorf (30.)	156. 157
	Im September Schlacht bei Dennewitz (6.)	157
	Im Oktober Schlacht bei Wartenburg (3.)	157
	16., 18., 19. Oktober Völkerschlacht bei Leipzig	158
1814	Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich. **Blücher.** Einzug in Paris	159—161
	Napoleon nach Elba. Ludwig XVIII. Erster Pariser Friede	161
1814—1815	**Wiener Kongreß**	161. 163
1815	Napoleons Rückkehr von Elba	161

Deutschland vom 2. Pariser Frieden bis zur Herstellung des Kaisertums.

Das Deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II.

Anhang.

Übersichten

zur

Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatskunde.

1. Zur Wirtschaftskunde.

Vorbemerkung.

Das Tier.	Der Mensch.
Voraussetzung: Seine Bedürfnisse durch die Natur in enge unveränderliche Grenzen gebannt.	Voraussetzung: Seine Bedürfnisse unendlich steigerungsfähig und fortgesetzt gesteigert.
Folge: Das Tier bleibt im wesentlichen, wie es war.	Folge: Der Mensch in beständigem Fortschreiten begriffen.

I. Die Naturalwirtschaft.

A. Die vier Wirtschaftsstufen.

1. Die paradiesische Stufe: Die Natur gewährt dem Menschen, was er braucht, ohne sein Zutun.
2. Die Stufe der Jäger- und Fischervölker: Der Mensch erlangt, was er braucht, durch Kampf mit der Natur und den Geschöpfen.
3. Die Stufe der Hirten- oder Nomadenvölker. Der Mensch gewinnt, was er braucht, durch Zähmung und Züchtung der Tiere, also durch Arbeit. Die Herden sind sein Eigentum, sein Kapital, sein Vermögen.
4. Die Stufe der ackerbautreibenden Völker: Der Mensch gewinnt durch Arbeit am Grund und Boden einen Teil seiner Nahrung, wird seßhaft, baut feste Wohnsitze.

Unterstufen: a) Der Boden ist Gemeingut (Allmende).
b) Die Allmende wird teilweise aufgeteilt: Entstehung des Sondereigentums.
c) Die Allmende wird vollständig aufgeteilt: der Nahrungsspielraum versagt.
d) Schaffung neuen Ackers durch Kolonisation:
α) innere Kolonisation (Rodung, Entmoorung).
β) äußere Kolonisation (Auswanderung).

B. Gewerbe, Handel und Verkehr zur Zeit der Naturalwirtschaft.

1. Gewerbe.	2. Handel.	3. Verkehr.
Zwei Entwickelungsstufen. 1. Der Hausfleiß, d. i. die Arbeit in Zelt, Hütte, Haus für die eigene Familie. 2. Die Lohnarbeit, d. i. Arbeit im Hause für andere, die die Rohstoffe zur Bearbeitung liefern und dafür eine andere Arbeit in ähnlicher Weise übernehmen oder andere Rohstoffe dafür zahlen.	Tauschhandel. Getrieben 1. von den Nachbarn untereinander; 2. von fremden, herumziehenden Kaufleuten.	Bewegt sich zu Lande und zu Wasser für gewöhnlich in den engsten Grenzen.

II. Die Geldwirtschaft.

Das Geld. In Zeiten höherer wirtschaftlicher Entwickelung bedarf man eines allgemeinen Wertmessers, des Geldes, d. i. dessen, was gilt. Die Metalle: Eisen, Kupfer; die Edelmetalle: Silber, Gold. Barren — Münzen (d. h. unter staatlicher Gewähr für Gehalt und Gewicht ausgegebene Metallstücke). Währung: Silber-, Goldwährung (seit 1873 im Deutschen Reiche), Doppelwährung (Verhältnis von Silber zu Gold 1873 = 1:16, 1896 = 1:30, 1905 = 1:35), — die Scheidemünze. Kurant, d. h. Münzen mit Zwangskurs. Legierung + Feingehalt = Schrot, d. h. Gesamtgewicht (deutsche Goldstücke $\frac{900}{1000}$, d. h. 900 = Feingehalt, d. i. Korn, 1000 = Schrot). Schlagschatz = Herstellungskosten der Münzen.

Geldwert in verschiedenen Zeiten sehr verschieden, Berechnung möglich nach dem Preise der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse.

Preis = Kosten des Rohstoffs + Produktionskosten + Unternehmergewinn:

a) freie Preisbildung (Angebot — Nachfrage);
b) künstliche Preisregelung (z. B. durch Festsetzung von Höchstpreisen, durch Zölle, z. B. Schutz-, Prohibitivzölle).

Papiergeld. Wert beruht auf der anerkannten Zahlungsfähigkeit des Ausgebers. — Staatspapiergeld, Banknoten, Wechsel, Scheck.

Der Kredit (Nutzen — Gefahr).

Mit der Entwickelung und Ausbreitung des Geldes gestaltet sich der Ackerbau um, treten Gewerbe und Industrie, Handel, Verkehr in den Vordergrund des wirtschaftlichen Lebens.

Bemerkung: Im folgenden ist auf die Entwickelung der Staaten des Altertums in ihrem geldwirtschaftlichen Zeitalter, da sie, um von anderem zu schweigen, durch Festhalten an der Sklaverei völlig von der Entwickelung der christlichen Staaten geschieden sind, nur beim Verkehr Rücksicht genommen. Hauptsächlich ist unsere deutsche Entwickelung ins Auge gefaßt.

A.	B.			
Ackerbau.	**1. Gewerbe und Industrie.**	**2. Handel.**	**3. Verkehr.** Im Altertum (vor Christi Geburt): a. **zu Lande** Karawanenwege, Kunststraßen (persische, römische).	b. **zu Wasser** hauptsächlich Ruderschiffahrt (doch mit Benutzung von Segeln) auf Flüssen und dem Mittelmeer.
			Ausdehnung: Mittelmeergebiet und Vorderasien.	
Die seit Entstehung des Sondereigentums entwickelte **Dreifelderwirtschaft** (Wintersaat, Sommersaat, Brache) bleibt die herrschende. Fortschreitende Teilung der Hufe, Entstehung und Anwachsen der Großgüter.	Auf die beiden Stufen der Zeit der Naturalwirtschaft folgen als weitere Stufen: 3. das **Handwerk**, d. h. die Arbeit im Hause aus Rohstoff, den der Handwerker kauft und verarbeitet zum unmittelbaren Verkauf an den Verbraucher (Konsumenten) [Zeit der Gilden und Zünfte im 13.–16. Jahrh.].	Der Handel auf **Märkten** und **Messen**. Die Städte mit ihrem Stapelrecht, ihrem Straßenzwang, ihren Bündnissen (Hanse), ihren Kontoren in der Fremde (Stalhof zu London; Wisby, Brügge, Nowgorod, Bergen). [13.—16. Jahrhundert.].	Im **Mittelalter** (—15. Jahrh.) a. In den Landstraßen kaum ein Fortschritt. Kunstlose Verbindungswege zwischen den Verkehrspunkten.	b. Die **Flußstraßen** besser ausgenutzt. Segelschiffahrt (neben der Ruderschiffahrt) auf den Meeren.
			Ausdehnung: Das Gebiet der Nord- und Ostsee und der atlantischen Küste Europas tritt hinzu zum Verkehrsgebiete des Altertums.	
	4. Die **Manufaktur**. Zwischen den Handwerker und den Verbraucher tritt der **Unternehmer**, der entweder nur den Vertrieb der Waren an den Ver-	Das **Merkantilsystem** (Colbert †1683): Möglichste Steigerung der Ausfuhr der Waren. Verbot der Einfuhr aus anderen Ländern, vor allem fremder	In der **Neuzeit** (—1800): a. Die Verbesserung und Mehrung der Landstraßen bleibt gering auch	b. Der Kompaß. Die Entdeckungsfahrten auf allen Weltmeeren.

Seit dem ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert der Großgrundbesitz veräußerlich und teilbar.

brauchers übernimmt oder schon die Rohstoffe dem Handwerker ins Haus liefert (Hausarbeiter) [Zeit des Merkantilsystems 17. u. 18. Jahrh.].

Industrieerzeugnisse, oder doch Eindämmung der Einfuhr durch hohe Zölle [17. 18. Jahrh.].

unter dem absoluten Fürstentum.

Ausdehnung: Alle Meere und Erdteile werden in den Kreis des Verkehrs gezogen.

Die Zeit der rationellen Bewirtschaftung. Verlassen der Dreifelderwirtschaft. Urbarmachung vieles Unlandes. Thaer († 1828), Liebig († 1873). Die Maschinen im Dienste des Ackerbaues (Dresch-, Säe- u. Mäh-Maschinen — Dampfpflug) [19.–20. Jahrh.]
Ergebnis: In Deutschland sind jetzt kaum 7 % Land unbebaut, früher 33 1/3 %, und der Ertrag d. Ackers ist durchschnittlich verdoppelt.

5. Die Fabrikation. Aus dem Handwerker, vor allem aus dem Hausarbeiter wird ein Fabrikarbeiter, entfremdet dem Hause, gefesselt an den Ort, wo die Maschine tätig ist. Unendliche Teilung der Arbeit.
Die Dampfmaschine (James Watt † 1819, Stephenson † 1848) und die Elektrizität mit ihrer Anwendung auf alle Zweige der Industrie. [19.–20. Jahrh.]

Anmerkung: In Preußen
1837: 423 Dampfmaschinen.
7 513 Pferdekräfte.
1860: 8 685 Dampfmaschinen.
365 631 Pferdekräfte.
1878: 35 441 Dampfmaschinen.
958 366 Pferdekräfte.
1895: 75 656 Dampfmaschinen.
2 513 172 Pferdekräfte.
1901: 99 296 Dampfmaschinen.
4 328 778 Pferdekräfte.
1905: 108 282 Dampfmaschinen.
5 437 123 Pferdekräfte.
1908: 116 810 Dampfmaschinen.
6 372 321 Pferdekräfte.

Das System des Freihandels.
Grundsatz: „Laissez faire, laissez passer.“ Adam Smith († 1790) Schöpfer der Wirtschaftslehre.
Der deutsche Zollverein 1834, die Zeit der Handelsverträge, dabei Schutzzölle für besonders bedrohte Teile der Produktion.

Anmerkung: Der Wert von Ausfuhr + Einfuhr Deutschlands betrug
1830: 660 Mill. Mk.
1850: 2 100 " "
1870: 4 240 " "
1890: 7 000 " "
1900: 10 000 " "
1908: 14 000 " "
d. h. etwa 1/7 des Gesamtumsatzes der Erde. Auf England kommt davon 1/5.

Im Zeitalter der Erfindungen. (19.—20. Jahrh.)

a. Bau von Kunststraßen (Chausseen) bald in den Hintergrund gedrängt durch die Eisenbahnen (1830 Liverpool-Manchester, in Deutschland 1835 Nürnberg-Fürth). Pferde-, Dampf-, elektrische Bahn, Luftschiff.

b. Die Dampfschiffahrt (Fulton † 1815) Beschleunigung und Vervielfachung des Verkehrs. Suezkanal 1869. Nord-Ostsee-Kanal 1895.

Post (Weltpostverein), Telegraph, Telephon.

Anmerkung: In Deutschland
1855: 7 826 km Eisenbahn
1883: 35 581 " "
1900: 51 000 " "
1905: 56 267 " "
1908: 57 353 " "
Deutschlands Seeschiffe 4638, davon 953 Dampfer; Binnenfahrzeuge: 26 235, darunter 3312 Dampfer.

2. Zur Gesellschaftskunde.*)

Vorbemerkung.

Das Tier.

Die Wurzeln der tierischen Gesellschaft liegen nur im Diesseits (Fortpflanzung der Art; Schutz gegen Feinde; Ausführung bestimmter, durch den Instinkt gebotener Arbeiten [Ameise, Biene, Biber ꝛc.]). Ein Fortschreiten zu höheren gesellschaftlichen Einheiten findet nicht statt.

Der Mensch.

Die letzten Wurzeln der menschlichen Gesellschaft reichen ins Jenseits, das die zur Gesellschaftsschließung führenden natürlichen Triebe (Fortpflanzung, Schutz gegen Feinde) adelt. Fortschreiten zu höheren gesellschaftlichen Einheiten: Familie, Stamm, Volk (Nation), Menschheit.

I. Vorchristliche Zeit.

Bei allen Völkern schroffe Scheidung zwischen Freien und Sklaven. Die an Zahl geringen Freien gebieten als Herren, die zahlreichen Sklaven arbeiten als Knechte. — Der Stolz auf das eigene Volkstum — Barbaren.

II. Christliche Zeit.

Die Schranken zwischen Freien und Sklaven zerbröckeln allmählich unter dem Einfluß des Christentums, das die Arbeit adelte, die vordem unfrei machte. Das Christentum ist's, das auch in dem, der nicht Volksgenosse ist, den Mitmenschen sehen lehrt und damit die neuen Begriffe der Menschheit und Menschlichkeit schafft. An das Christentum, dem alle Menschen vor Gott gleich arme Sünder sind, knüpft auch immer wieder, bewußt und unbewußt, die Forderung an nach staatlicher und gesellschaftlicher Gleichstellung aller Menschen. Die staatliche Gleichstellung wird nach jahrhundertelangem Kampfe in unserem Jahrhundert, wenigstens in den meisten Kulturstaaten, errungen, um die gesellschaftliche wird immer neu gestritten.

1. Die französische Revolution. Den Anstoß zum Ausgleich der Stände gab der Abfall der englischen Kolonien in Amerika mit seiner Erklärung der allgemeinen Menschenrechte, die in Frankreich lauten Widerhall fand. Denn hier hatten die ungleiche Belastung der schroff geschiedenen Stände, die Sünden der Herrscher, die Aufwühlung der Gebildeten durch die Literatur (Voltaire, Montesquieu, Rousseau), gewaltigen Zündstoff aufgehäuft, aus dem die Revolution emporloderte, als der schwache König die fast zwei Jahrhunderte lang beiseite geschobenen, veralteten Stände zur Hebung der Finanznot berief. Nun erfolgte auch hier die Erklärung der Menschenrechte, dann wurden alle Standesunterschiede aufgehoben, das Königtum zuerst zu einem bloßen Namen

*) Benutzt ist vor allem Stutzer, Die soziale Frage der neuesten Zeit und ihre Behandlung in Oberprima, Lehrproben 1893. Heft 37.

herabgedrückt, dann ganz durch die Republik ersetzt, die nach furchtbaren Greueln (Robespierres u. St. Justs, später Babeufs kommunistische Anläufe) schließlich in einer Militärdespotie endete. Nachdem diese von dem verbündeten Europa gestürzt und das Königtum wieder hergestellt war, bleibt als Ergebnis der Bewegung: die Gleichheit aller vor dem Gesetz und der Anteil des Volks an der Regierung.

2. Die Stein-Hardenbergschen Reformen. Was in Frankreich in wildem Aufruhr mit Strömen von Blut erkämpft wurde, das gab in Preußen die Krone aus eigenem Antriebe, um alle Kräfte des Volkes zur Aufrichtung des vor Napoleons Macht zusammengebrochenen Staates und zur lebendigen Mitarbeit an allen Aufgaben des Gemeinwesens heranzuziehen. Der Befreiung des Grundbesitzes von den bisher eine Besitzveränderung hemmenden Schranken und der Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern (1807) folgte (1808) die Städteordnung und (1811) die Ablösung der bäuerlichen Lasten. Damit war der Weg zur Beseitigung der schroffen Standesunterschiede geebnet. Dem Volke auch Anteil an der Regierung durch eine Vertretung zu schaffen ward geplant und somit wenigstens das Ziel gewiesen.

3. Das Aufkommen des vierten Standes. Der Aufschwung der Industrie, des Handels und Verkehrs durch die vielseitige Ausnutzung der Dampfmaschine zusammen mit der Beseitigung der Erbuntertänigkeit der Bauern führte zu einem völligen Umschwung der gesellschaftlichen Ordnungen. Die Mittelpunkte der Fabriktätigkeit schwollen durch Zuzug schnell zu Großstädten an, aus den Fabrikarbeitern erwuchs ein neuer, der vierte Stand, dessen Glieder von ihren Brotherren oft nicht weniger abhängig schienen als die erbuntertänigen Bauern von den Grundherren, ohne daß eine rechtliche Verpflichtung der Arbeitgeber bestand, in Zeiten der Not die Arbeiter zu erhalten. Dem schnell anwachsenden großen Vermögen einzelner stand die Armut der Massen gegenüber, und dem städtischen Mittelstand der Handwerker, die mit der billigen Fabrikarbeit nicht wetteifern konnten, drohte die Gefahr, in dem vierten Stande aufzugehen. Die rechtliche Gleichstellung der Stände schien nur zu einem Gegensatz von arm und reich zu führen, der vielfach bitterer empfunden wurde, als früher der ständische Unterschied.

4. Die soziale Gesetzgebung Kaiser Wilhelms I. und Wilhelms II. Daß das „laissez faire, laissez passer“ nicht von selbst zu der erwarteten Harmonie führte, hatte der Gang der Dinge bewiesen; daß es ohne Eingreifen der Staatsgewalt nicht weiter ging, zeigten die beiden 1878 kurz nacheinander folgenden Mordanschläge auf Kaiser Wilhelm I., der doch von der Liebe des Volkes getragen wurde wie kaum je ein Fürst: der Staat mußte Mittel und Wege finden, dem unheilvollen Einfluß der Sozialdemokratie zu begegnen. Mit den bloßen Unterdrückungsmaßregeln des Sozialistengesetzes von 1878 konnten wohl die Ausschreitungen der Sozialisten getroffen werden, aber es galt, die Wurzeln des Baumes, auf dem solche Früchte wuchsen, abzugraben, d. h. durch „positive Förderung des Wohles der Arbeiter“ der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen allmählich den Boden zu

entziehen. Daß sich die Regierung schon vor den Mordanschlägen der sozialen Frage ernstlich angenommen hatte, beweisen außer der Gewerbeordnung (1869) vor allem das Reichshaftpflichtgesetz (1871) und die Änderungen an der Gewerbeordnung (1878); aber jetzt wurden diese Arbeiten, für die die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 das Programm enthielt, mit besonderem Nachdruck aufgenommen, sie wurden geradezu für Jahre die Hauptaufgaben, die sich das Reich stellte. Die Früchte dieser Arbeiten sind vor allem:

a. 1883. Das Krankenversicherungsgesetz: Krankenkassen, in die der Arbeitgeber $^1/_3$, die Arbeiter $^2/_3$ steuern, kommen auf für Arzt und Arznei und zahlen (längstens 13 Wochen) Krankengelder = Hälfte des Tagelohns.

b. 1884. Unfallversicherungsgesetz: Unfallskassen, zu denen nur die Arbeitgeber (Berufsgenossenschaften) steuern, kommen von der 14. Woche auf für Arzt und Arznei und zahlen im Falle teilweiser oder völliger Erwerbsunfähigkeit (im Todesfall an die Hinterbliebenen) eine Rente.

c. 1889. Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz (in Kraft seit dem 1. Januar 1891): Nach Maßgabe der 4 Lohnklassen zahlen Arbeitgeber und Arbeiter zu gleichen Teilen die Versicherung. Die Arbeiter erhalten damit Anrecht auf eine Rente für den Fall der Invalidität oder bei Antritt des 71. Lebensjahres auf eine Altersrente. Zu jeder Rente giebt das Reich einen Zuschuß. (Beispiel: Ein Mitglied der 4. Lohnklasse, für die mehr als 850 M. jährlicher Verdienst vorausgesetzt wird, zahlt an jährlichem Beitrag 7,05 M., erhält eine Altersrente von 191 M. und hätte, wenn er nach 40jähriger Versicherung Invalide würde, 380 M. jährlich zu fordern.)

Ferner ist 1891 durch ein Arbeiterschutzgesetz die Sonntagsarbeit stark eingeschränkt und der Überlastung der Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeiter nach Möglichkeit vorgebeugt worden, 1903 ist ein Kinderschutzgesetz angenommen worden (in Kraft seit Anfang 1904), und die Einführung einer Reichs-Witwen- und Waisenversicherung steht nahe bevor.

5. Ergebnis. Schlimme Zustände im gesellschaftlichen Leben, die sich allmählich entwickelt haben, können durch noch so heilsame Gesetze nicht mit einem Schlage beseitigt werden; dazu bedarf es der Zeit und fortgesetzter Arbeit. Der Weg aber, den Kaiser Wilhelm I. beschritten und Kaiser Wilhelm II. weiter verfolgt hat, verspricht, wenn auch keine endgültige Lösung der sozialen Frage — sie ist bei der Natur der Menschen mit ihren Schwächen und Fehlern überhaupt unmöglich — so doch eine große Milderung und teilweise Beseitigung der Härten, die die jetzige Gesellschaftsordnung mit sich gebracht hat, und damit die Möglichkeit zu einer friedlichen Weiterentwicklung, vorausgesetzt daß jeder einzelne auch an seinem Teile an der Heilung der sozialen Mißstände durch die rechte Betätigung christlicher Nächstenliebe mitarbeitet.

3. Zur Staatskunde.

Vorbemerkung über die Entwicklung des Staatsgedankens*).

A. Das Altertum.

a. Orientalische Völker.

Abgesehen von den bald eigene Wege gehenden Israeliten (Theokratie) und Phöniziern (Stadtkönigtum, Herrschaft der Reichen [Geldaristokratie]) erscheint durchgängig als Staatsform der geschichtlichen Völker die aus patriarchalischem Stammesfürstentum erwachsene Alleinherrschaft (Monarchie), und zwar als völlig unumschränktes Königtum (Despotismus). Das Streben, über den eigenen Staat hinauszugehen und die bekannte Welt zum Weltreich zu einen, wächst in den in der Vorherrschaft sich ablösenden Staaten.

b. Griechen.

Aus dem heroischen Stadtkönigtum der homerischen Zeit entwickelt sich zunächst in den einzelnen Städten eine Herrschaft der Besten (Aristokratie), der durch das Mittelglied einer gewaltsam erlangten Alleinherrschaft (Tyrannis) die Herrschaft des Volkes (Demokratie) zu folgen pflegt. Die Ausartungen der Aristokratie zur Herrschaft Weniger (Oligarchie) und der Demokratie zur Massenherrschaft (Ochlokratie) führen endlich zur Unterordnung der zahllosen Sondergemeinwesen unter die Militärmonarchie. Im Gegensatz zu dem monarchischen Zuge der orientalischen Völker nach Einheit, sogar nach einer höheren als der im eigenen Staat gegebenen, haben die Griechen das demokratische Streben, sich im kleinen Kreise ganz eigenartig auszuleben, ja dies Streben ist stärker als der Trieb nach nationaler Einigung, der nicht ganz fehlt. Einheit wird erst mit Gewalt geschaffen durch die Militärmonarchie.

c. Römer.

Die strenge Unterordnung des einzelnen unter die Staatsgewalt und ihre Gesetze zum Besten des Ganzen ist der bezeichnende Zug des römischen Staates, der schon in dem eigenartigen römischen Königtum hervortritt. Die aus dem Königtum hervorgegangene Aristokratie erst eines Geburts-, dann eines Ämter-, endlich eines Ämter- und Geld-Adels, die um die Stadtgemeinde ganz Italien national geeint und durch Unterwerfung der abendländischen Welt und eines Teiles des Morgenlandes das Weltreich vorbereitet hatte, muß schließlich, zu einer durchaus selbstsüchtigen Oligarchie ausgeartet, der Militärmonarchie des Kaiserreiches weichen, das das Weltreich ausbaut und jahrhundertelang erhält.

---

*) Anm. Diese Vorbemerkung gehört in ihrer ganzen Ausdehnung erst in die Prima, in Untersekunda wird nur eine dem Lehrer zu überlassende Auslese zu geben sein, die sich im allgemeinen auf die Hervorhebung der Hauptstaatsformen bei den verschiedenen Völkern und in der Folge der Zeiten zu beschränken hat. Aber nur wenn sich diese Belehrungen an den Gang der Geschichte anlehnen, wie es in der Vorbemerkung geschieht, kann die rechte Grundlage für das Verständnis unserer Staatenwelt geschaffen werden. Eine Einleitung, die abstrakte Belehrungen über Staatsformen in systematischer Anordnung enthält, wie sie z. B. Viereck's Bürgerkunde bringt, halte ich für falsch (Junge).

B. Das Mittelalter.

Die Verschiedenheit der im römischen Kaiserreiche vereinten morgen- und abendländischen Welt führt endlich zu einer Scheidung in Ost- und Westrom. Die Germanen, die gefährlichsten Gegner und, als römische Söldner, zugleich die tapfersten Verteidiger des weströmischen Reiches, stürzen schließlich das abendländische Kaiserreich und machen sich zu Herren in den römischen Provinzen; während dann das Ostreich durch die neue Theokratie der Kalifen lahm gelegt wird, erwächst aus der Verbindung des wurzelechten germanischen Königtums der Franken mit dem römischen Papsttum der an das römische Kaisertum anknüpfende Gedanke des christlich-germanischen Weltreiches. Schon die Gegnerschaft der aus Karls des Großen Monarchie entstehenden nationalen Staaten, mehr noch der zwischen Kaiser und Papst ausbrechende Zwist lassen das neue römische Kaiserreich deutscher Nation nicht zur Vollendung kommen. Im Kampfe zwischen Papst und Kaiser ist die auf der Naturalwirtschaft beruhende, ihrer Natur nach lockere Lehnsmonarchie der festgefugten römischen Kirche nicht gewachsen. Das Reich zerbricht, mit ihm das deutsche Königtum, zumal da die Grundlage des Lehnsstaates, die Naturalwirtschaft der Geldwirtschaft weichen muß.

C. Die Neuzeit.

Auf dem neuen Boden, den die Geldwirtschaft schafft, bildet sich, zunächst bei den außerdeutschen Völkern, der moderne Staat. Seine Grundlagen sind die festen Steuern und das stehende Heer, die Form, in der er zuerst erscheint und fast allenthalben herrschend wird, ist die unumschränkte Alleinherrschaft (absolute Monarchie). Sie hat, wo sich die Staatsraison mit den Interessen der Gesamtheit, nicht bloß mit den jeweiligen Launen und Gelüsten des Herrschers deckte, heilsam gewirkt, vornehmlich im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus, aber die Verfassung, die sich England gegen die absolutistischen Bestrebungen der Stuarts erkämpft hatte, und dann die Erklärung der Menschenrechte in Amerika wiesen auf andere Formen als Ziele hin. Die Stürme der französischen Revolution und der aus ihr sich entwickelnde Weltkrieg gaben den Anstoß zur Umgestaltung der Staaten allenthalben in Europa. An die Stelle der absoluten trat die konstitutionelle Monarchie, der Verfassungsstaat, an die Stelle der willkürlich durch die Kabinettspolitik zusammengebrachten Staatsgebilde die nationalen Staaten.

A. Das Deutsche Reich. B. Preußen.

Beides sind konstitutionelle, d. h. Verfassungs-Staaten.

Das Deutsche Reich ist ein aus 26*) Staaten bestehender Bun-

Das Königreich Preußen ist eine Monarchie, erblich im

*) Dabei ist das Reichsland Elsaß-Lothringen mitgerechnet, das im Bundesrate (S. 218) nicht vertreten ist.

desstaat*), d. h. eine Vereinigung von Staaten, die der Bundesregierung untergeordnet und nach manchen Seiten (z. B. in Gesetzgebung, Besteuerung) durch sie beschränkt sind.

Mannesstamme des Hohenzollernschen Königshauses.

I. Verfassung.

Gesetz vom 16. April 1871.

1. Deutscher Kaiser ist der jedesmalige König von Preußen. Er vertritt das Reich völkerrechtlich, ist oberster Kriegsherr über Landheer und Flotte, beruft, vertagt und schließt Bundesrat und Reichstag, die alljährlich zu berufen sind, ernennt und entläßt frei den Reichskanzler, der durch Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit für die Verfügungen des Reiches übernimmt, und die andern Reichsbeamten und verkündet die Gesetze, die durch Mehrheitsbeschlüsse des Bundesrats und Reichstages zustande gekommen sind.

2. Der Bundesrat besteht aus den Vertretern der verbündeten Regierungen. Sie führen zusammen 58 Stimmen, von denen Preußen 17 hat, Bayern 6, Württemberg und Sachsen je 4, Baden und Hessen je 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2 und die übrigen 17 je 1. Der Bundesrat hat über die Vorlagen an den Reichstag und über die dort gefaßten Beschlüsse zu entscheiden, auch — unter Zustimmung des Kaisers — über die Auflösung des Reichstages. — Eine Verfassungsänderung ist abgelehnt, wenn 14 Stimmen dagegen sind.

3. Der Reichstag besteht aus 397 Mitgliedern, die in allgemeinen

Verfassungsurkunde v. 31. Jan. 1850.

1. Der König von Preußen ist unverletzlich und unverantwortlich; die Verantwortlichkeit für Regierungshandlungen übernehmen durch Gegenzeichnung die Minister, die der König frei ernennt und entläßt; er ist Oberfeldherr, besetzt alle Stellen im Heer und in der Verwaltung, hat das Recht der Begnadigung und Strafmilderung, beruft und vertagt das Herrenhaus, beruft, vertagt und schließt das Abgeordnetenhaus, das er auch auflösen kann, und übt mit den beiden Häusern des Landtags, d. h. mit dem Herrenhaus und dem Hause der Abgeordneten, zusammen die gesetzgebende Gewalt aus.

**)

2. Die beiden Häuser des Landtags.

*) Ein Staatenbund vereinigt unabhängige Staaten, die sich verpflichtet haben, in gewissen Beziehungen gemeinsam zu handeln.

**) Im Einheitsstaate fehlt naturgemäß eine entsprechende Körperschaft.

direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung durch absolute Mehrheit auf 5 Jahre gekoren werden. Aktives und passives Wahlrecht sind gebunden an die Vollendung des 25. Jahres. Die Wahlberechtigung ruht für alle, die sich bei der Fahne befinden. Die Abgeordneten erhalten (seit 1906) Tagegelder; sie sind für ihre Abstimmungen und die Reden, die sie in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete halten, nicht verantwortlich. Zur Fassung gültiger Beschlüsse ist die Anwesenheit von 199 Mitgliedern nötig. — Der Reichstag hat über Regierungsvorlagen zu beraten — vor allem unterliegt der Staatshaushalt seiner Genehmigung — und darf Gesetze vorschlagen und Bittschriften entgegennehmen.

a. Das Herrenhaus besteht aus den großjährigen Prinzen des Königlichen Hauses, soweit sie vom König besonders berufen sind, aus Vertretern des hohen Adels, des Großgrundbesitzes, der großen Städte und der Universitäten und aus solchen, die vom König aus besonderem Vertrauen zu Mitgliedern ernannt sind. Zur Fassung gültiger Beschlüsse ist die Anwesenheit von 60 Mitgliedern nötig. Es hat das Recht
   α) den jährlichen Haushaltsplan in der Gestalt, wie er aus den Beratungen des Hauses der Abgeordneten hervorgegangen, anzunehmen oder abzulehnen,
   β) über Steuern } mitzuberaten u.
   γ) über Gesetze } zu beschließen.

b. Das Haus der Abgeordneten besteht aus 443 Mitgliedern, die mittelbar (durch Wahlmänner, die wieder aus Urwahlen hervorgehen) und öffentlich nach dem Dreiklassensystem auf 5 Jahre gewählt sind*). Das aktive Wahlrecht ist an die Vollendung des 24., das passive an die des 30. Jahres gebunden. Die Wahlberechtigung ruht für alle, die sich bei der Fahne befinden. Die Abgeordneten erhalten Tagegelder. Zur Fassung gültiger Beschlüsse ist die Anwesenheit von 222 Mitgliedern nötig. Das Haus hat das Recht
   α) den jährlichen Haushaltsplan zu beraten und — die Genehmigung des Herrenhauses und des Königs vorausgesetzt — zu gestalten,
   β) über Steuern } mitzuberaten u.
   γ) über Gesetze } zu beschließen.

a u. b. Niemand kann Mitglied beider Häuser des Landtags sein. Niemand kann wegen seiner Ab-

*) Über ein neues Wahlgesetz wird jetzt beraten.

stimmung zur Rechenschaft gezogen werden. Beide Häuser können Gesetze vorschlagen und Beschwerden zur Sprache bringen.

II. Ober-Behörden.

1. Der Reichskanzler ist der oberste Reichsbeamte. Ihm untergeordnet sind:

2. Die Reichsämter, die unter Staatssekretären stehen (das Auswärtige Amt mit den ihm untergeordneten Botschaftern, Gesandten und Konsuln, das Reichsamt des Innern, das Reichsjustizamt, das Reichsmarineamt, das Reichsschatzamt*), das Reichspostamt, das Reichseisenbahnamt und das Reichskolonialamt).

1. Die oberste Staatsbehörde ist das Staatsministerium, das von neun Fachministern gebildet wird.

Neben dem Staatsministerium stehen:

2. Der Staatsrat, den der König zur Vorberatung wichtiger Fragen beruft.

3. Der Evangelische Oberkirchenrat.

4. Die Oberrechnungskammer in Potsdam (die zugleich Rechnungshof des Deutschen Reiches ist).

III. Gericht und Verwaltung.

IIIa. Gericht.

1. Das Reichsgericht zu Leipzig, das im Namen des Reiches Recht spricht, entscheidet in erster und letzter Stelle (Instanz) über Hoch- und Landesverrat und ist in seinen Zivil- und Straf-Senaten höchste Berufungsstelle für schwere bürgerliche Streitigkeiten und Strafsachen, soweit es sich um Verletzung eines Reichsgesetzes handelt.

2. Die anderen Gerichte, die alle im Namen des betreffenden Staatsoberhauptes Recht sprechen, sind:

a. die Oberlandesgerichte. Sie sind Berufungsstellen in ihren Zivilsenaten für die bürgerlichen Streitigkeiten, deren erste Stelle das Landgericht ist, in ihren Straffenaten

IIIb. Verwaltung.

A. Staatliche Verwaltung.

a. Die 12 Provinzen stehen unter (dem Minister des Innern untergeordneten) Oberpräsidenten, denen

B. Selbstverwaltung.

a. Die Selbstverwaltungsbehörden der Provinz stehen unter dem Landesdirektor, der von dem Pro-

*) Die Einnahmen des Reichs bestehen aus den Erträgen der Zölle und Verbrauchssteuern (d. h. sie kommen von indirekten Steuern) und den zur Deckung des Ausgabeüberschusses den einzelnen Bundesstaaten aufgelegten Matrikularbeiträgen.

in Bezug auf Land- und Schwurgerichtserkenntnisse, bei denen es sich um Verletzung eines Landesgesetzes handelt.	ein *Provinzialrat* zur Seite steht.	*vinziallandtage*, d. h. den auf 6 Jahre gewählten Vertretern d. Land- und Stadtkreise der Provinz, gewählt und von dem *Provinzialausschuß*, den der Provinziallandtag aus seinen Mitgliedern wählt, beraten wird.
b. Die *Landgerichte*. Sie sind *Berufungsstellen* in ihren Zivilkammern für die bürgerlichen Streitigkeiten, die vor dem Amtsgericht gewesen sind, in ihren Strafkammern in Bezug auf Entscheidungen der Schöffengerichte (vergl. c.). Sie sind *erste Stelle* in bürgerlichen Streitigkeiten, bei denen der Wert des Streitgegenstands 300 M. übersteigt, und in Ehesachen, ebenso in der großen Menge der mittleren Strafsachen. Am Landgerichte treten zur Aburteilung der schwersten Verbrechen die *Schwurgerichte* zusammen. Sie bestehen aus 3 Richtern, deren einer den Vorsitz führt, und 12 *Geschworenen*, die aus 30 zur Sitzung Einberufenen zu jeder Sache besonders ausgelost werden. Die Geschworenen entscheiden die Schuldfrage — mehr als 7 Stimmen sprechen schuldig — die Richter bestimmen das Strafmaß.	b. Die *Regierungsbezirke*, die mehrere Kreise zu einer Verwaltungseinheit zusammenfassen, stehen unter *Präsidenten*, denen ein *Bezirksausschuß* und *Gewerbekammern* zur Seite stehen.	b. [Besondere Selbstverwaltungsbehörden für die Regierungsbezirke fehlen].
c. Die *Amtsgerichte*. Sie sind mit dem Amtsrichter als Einzelrichter erste Stelle für minder wichtige bürgerliche Streitigkeiten. Am Amtsgericht treten zur Aburteilung leichterer Strafsachen die *Schöffengerichte* zusammen. Sie bestehen aus dem Amtsrichter als Vorsitzendem und 2 nichtrechtsgelehrten Schöffen.	c. Die *Kreise* zerfallen in α) *Landkreise*, die unter einem *Landrat* stehen,	c. Die Selbstverwaltungsbehörden der Kreise sind: α) in den *Landkreisen*: für den *Kreis*: *Landrat*, *Kreisausschuß*, *Kreistag*, für die *Gemeinden*: die Gemeindebehörden.

	β) Stadtkreise, d. h. solche Städte, die mindestens 25 000 Einw. haben.	β) in den Stadtkreisen: Bürgermeister, Stadtausschuß, Stadtverwaltung (die Stadtverwaltung liegt in den Händen des Magistrats und der Stadtverordneten).

IV. Heer und Flotte des Deutschen Reiches.

A. Jeder Deutsche ist vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 45. Jahre wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.

Es gibt eine doppelte Wehrpflicht: 1. Dienstpflicht, 2. Landsturmpflicht.

1. Die Dienstpflicht beginnt mit dem Kalenderjahre, in dem das 20. Lebensjahr vollendet wird. Sie wird erfüllt:

a. im stehenden Heere: dauert 7 Jahre.	α) aktive Dienstzeit dauert 2 oder (bei der Kavallerie, der reitenden Artillerie und auf der Flotte) 3 Jahre. — Die Einjährig-Freiwilligen.
	β) Reservepflicht dauert 5 oder 4 Jahre.
b. in der Land- oder Seewehr: dauert bis 31./3. des Jahres, in dem das 39. Lebensjahr vollendet wird.	α) I. Aufgebot. Die Pflicht dauert 5 oder 3 Jahre.
	β) II. Aufgebot.
c. in der Ersatzreserve: dauert 12 Jahre.	Ihr werden Überzählige, bedingt Diensttaugliche und zeitig Dienstuntaugliche zugewiesen. Wer geübt hat (10, 6, 4 Wochen), tritt nach Ablauf der Ersatzreservepflicht in die Landwehr II. Aufgebots.

2. Die Landsturmpflicht. Ihr unterliegen alle Wehrfähigen, die weder dem Heere noch der Marine angehören, vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 45. Lebensjahre. Sie wird erfüllt:

a. im I. Aufgebot des Landsturms	von den Landsturmpflichtigen vom vollendeten 17. bis 39. Lebensjahre (vgl. 1 b).
b. im II. Aufgebot des Landsturms	von den älteren Landsturmpflichtigen bis zum vollendeten 45. Lebensjahre.

B. Das Heer, d. h. die gesamte Landmacht, steht im Kriege und im Frieden unter dem Oberbefehl des Kaisers; doch bildet das bayrische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des Reichsheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit des Königs von Bayern, steht aber im Kriege auch unter dem Befehl des Kaisers; Sachsen und Württemberg haben sich ebenfalls eine gewisse Selbständigkeit gewahrt. — Kein Reichsamt des Krieges; die Verwaltung des Heeres liegt den Kriegsministerien (Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg) ob. Sie umfaßt die Organisation, Ausbildung, Bewaffnung, Verpflegung, Bekleidung, Pensionswesen, Justiz u. s. w.

1. Truppengattungen:
   a. Infanterie (Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Jäger und Schützen).
   b. Kavallerie (Kürassiere, Ulanen, Dragoner, Husaren, Jäger zu Pferde).
   c. Artillerie (Feld- und Fußartillerie).
   d. Pioniere (dazu auch Eisenbahnbrigade, Telegraphen-Bataillon und Luftschiffer-Abteilung).
   e. Train.

2. Einteilung des Heeres:

Die Armee wird eingeteilt in 23 Armeekorps, die zu Armeeinspektionen (5) zusammengefaßt sind. 3 Armeekorps werden von Bayern, 2 von Sachsen, 1 von Württemberg aufgestellt, während Preußen gemeinschaftlich mit den übrigen Staaten 17 Armeekorps bildet.

1 Armeekorps (General) besteht aus 2—3 Divisionen,
1 Division (Generalleutnant) aus 2 oder 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavallerie- und 1 Artilleriebrigade oder aus 2—3 Kavalleriebrigaden (Kavalleriedivision),
1 Brigade (Generalmajor) aus 2—3 Regimentern,
1 Regiment (Oberst) bei der Infanterie aus 3 (oder 2) Bataillonen, bei der Kavallerie aus 5 Schwadronen (Rittmeister),
1 Bataillon (Major) aus 4 Kompanien (Hauptmann).

Zu jedem Armeekorps gehören außer Infanterie und Kavallerie:
2 Feldartilleriebrigaden (je 2 Regimenter zu je 2—3 Abteilungen [Major], die aus je 2—3 Batterien [Hauptmann] zu je 4—6 Geschützen bestehen),
1 Fußartillerieregiment (2 Bataillone),
1—2 Pionierbataillone,
1—2 Jäger- (Schützen-) Bataillone,
1 Trainbataillon.

Jede kriegsmäßige Einheit hat einen Stab; den Stäben höherer Einheiten von der Division aufwärts sind Generalstabsoffiziere zugeteilt. Die Aufgabe des Großen Generalstabs (für Preußen, Württemberg u. s. w.) und der Generalstäbe der bayrischen und sächsischen Armee ist es, im Frieden die Mobilmachung vorzubereiten, die Einrichtungen der fremden Armeen zu studieren, die umfassenden Arbeiten der Landesaufnahmen auszuführen und das Studium der Kriegsgeschichte zu fördern. Im Kriege leiten der Generalstabschef der Armee (im Haupt-

quartier des Kaisers) sowie alle Teile des Generalstabes von den Stellen aus, auf die der Krieg sie berufen hat, die Bewegung der Truppen und bestimmen Ziele und Aufgaben der kriegerischen Operationen.

Die Landesverteidigungs-Kommission überwacht die Verteidigungsmittel des Reichs, z. B. Festungen und Küstenbefestigungen.

Das Reichsmilitärgericht ist der oberste Gerichtshof in militärischen Angelegenheiten für die gesamte bewaffnete Macht des Reichs.

Die Friedensstärke des Reichsheeres an Gemeinen und Gefreiten ohne die Einjährig-Freiwilligen beträgt jetzt 505 800 Mann, die Kriegsstärke (= Friedensstärke + Reserve + Landwehr I. u. II. Aufgebots) ungefähr 4 Millionen Mann.

C. Die Kriegsflotte oder Kriegsmarine, d. h. die gesamte Seemacht, steht unter dem alleinigen Oberbefehl des Kaisers. Ihm sind unmittelbar unterstellt das Reichsmarineamt, (entsprechend den Kriegsministerien), das Marine-Kabinett, der Admiralstab der Marine (entsprechend dem Großen Generalstab der Armee), die Kommandos der Marinestationen der Ost- und Nordsee, die Kommandos der Hochseeflotte und des Kreuzergeschwaders (entsprechend den Korpskommandos der Armee).

Nach dem Flottengesetz vom 14. Juni 1900 und der Novelle zu diesem Gesetz vom Jahre 1906 soll der Schiffsbestand der deutschen Marine in Zukunft umfassen:

1. die Schlachtflotte, bestehend aus:
   - 2 Flottenflaggschiffen,
   - 4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen,
   - 8 großen und 24 kleinen Kreuzern;
2. die Auslandsflotte, bestehend aus:
   - 8 großen Kreuzern,
   - 10 kleinen Kreuzern;
3. die Materialreserve, bestehend aus:
   - 4 Linienschiffen,
   - 4 großen Kreuzern,
   - 4 kleinen Kreuzern.

Einteilung der Flotte: Das 1. und 2. Geschwader (16 Linienschiffe nebst 4 großen und 12 kleinen Kreuzern und den dazu gehörigen Torpedobootsflotillen) bilden die aktive Schlachtflotte, das 3. und 4. Geschwader die Reserve-Schlachtflotte. Von der aktiven Schlachtflotte werden sämtliche, von der Reserve-Schlachtflotte die Hälfte der Linienschiffe und Kreuzer dauernd, zu Manövern außerdem einzelne sonst außer Dienst befindliche Schiffe der Reserve-Schlachtflotte vorübergehend in Dienst gestellt. Die Indiensthaltung der Auslandsflotte ist vorläufig nicht nach bestimmten Grundsätzen geregelt. Zur Zeit sind die west- und ostamerikanische, die west- und ostafrikanische und die Südsee-Station durch einzelne Kreuzer, die ostasiatische Station durch das Kreuzergeschwader (große und kleine Kreuzer) besetzt. Geschwader werden von Admiralen (Admiral, Vizeadmiral, Konteradmiral) befehligt.

Schiffsklassen: Nach Größe, Bauart und Armierung unterscheidet man Linienschiffe, Küstenpanzer, große Kreuzer, kleine Kreuzer (früher

Avisos), Kanonenboote, Schulschiffe, Schiffe zu besonderen Zwecken (z. B. zur Vermessung), Hafenschiffe und Torpedofahrzeuge.

Kriegshäfen sind Kiel (für die Ostsee) und Wilhelmshaven (für die Nordsee). Die Personalstärke der Kriegsmarine (Offiziere, seemännisches Personal, Maschinen- und Heizerpersonal, Matrosenartillerie, Marineinfanterie) beträgt jetzt (1910) 57 170 Köpfe.

Druck von Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Schöneberg-Berlin.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 679 075 2